<36601338870010

Aus einem Tagebuch.

Königsberg Herbst 1833 bis Frühjahr 1846.

Von

Karl Rosenkranz.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1854.

Aus einem Tagebuch.

Aus einem Tagebuch.

Königsberg Herbst 1833 bis Frühjahr 1846.

Von

Karl Rosenkranz.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1854.

Vorwort.

Unsere Literatur besitzt schon eine Anzahl von Fragmentensammlungen, die, hervorgegangen aus einer umfassenden Welt- und Lebensansicht, eine fruchtbare und nachhaltige Wirkung ausgeübt haben und noch ferner ausüben werden. Ich rechne dahin die Sammlungen von Klinger, Lichtenberg, Novalis, Schelling, Baader, Goethe, Feuchtersleben u. A. Ohne natürlich diesen Männern mich gleichstellen zu wollen, wird mir der Wunsch erlaubt sein, mit der vorliegenden Sammlung doch ihrer Nachbarschaft nicht unwürdig befunden zu werden.

Meine Bemerkungen haben überwiegend den Charakter der Confession, weil sie einem Tagebuch entnommen sind. Da es mir aber nicht um eine Ausstellung meiner Person zu thun ist,

so habe ich, was mir von allgemeinerm Interesse zu sein schien, unter gewisse Rubriken geordnet, ohne daß ich jedoch die chronologische Folge zerstört hätte, in welcher die einzelnen Aeußerungen entstanden sind. Jeder Abschnitt für sich bietet auf solche Weise ein Miniaturspiegelbild der Zeit vom Herbst 1833 bis zum Frühjahr 1846.

Da man solche Aeußerungen im Drange des Augenblicks hinwirft, so liegt ihr vorzüglicher Reiz in der Frische und Energie der Form. Diese habe ich daher mit unveränderter Treue beibehalten und mir nur diejenigen Modificationen gestattet, welche man dem Verständniß und der Achtung des Publicums schuldig ist.

Indiscret gegen Andere hoffe ich nirgends gewesen zu sein. Abgesehen davon, daß die Meisten, deren persönlich erwähnt wird: Bessel, Burdach, Sachs, Sietze, Jacobi u. A., schon hinübergegangen sind, so habe ich selbst bei Verstorbenen häufig die Namen nicht genannt. Das Gespräch mit Sachs über George Sand habe ich als ein kleines Denkmal der kaustischen Manier dieses denkwürdigen Mannes nicht unterdrücken mö-

gen. In der treffenden Replik unerschöpflichen Widerspruchs war Sachs glänzend. Noch leben genug unter uns, sich jenes Abends zu erinnern.

Einige male wurde ich in Versuchung geführt, die Kürze der Aufzeichnungen durch Erläuterungen, Zwischensätze, Ausführungen aufzuheben. Ich habe aber dieser Versuchung Widerstand geleistet, weil selbst etwas auf den ersten Anblick Räthselhaftes solchen Mittheilungen nicht schadet, die es vorzüglich auf Anregung absehen.

Möge denn dieses Büchlein seine Lebensfähigkeit erproben und vom geneigten Leser mit derselben Anspruchlosigkeit aufgenommen werden, mit welcher ich es ihm darbiete.

Königsberg, im September 1854.

Karl Rosenkranz.

gen. In der lesenden Menge [illegible] Wasserpfuhle war Sache [illegible]. Noch leben genug unter uns, sich jenes Abends zu erinnern.

Einiges habe ich in Verbindung gebracht, [illegible] die Kürze der Aufzeichnungen durch Erläuterungen, Zwischensätze, Ausführungen aufzuhelfen. Ich habe aber einer Versuchung [illegible] gethan, weil [illegible] auf den ersten Anblick [illegible] seinen [illegible] nicht schadet, die es der zugleich zur Anregung abgeben.

Möge denn dieses Büchlein seine Liebenswürdigkeit [illegible] vertreten und von dem geneigten Leser mit derselben Nachsichtigkeit aufgenommen werden, mit welcher ich es ihm darbiete.

Königsberg, im September 1854.

Karl Rosenkranz.

Inhalt.

I.

Speculation.

1834.

Verklärung ist ein schöner, jetzt vielgebrauchter, zunächst aber unbestimmter Ausdruck. Unmittelbar bezeichnet er das Lichtwerden des Dunkeln. Mittelbar den Uebergang aus dem Verworrenen ins Geordnete, den Verstand Anmuthende. Weiterhin das Uebergehen von einem niedrigern Zustand in einen höhern überhaupt. Hierbei ist aber zu merken, daß nicht nur von quantitativer Steigerung, sondern auch von qualitativer Veränderung die Rede sein muß. Wir nennen z. B. Verstorbene auch Verklärte.

Die Spaltung der deutschen Philosophie kann man jetzt so formuliren:

1) Gott ist die absolute Substanz, aber Subject ist er nur in den Subjecten. Dies ist der heutige **Pantheismus**.

2) Gott ist das absolute, substantielle Subject, aber die Subjecte sind nicht substantiell. Dies ist der heutige **Theismus**.

3) Gott als das absolute Subject ist die absolute Substanz. Dies ist **Hegel's speculative Philosophie**.

Folgende Stelle aus Lichtenberg's „Vermischten Schriften", II, 74, sollte man jetzt Hegelianern und Antihegelianern zur wiederholten Beherzigung empfehlen:

„Die wenigsten Menschen haben wol recht über den Werth des Nichtseins gehörig nachgedacht. Unter Nichtsein nach dem Tode stelle ich mir den Zustand vor, in dem ich mich befand, ehe ich geboren ward. Es ist eigentlich nicht Apathie, denn die kann noch gefühlt werden, sondern es ist gar nichts. Gerathe ich in diesen Zustand — wiewol hier die Wörter Ich und Zustand gar nicht mehr passen; es ist, glaube ich, etwas, das dem ewigen Leben völlig das Gleichgewicht hält. Sein und Nichtsein stehen einander, wenn von empfindenden Wesen die Rede ist, nicht entgegen, sondern Nichtsein und höchste Glückseligkeit. Ich glaube, man befindet sich gleich wohl, in welchem von beiden Zuständen man ist. Sein und Abwarten, seiner Vernunft gemäß handeln, ist unsere Pflicht, die wir im Ganzen nicht übersehen."

Hegel hat, anknüpfend an antike Begriffe, Moralität und Sittlichkeit als subjectives und objectives ethisches Pathos unterschieden. Man könnte aber wol sagen, daß die Tendenz von Staat und Kirche darauf gerichtet sein müßte, die Moralität zur Sittlichkeit werden zu lassen.

Der Schulmeister Gräff, wie er leibt und lebt. Frankfurt a. M. 1834. Köstlich!

Definitionen zur Parodie der Schulpedanten:

„Frage: Was ist ein Säugethier?

Antwort: Wo der Mensch dazu gehört.

Frage: Was sind Säugethiere?

Antwort: Säugethiere, amalia, carnalia, haben weißes, rothes Blut, gebären lewendige Eier, unn sinn größtetheils mit Schuppen bedeckt.“

---

1 8 3 6.

Gott sollte nicht Humor haben? Wenn nicht, wie sollte dann wol die Welt bestehen? O wir Kleingläubigen! Er verkehrt unsere eingebildete Weisheit von Rechtswegen in Thorheit, unsere ehrliche Thorheit von Gnadewegen in Weisheit und lächelt oft still in seinen ewigkeitsgrauen Bart hinein, wenn wir ungeberdigen Lärm machen.

Der negative Radicalismus schmeichelt sich vorzüglich dadurch ein, daß er eine Menge von Problemen einfach beseitigt. Wenn z. B. keine Unsterblichkeit existirt, so kann uns die Frage nicht kümmern, was wird mit der Seele eines Abortus; oder, wenn kein Gott existirt, so hört die Quälerei auf, ob und wie er unser Handeln vorher wisse oder gar vorher wolle.

1837.

Die meisten Vorwürfe, welche der Hegel'schen Philosophie gemacht werden, beruhen darauf, daß man bei ihr den Anfang (initium) mit dem Princip verwechselt und jenen an die Stelle von diesem setzt. Das Sein, mit welchem die Logik anfängt, ist allerdings auch ein Moment des Princips, aber am weitesten davon entfernt, schon die ganze Natur desselben auszudrücken. Als Princip der Philosophie wie der gesammten Realität stellt Hegel den Begriff des Geistes und zwar des absoluten Geistes auf. Der absolute Geist ist als Begriff für das Erkennen freilich Resultat der Vermittelung aller übrigen Begriffe, aber an und für sich ist er das erste Sein, welches allem andern actu vorangeht. Hegel hat dies so oft ausdrücklich gesagt, und es liegt so sehr im ganzen Wesen seiner Methode, daß ich mich immer verwundere, wie man seine Philosophie nur als einen Panlogismus, Logotheismus u. dergl. ansehen kann. Hegel fängt mit dem Begriff des Anfangs an. Für das erkennende Denken ist natürlich dieses Anfangen vermittelt; eine Vermittelung, welche in die Geschichte des philosophirenden Subjects fällt. Das Subject muß abstrahiren gelernt haben, um die absolute Abstraction, die im Begriff des reinen, bestimmunglosen Seins liegt, setzen zu können. Noch dummer wird die Polemik gegen Hegel, wenn ihm gar imputirt wird, daß er mit Nichts anfange. Der Anfang ist nothwendig positiv, der

Begriff des Seins. Es kann aber bei ihm nicht stehen geblieben werden, denn sonst wäre der Anfang auch schon das Ende. Daß das Nichtsein der Begriff ist, welcher aus dem Begriff des Seins dialektisch als sein nächster, als seine eigene Negation, aus ihm selber entspringt, das haben die alten Griechen oft genug schon auseinandergesetzt. Auch die Analyse des Anfangs hat die Platonische Philosophie treffend genug gegeben. Man kann bei ihm den Begriff des Werdens nicht umgehen und muß dann auch den Begriff des Seins und des Nichtseins entwickeln. Wie man aus dem Begriff des Werdens den Begriff des Seins oder des Nichtseins weglassen könnte, ist mir unmöglich einzusehen.

Das wahrhaft Erste erscheint nur im Gange der Beweisführung als das Letzte. Es resultirt als Begriff für das Erkennen aus allen Vermittelungen, während es als Existenz das Unmittelbarste ist und schlechthin nur von sich abhängt. Diese Natur des Ersten, nicht des nur Anfangenden, kommt in allen Gebieten relativ wieder zum Vorschein. Das Prius, welches auch das reell Wirkende ist, erscheint als ein Posterius, z. B. der Staat im Verhältniß zu den Individuen u. s. w.

Es wird jetzt mit dem Wort: absolutes Wissen, ein großer Unfug getrieben. Ich kann darunter nur Dasjenige verstehen, welches den Selbstbeweis der Wahrheit erreicht. Hegel hat

dafür den Ausdruck Manifestation eingeführt, um die Selbstbestimmung des Beweises von der Construction zu unterscheiden, bei welcher der Construirende noch von außen her mitthätig ist. Freilich machen sich es viele Hegelianer mit dem Manifestiren leicht. Sie geben die ordinärsten Definitionen mit der hochtrabenden Formel, daß der Begriff sich in diesen Bestimmungen manifestire. Um die Selbständigkeit der Manifestation zu bezeichnen, hat Hegel auch gesagt, daß der Philosoph sich nur das Zusehen zum Gang der Sache behalte. Aber viele Hegelianer scheinen vergessen zu haben, daß dieses „Zusehen" das Product nur der höchsten Anstrengung, der absoluten Selbstentäußerung des Denkenden an den Gegenstand ist. Sie treiben mit der Versicherung dieses Zusehens eine eitle Renommage und beweisen mit ihren Dürftigkeiten, wie wenig sie sich noch auf den Inhalt eingelassen haben, wie sehr sie noch auf seiner Oberfläche geblieben sind.

Das absolute Wissen wird von Manchen so beschrieben, als ob es auch außerhalb der Sphäre des Erkennens einen productiven Sinn hätte. Das ist falsch. Dann wäre es der indische Magismus, vibhûti, transcendent power, wie Colebrooke sagt. Jacobi verstand die Absolutheit des Erkennens ähnlich, wenn er der Speculation den Vorwurf machte, daß das Gottwissen die Anmaßung des Gottseins in sich schließe, weil man über Demjenigen stehen müsse, was man

begreifen könne. Manche Wendungen der neuern Philosophie können, falsch verstanden, jenen Irrthum begünstigen. So sagt z. B. Hegel öfter, der Begriff sei schöpferisch. So lautet eins der berühmtesten Worte Schelling's, daß über die Natur philosophiren heiße die Natur schaffen. Schelling hat mit dem Wort „schaffen" nur das Genetische der Erkenntniß ausdrücken, nicht aber sagen wollen, daß der Philosoph die wirkliche Natur hervorbringe. Und nur als den immanenten Trieb einer Sache nennt Hegel den Begriff schöpferisch.

„Gott ist immer sich selbst gleich." Gewiß. Aber diese Gleichheit schließt den Unterschied in seinem Thun nicht aus. Einen Planeten schaffen ist qualitativ etwas ganz Anderes, Geringeres, als auf einem Planeten einem zerbrochenen, nach ihm sehnsüchtigen Herzen Trost geben.

1838.

Es ist auch eins der leeren Gerede, mit welchen man die Philosophie zu discreditiren sucht, daß die Philosophen nicht praktisch seien. Versteht man unter praktisch die Pfiffigkeit des gemeinen, hab- und ehrsüchtigen Egoismus, so kann es für die Philosophen nur ein Lob sein, in diesem Sinn nicht praktisch zu heißen. Versteht man aber unter praktisch die Uebereinstimmung der

Philosophen zwischen ihren Grundsätzen und ihrem Betragen; versteht man unter praktisch den einfachen Gehorsam gegen die Gebote der Sittlichkeit; versteht man darunter eine innige, auch zur That werdende Theilnahme an der politischen und religiösen Befreiung des Menschengeschlechts: so haben gewiß auch die Philosophen Anspruch darauf, für praktisch zu gelten. Und welche Einbildung, daß sich Diejenigen, die so mitleidig auf die unpraktischen Philosophen herabblicken, um so viel praktischer halten!

1839.

In der philologischen Kritik hat man die Regel, daß die schwerere Lesart den Vorzug vor der leichtern verdiene. Sollte dies nicht auch vom Erkennen gelten? Sollte daher Gott, Freiheit und Unsterblichkeit zu denken nicht richtiger sein, als die banale Negation dieser Ideen?

Eine der wichtigsten Erweiterungen wird der Psychologie gewiß durch die Physiologie der Nerven erwachsen. Marshall Hall hat Bell's Unterscheidung der sensitiven und motorischen Nerven noch vervollständigt durch Entdeckung einer dem Rückenmark als solchem zukommenden Function, welche er die excito-motorische oder Reflexfunction nennt. Unabhängig von der Empfindung, unabhängig vom Willen, soll sie die

natürliche Indifferenz dieses Gegensatzes ausmachen. Während des Schlafs und bei Zerstörung des Gehirns soll sich in diesen Nerven ein für sich bestehendes, unwillkürliches Leben zeigen, das sich auch prophylaktisch äußert: 1) im Trigeminus als Wache für das Auge, die Nasenöffnung und die Rachenmündung; 2) im Vagus als Wache für den Kehlkopf, den Schlund und die obere Magenöffnung; 3) in den hintern Wurzeln des Rückenmarks als Wache für das Rectum, die Blase, die Samenblase und den Uterus.

Die empirischen und positiven Wissenschaften lieben es wol, für eine ihrer Bestimmungen die Autorität eines Philosophen, vornehmlich eines gestorbenen, heranzuziehen. Die Physiker schreiben gern aus Baco, die Politiker aus Aristoteles, die Theologen aus Platon oder Leibniz ein Motto aus. Kommt aber einmal der Philosoph als ein lebendiger Mensch, um seine bescheidene Meinung über die Erfahrung, über die Dogmen des Positivismus auszusprechen, so wird er sofort als ein Laie, als ein Unmündiger mit Hochmuth zurückgewiesen.

Die Verwunderung hört wol durch das Erkennen auf, nicht aber die Bewunderung. Stupor und admiratio sind sehr zweierlei. Die Bewunderung Gottes und der Welt wächst, je mehr wir sie verstehen lernen.

Von den neuesten Systemen der Philosophie, die wie Pilze aus der Erde schießen, kann man wirklich wie jener Schneiderjunge sagen: „Meister, der Rock ist fertig. Soll ich ihn gleich flicken?“

1840.

Das gemeine und das philosophische Bewußtsein verhalten sich der Erscheinung gegenüber gerade umgekehrt. Das gemeine Bewußtsein nimmt die Erscheinung als etwas Solides, Festes, Zuverlässiges, das philosophische erblickt in ihrem Dasein zugleich den Proceß ihres Entstehens und Vergehens. Alle Philosophie, die sich wirklich zum Begriff der Idee erhebt, muß daher, wie die Platonische zuerst that, das Sein der Eleaten, welche das Werden der Erscheinung leugneten, und das Werden der Herakliteer, welche den morphologischen Proceß der Erscheinung richtig erkannten, in einer höhern Einheit vereinen, wie sie nach mehren seiner Fragmente Herakleitos selber schon besessen hat, z. B. wenn er von dem ἓν διαφεροῦν ἑαυτῷ sprach und wenn er die Gegensätze in der Harmonie gelöst erblickte. Das Wort Harmonie ist, soviel ich weiß, von ihm zuerst in der Philosophie gebraucht und ist bei ihm der treffende Ausdruck für diejenige Einheit, die sich in ihr selber entgegensetzt, aber nicht nur entgegensetzt, vielmehr die Entgegensetzung auch wieder in und durch sich aufhebt und sich eben

dadurch im Unterschied von der todten Einheit als lebendige bewährt.

„Wie kann Gott innerhalb und außerhalb der erscheinenden Welt zugleich sein?“

Diese Frage beantwortete ich heute einem Theologen durch eine andere: „Wie kann ein Magnet durch ein Bret hin eine englische Nähnadel, die auf demselben liegt, bewegen, also außerhalb und innerhalb des Bretes zugleich sein?“

Heute war ein Anhänger der Herbart'schen Philosophie bei mir, der sich bitter über die Stumpfheit der Deutschen beklagte, daß sie bei den Fremden suchten, was sie bei sich schon viel besser besäßen. Da werde nun ein solches Wesen vom St.-Simonismus gemacht. Alle Schriften des heiligen Grafen Simon würden ins Deutsche übersetzt und von allen Journalen besprochen. Von Herbart wisse kein Mensch etwas. Und doch habe er in seiner praktischen Philosophie eine viel höhere Socialphilosophie aufgestellt, als die Simonistische. Bei Herbart fließe der Begriff des Verwaltungssystems aus dem Begriff des Wohlwollens, Jedem den möglichsten und dauerndsten Genuß zu schaffen. Der Verkehr dagegen beruhe auf dem Egoismus des Vortheils. Der Egoismus sei aber im Leben so wenig zu entbehren, als der Tod, der eben auch zu ihm gehöre. Das Herbart'sche System müsse sich praktisch Bahn brechen. Da

werde es weltreformirend die Welt überwinden. Das Christenthum werde, von der Philosophie gedrängt, zur Selbsterlösungstheorie schreiten müssen, die ja in der Praxis schon lange genug existire. Auch der orthodoxeste Pfarrer komme in der Auslegung des Positiven zuletzt auf die Selbstverwirklichung der Idee der Freiheit; denn wenn man behaupte, daß Gott an unserer Stelle das Gute hervorbringe, so würde ja dadurch das Gute wieder aufgehoben. Die Theologen wüßten nur noch nicht, was sie bereits für Zugeständnisse machten!

Dafür, daß Gott als Schaffender Anderes (die Welt) aus sich als ein in sich seiendes, von ihm als Schaffendem freies Dasein producirt, ist in der That alles Zeugen eine Analogie. Der Zeugende zeugt ein anderes Lebendiges, in sich Seiendes. Der Erzieher will den Zögling selbständig machen und ihn frei von sich entlassen. Der Künstler ist um so mehr Künstler, je mehr er als Producirender in seinem Werk verschwindet, je mehr dieses auch ohne ihn Leben und Schönheit hat. Das System einer Wissenschaft, obwol hervorgebracht durch den Erkennenden, ist um so mehr System, je mehr es sich in sich selbst zusammenhält und sich durch sich selbst erklärt.

1841.

Es ist merkwürdig, wie viel Aberglauben existirt. In unsern Tagen geht von England aus eine Parole gegen die Philosophie, mit welcher man uns arme Philosophen niederzuschmettern glaubt, sowie man sie nur ausspricht. Das ist das Wort Thatsache. Die Herren Engländer geberden sich mit ihrem matter of fact so arrogant, daß die lieben Deutschen in ihrer anerzogenen Demuth gegen alles Ausländische nichts Besseres zu thun wissen, als den gleichen Ton anzuschlagen. „Es ist Thatsache", schreien uns die Empiriker zu, die historischen wie die naturhistorischen, und Viele lassen sich dann auch sogleich einschüchtern und suchen sich bei den Männern der Thatsache dadurch Credit als Philosophen zu schaffen, daß sie auf die todten, leeren Abstractionen der Speculation schimpfen und die Philosophie zu einer bloßen Erfahrungsphilosophie degradiren. Sie bringen es auch wol dahin, daß sie deshalb als wahre Philosophen gepriesen werden, weil sie schwören, gar keine eigene Ideen zu haben, nichts aus dem Denken zu schöpfen, nur zu den Thatsachen Vertrauen zu haben. Aber ihr auf euern Abfall von der Idee, auf euern Haß gegen das Denken so stolze Philosophanten, erwägt doch, daß die Thatsachen oft sehr problematisch sind, daß ein Historiker oft den andern, ein Naturforscher den andern mit Thatsachen widerlegt, und daß die Empiriker sich selber sehnen, aus dem Wust der

Thatsachen zur Uebersichtlichkeit und Einheit der Begriffe zu gelangen.

Die pure Existenz, mit welcher die Empiriker sich so selbstgefällig beschäftigen, ist für uns Philosophen doch eigentlich Das, was uns am meisten und immer von neuem in Erstaunen setzt. Sie ist das Wunder der Wunder. Tief in meinem Innersten lebt eine so schmerzliche Empfindung von der Nichtigkeit der ganzen Welt, daß ich oft schaudere. Ich sehe zwar nicht, wie Pascal, einen Abgrund neben mir, aber ich sehe ihn, den Abgrund des Nichts, überall aufklaffen, und bin insofern noch schlimmer daran. Dieses Gefühl habe ich früh gehabt. Es ist vielleicht durch den Anblick des Kriegs mit den Franzosen und die Zerstörungen, die er in seinem Gefolge hatte, bei mir entstanden, bevor ich auch nur den Namen Philosophie gehört hatte. Ohne dieses Gefühl wäre ich vielleicht ein Dichter geworden. Aber die still nagende Qual der ganz inhaltlosen, oder vielmehr nur das Nichts zu ihrem Inhalt habenden Vorstellung, was denn sein würde, wenn die Welt nicht wäre, hat meine Träumereien immer auf die Seite der Reflexion hinübergezogen. Vor diesem furchtbaren Gefühl, das zum Glück bei mir periodisch zurücktritt, tageweise dann um so schärfer wieder durchdringt, hält in mir nichts aus, auch die Vorstellung Gottes nicht. Und doch ist dieses Gefühl nicht nur ein echt speculatives, sondern auch ein echt

religiöses. Ich muß es aber stets durch Arbeit überwinden, denn sonst würde es leicht krankhaft werden und mich in einen Buddhistischen Quietismus werfen können. Es ist schwer, diesem Gefühl eine solche Darstellung zu geben, daß Andere mich richtig verstehen. In den kosmogonischen Perioden ihrer Mythenbildung müssen ganze Völker es oft sehr stark als ein geheimnißvolles Grauen vor dem Dasein gehabt haben.

Eine der bequemsten und brillantesten Manieren, sein Nichtwissen zu verbergen, besteht darin, ein Problem anzukündigen, mit allgemeinen hochtrabenden Floskeln daran herumzureden und endlich zu erklären, daß seine Lösung einer andern Wissenschaft angehöre.

Der wissenschaftliche Dilettantismus besteht vorzüglich darin, sich mit den Mitteln zu einer Erkenntniß, mit der Literatur eines Gegenstandes, nicht aber mit diesem selber zu beschäftigen.

1842.

Die hirnlosen Phantastereien der Menschen gehen doch weit. Ennemoser versichert in seinem Buch über den Magnetismus ganz ernsthaft, mit einer Gräfin in Rußland mittels An-

schauen derselben Sterne viele Jahre in einem magnetischen Rapport gestanden zu haben.

Wenn ein Dummkopf seine Dummheit nur erst in eine bornirte Formel gebracht hat, so kann er sicher sein, ein Heer von Nachbetern zu erhalten; denn nichts ist faßlicher, als eine solche Sentenz der Beschränktheit. Da läuft nun von der Schweiz aus durch alle Zeitschriften das Gerede, Hegel's praktische Philosophie sei Determinismus. Warum nicht ebenso gut sagen, sie sei Indeterminismus? Das wirkliche Wollen ist über diesen abstracten Gegensatz hinaus. Im Ich liegt der Indeterminismus, denn Ich ist ebenso wol die Möglichkeit, von Allem zu abstrahiren, als zu Allem sich zu entschließen. Will es aber handeln, so kann es nicht nur überhaupt wollen, es muß auch etwas wollen, es muß die unendliche Möglichkeit aufgeben, es muß sich zu etwas bestimmen, sich verendlichen. Darin liegt der Determinismus. Dieses Gerede wird nun schon so vorgebracht, als ob es überhaupt etwas Schreckliches wäre, wenn eine Philosophie den Determinismus lehrte. Es wird ein anathematisirendes Wort, wie Pantheismus.

Wer kein Griechisch versteht, hat gar keine Ahnung von der Feinheit und Schönheit, mit welcher Gedanken ausgedrückt werden können. Gewöhnlich denkt man, wenn die griechische Philo-

sophie in sprachlicher Beziehung erwähnt wird, nur an Platon. Aber ich muß sagen, daß auch Aristoteles und Sextus Empirikus mich oft durch ihre Gewandtheit, Sinnigkeit, Schärfe, Neuheit überraschen und entzücken. So sagt z. B. Aristoteles, daß die Poesie die Historie übertreffe, weil sie philosophischer und energischer nicht das ὄν oder das γενομενον oder γενοτατον gebe, sondern das οἷον ἄν γενοιτο. Wie unnachsagbar sind diese Worte! Οἷον ἄν γενοιτο!

Die Stärke des Atheismus liegt in folgendem Raisonnement. Die Vorstellung Gottes ist eine überflüssige Verdoppelung des Inhalts unsers vernünftigen Selbstbewußtseins. Das Wahre, Gute, Schöne bleibt ohne ein solches transscendentes Subject ebenso wahr, gut und schön, als das Unwahre unwahr, das Böse böse, das Häßliche häßlich. Was das Geschehen anbetrifft, so behauptet ihr Theisten selber, daß Gott direct im Einzelnen nichts thue. Sprecht ihr aber davon, daß er indirect, durch Vermittelung der Natur und der Menschen, etwas bewirke, so macht ihr Gott schon verschwinden. Ihr eliminirt ihn aus dem Proceß des Geschehens. An die Stelle seiner Absolutheit, an welche der Gläubige appellirt und die allerdings Wunder thun müßte, setzt ihr den objectiven Zusammenhang. In eurer Praxis seid ihr Theisten, daher selber Atheisten, denn ihr verlaßt euch nirgends auf ein Wunder, auf eine extramundane Intervention,

sondern denkt höchstens, wie jene revolutionäre Gesellschaft in Frankreich, die sich nennt: Aide toi, Dieu t'aidera! Dieses Raisonnement des Atheismus ist bei uns jetzt populär.

1843.

Concessionen, also Zugeständnisse der Berechtigung in der Foderung eines Andern, müssen zur rechten Zeit kommen. Zur unrechten helfen sie nichts mehr, entweder weil die Foderung des Andern schon zu evident ist, oder weil er seiner Foderung schon die Gewalt hinzuzufügen vermag, das Zugeständniß zu erzwingen. Wenn man jetzt aber in der Wissenschaft so viel von Concessionen liest, so ist hier der Ausdruck nicht recht passend, weil hier nichts vom Willen, Alles von der Einsicht abhängt. Liest man jetzt die Journale, so sollte man wirklich glauben, die Philosophen seien Diplomaten geworden, denn man hört von nichts als Concessionen, die bald gefodert, bald gemacht werden.

Alle wahre Philosophie stimmt mit aller wahren Religion darin überein, Theodicee, Optimismus zu sein. Sie will begreiflich machen, daß eine solche Welt mit so viel Noth, Elend, Unglück, Schmerz, Verzweiflung, Zufälligkeit doch nicht unvernünftig ist.

Der religiösen Vorstellung ist es unangenehm, wenn der Verstand ihr das Detail zumuthet. Gewöhnlich lehnt sie ein solches Ansinnen mit romantischer Vornehmheit ab. Der Verstand aber kann nicht umhin, seine Fragen in das Detail zu treiben, z. B. ob Adam, da er nicht geboren worden, einen Nabel gehabt habe?

1844.

Oft sagt man, daß das Entdecken und Erfinden das Geschäft der großen, primitiven, das Ausführen das der secundären Naturen sei.

Ist dieser Ausspruch so unbedingt wahr? In der Kunst schon gewiß nicht, weil in ihr der Inhalt nur Geltung gewinnt, sofern er auch die ihm angemessene Form erzeugt. Aber auch in der Wissenschaft hat die Formseite eine größere Wichtigkeit, als es Manchem scheinen mag. Sie ist die Seite, in welche das Beweisen fällt. Erst im Durchführen bewährt sich ein Princip. Allgemeinheiten assertorisch hinzustellen, genügt noch nicht.

Um auf die Philosophie zu kommen, so kann man z. B. sagen, daß Sokrates das teleologische Princip als Realprincip und die analytische Begriffsuntersuchung als Formalprincip aufgestellt habe. Wäre nun aber Platon nicht gekommen und hätte uns in seinen Dialogen mit künstlerischer Genialität die ganze Sokratische Epoche, die Persönlichkeit des Sokrates und die Erhebung seiner Principien aus dem Zufall dia-

logischer Erörterung in die Nothwendigkeit einer sich in sich abrundenden Totalität dargestellt, so bin ich fest überzeugt, daß ohne diese Ausführung das Princip nie seine welthistorische Anerkennung erlangt hätte.

Vielleicht würde man die Naturwissenschaften einwenden. Allein gerade bei ihnen finde ich, daß Diejenigen, welche als ihre Heroen gelten, nicht blos Allgemeinheiten aufgestellt, sondern ihre Principien auch durchgeführt und eben dadurch so außerordentlich gewirkt haben. Ich will nur an Aristoteles, Hippokrates, Galilei, Newton, Buffon, Linnée, Cuvier, Werner, A. v. Humboldt erinnern, sind sie nicht alle Meister auch in der Ausführung? Würden ihre allgemeinen Gedanken ohne diese Incarnation im Concreten Credit gefunden haben? Sind sie überzeugend nicht eben dadurch geworden, daß sie die Wahrheit ihrer Principien in der allseitigen Entwickelung derselben, wie wir im Deutschen sehr schön sagen, erhärtet haben?

Versteht man aber unter Ausführen eines Princips die nur äußerliche Beziehung eines solchen auf gegebene Thatsachen, die fabrikartige Wiederholung eines Schemas, so ist das eine Arbeit, für die ich auch die secundären Naturen noch zu gut halten würde. Secundäre Naturen haben noch etwas Productives. Ich würde hier noch eine tertiäre Schicht annehmen.

So kann man z. B. Theophrastos dem Aristoteles, Wolff dem Leibniz gegenüber als secundäre Naturen bezeichnen, die aber keineswegs

ohne alle Productivität waren, wenn auch Wolff nunmehr verschrien ist, weil er noch wieder die Wolffianer unter sich hatte, die seine pedantische Manier völlig ungenießbar machten. Diese erst können als Solche angesehen werden, welche das Princip nur extensiv erweiterten.

In jedem Gedanken kann man bei seiner Analyse endlich alle übrigen mitentdecken, weil jeder einen universellen Einschlagsfaden des Weltgewebes gibt, z. B. die Friction. Welche Processe setzen nicht alle Friction voraus! Welche Unsumme von Veränderungen liegt nicht in der bloßen Vermehrung oder Verminderung der Friction! Clausewitz in seinem unsterblichen Werk über die Kriegführung hat Friction auch für eine eigenthümliche Art von Retardation gebraucht, z. B. bei Marschoperationen durch die Veränderungen in der Beschaffenheit des Weges.

Für das Genie muß das, was es Großes vollbringt, das ihm Gewöhnliche sein. Es wäre kein Genie, wenn seine Schöpfungen ihm imponirten. Es muß ihm natürlich sein, das Ungemeine, worüber die Andern sich verwundern, als etwas zu geben, was ihm ganz familiär ist, wie wenn Jemand, indem er nur seinen Trieb zur Wollust befriedigen will, doch einen Menschen zeugen kann.

Das Beste müssen wir immer aus uns selbst nehmen. In der Philosophie namentlich hilft das Anschauen ohne Denken, das Studiren der Gedanken Anderer ohne Kritik nichts. Kann ich mich nicht mir selber erklären, so hilft mir alles Wissen vom Wissen Anderer nichts. In dieses historische Wissen, was Platon, was Spinoza, was Leibniz u. s. w. gewußt und gedacht haben, setzen Viele schon ihre philosophische Bildung. Sie können nicht den einfachsten Gedanken denken, ohne nicht bei jedem Punct sich der Ansichten Anderer zu erinnern und sie in ihr Denken einzumischen.

Die Empirie kann zur Speculation mit Goethe's Divan sagen:

„Dir mit Wohlgeruch zu kosen,
Deine Freuden zu erhöh'n,
Knospend mußten tausend Rosen
Erst in Gluten untergeh'n."

1845.

Die zerschmetterndste Vorstellung, die ich kaum auszudenken wage und kaum auszudrücken vermag, ist die, daß überhaupt etwas ist. Es gähnt mich aus diesem Gedanken der absolute, der gestaltenleere Abgrund der Welt an. Es wispert mir zu, wie der Verrath des Gottes. Es ergreift mich ein Bangen, wie in meiner Kindheit,

wenn ich die Offenbarung Johannis las und Himmel und Erde darin zusammenbrachen. Da um mich herum dehnt sich die Welt in aller Breite, mit allem Trotz sinnlicher Virtualität und scheint meiner Vorstellung zu spotten. Sie zwingt mich in ihre Kreise, zwingt mich, ihren Ordnungen zu gehorchen, lacht meines Gedankens ihres Nichts als eines Hirngespinnstes. Und doch ist dieser Gedanke, dieser widersinnig scheinende Gedanke, was nun sein würde, wenn diese Welt nicht wäre, ein Riese, der mit dem ganzen empirischen Dasein spielt.

II.

Kleine Annalen unserer Philosophie.

1833.

Fichte kämpfte erst für seine Existenz; dann für die Existenz seiner Philosophie; endlich für die Existenz Deutschlands gegen Frankreich.

Herbart besitzt eine eigenthümliche Kunst des Ausdrucks, zu frappiren. So sagt er z. B. in seiner, aus praktischem Gesichtspunct entworfenen Encyklopädie: „Die Grundsätze der Metaphysik sind widersprechend, der Psychologie mathematisch, der praktischen Philosophie ästhetisch und der Naturwissenschaft synechodologisch.“ Jeder Laie seiner Philosophie, der dies liest, muß sich sofort sagen, daß er diese Erklärung nicht verstehe, und hierdurch eben erreicht Herbart, seine Aufmerksamkeit für die weitere Auseinandersetzung auf das äußerste zu spannen.

F. E. Beneke hat eine Jubeldenkschrift auf die Kritik der reinen Vernunft herausgegeben, worin er Kant und die philosophische Aufgabe unserer Zeit betrachtet. Die Aufgabe besteht nach ihm in der „Zergliederung des menschlichen Be-

wußtseins". Der Jubel ist ganz auf Beneke's Seite, wieder ein Buch geschrieben und wieder dieselben Sachen gesagt zu haben, die Kant und die er selbst schon anderwärts gesagt haben. Uebrigens weiß er Kant gehörig zurechtzusetzen, weshalb sein Unternehmen mislingen mußte. Weil er nämlich Beneke's Psychologie noch nicht kannte. Wie natürlich also! Die „Aussicht in die Zukunft" sind Beneke's künftige Werke.

Kapp will eine Zeitschrift für Geschichte und Philosophie, „Athene", herausgeben. In dem Probeheft schreibt er in einem Aufsatz zur Philosophie der Mythologie sein eigenes, den Ideen nach von Schelling entliehenes Buch über den Ursprung der Völker stark ab. Auch die übrigen Aufsätze sind keine sonderliche Ehre für die hohe Göttin, und so wird dieses Journal wol nicht über seinen Anfang hinauskommen.

Deutschland entbehrt zu sehr der Einheit auch in der Literatur. Wäre es sonst möglich, daß Bücher erscheinen könnten, wie Fr. Groos' „Schüchterne Blicke in die Tiefen der Philosophie". Der Verfasser gesteht bescheiden ein, daß er sich nicht auf der Höhe der dermaligen Philosophie befinde, indem er von Schelling, Oken, Hegel u. s. w. nichts kenne. In die Tiefen wirft er keinen Blick, nur auf die Oberfläche. Er ist zufrieden, einige psychologische „Winke" zu geben.

Der Anfang lautet wie von einem philosophirenden Primaner: „Ich lebe in der großen und weiten Welt Gottes, wandelnd auf der schönen Erde mit ihren Auen, Wäldern, Bergen, Flüssen und Menschen; neben mir Millionen lebender und lebloser Wesen, über mir das grenzenlose Firmament u. s. w. u. s. w."

Nach dem Sturz und Tode Napoleon's fanden sich in den französischen Irrenhäusern viele Menschen, welche sich einbildeten, Napoleon zu sein. Ist es ein Wunder, wenn bei uns Deutschen, die wir die Philosophie jetzt für die fehlende Politik betreiben, Viele nach Hegel's Tode sich an seine Stelle setzen möchten? So gibt denn ein Anonymus in München „Winke zur Kritik Hegel's bei Gelegenheit der unwissenschaftlichen Anmaßungen des Herrn G—s in der Preußischen Staatszeitung". Gans hatte nämlich den Nekrolog Hegel's geschrieben. Jener Anonymus nimmt ihn dafür in Anspruch, daß er in Hegel die Vollendung unserer dermaligen philosophischen Epoche erblickt. Dieser Ruhm gebühre Krause, den Deutschland so unverdient ignorire. Krause sei ein wahrer Märtyrer, den Herbart vornehmlich ungerecht behandelt habe. Nun werden Krause's Schriften, die Deutschland nicht kenne, mit ihren Preisen aufgeführt und es wird die Insinuation gemacht, daß die preußische Regierung, um dem armen, von der göttinger hofräthlichen Aristokratie nach München verstoßenen Krause zu

einem bessern Auskommen zu verhelfen und durch ihn die Eine „sprachreine" Wissenschaft vollendet zu besitzen, Krause nach Berlin berufen müsse. Das ist der Kern der „Winke". Krause's Schicksal kann uns jammern, aber deshalb brauchen wir weder Hegel noch Herbart anzuklagen.

Ich traute meinen Augen nicht, als ich auf dem Titel einer Novität las: „Ueber die menschliche Erkenntniß. Von G. Schulze" (Göttingen 1832).

Allein der Verlagsort, sowie das Prädicat Hofrath zu Schulze, ließen mir keinen Zweifel, daß wirklich der alte Aenesidemus Schulze noch ein Buch geschrieben. Die nähere Durchsicht erhob die Authentie vollends durch den Inhalt über alles Bedenken, denn Alles, was Schulze so oft schon gesagt hat, fand ich wieder gesagt. Dampfmaschinen und Luftschiffe sind die größte Stütze, der größte Hebel und der größte Bürge unserer humanen Cultur; Jakob Böhme ist wirklich nur ein Schuster gewesen; der Mensch in südlichen Gegenden ist großer Anstrengungen unfähig, weil ihn die Hitze erschlafft u. s. w. Das wird so leutselig hingeschrieben, als ob es Axiome seien. Wie haben nur Juden, Aegypter, Mexicaner in der Tropenglut so riesige Bauwerke ausführen können? Wie sind nur die semitischen Völker so großer Karavanenzüge fähig? Angesichts solcher Thatsachen, die eine außerordentliche Kraft und Ausdauer verrathen, sagt Schulze:

„Der Mensch in südlichen Gegenden ist großer Anstrengung unfähig."

Ich überzeuge mich immer mehr, daß die Lehre des Hermesianismus ein ziemlich dürrer, ehrlicher Rationalismus ist. Aber Hermes selber muß eine sehr bedeutende Persönlichkeit gewesen sein, die in der mündlichen Darstellung zu begeistern wußte. Dies leuchtet vorzüglich aus den gründlichen, mit launiger Derbheit geschriebenen Apologien von Droste-Hülshoff hervor.

Die Herbart'sche Philosophie fängt an, Propaganda zu machen. Griepenkerl in Braunschweig hat zur Einführung in ihr Studium Briefe geschrieben, die jedoch so matt und ungenießbar sind, daß sie schwerlich Leser haben werden. Als einen Beitrag zur Revision der Metaphysik hat nun Röer in Berlin „Ueber Herbart's Methode der Beziehungen" geschrieben. Ich bezweifle aber, daß eine Philosophie jemals populär werden kann, die einerseits die Hypothese einer unbestimmten Vielheit schlechthin seiender realer Wesen macht und die andererseits die Summe ihrer Erkenntniß mit den Worten formulirt: „Wir wissen lediglich von einem Spiel verschiedener Kräfte."

Wie sehr uns die logische Zucht Noth thut, kann man nicht nur bei den vielen dürftigen

Compendien der Logik, sondern auch bei strebsamern Geistern sehen, die an die Stelle metaphysischer und logischer Bestimmungen Naturkategorien setzen. So finde ich in den „Fragmenten religiös-philosophischen Inhalts von W. A. Keiper", die nach seinem Tode jetzt herausgegeben sind, überall den Gedanken des Gattungsprocesses verfolgt. Alles ist für den Autor männlich oder weiblich. Alles strebt nach geschlechtlicher Vereinigung. Im Gewitter begatten sich Himmel und Erde u. s. w. Auf das Unorganische angewendet, sagt der Gattungsproceß zu viel; auf das Geistige angewendet, sagt er zu wenig, und es kann somit die Entstellung der Wahrheit nicht ausbleiben, ganz abgesehen von der unerträglich werdenden Monotonie eines solchen Schematismus.

Die Hegel'sche Philosophie hat gegen eine verkehrte Unterschätzung der Wirklichkeit und gegen die Verhimmelung eines inhaltlosen Jenseits das Recht des Diesseits hervorgehoben, allein sie müßte ja ihrer eigenen Dialektik ins Gesicht schlagen, wenn sie für das Diesseits das Jenseits schlechthin negiren wollte. Diesseits und Jenseits sind ja Begriffe, die als relative nur Momente einer höhern Wahrheit ausmachen, z. B. in Ansehung der Zeit ist diese es selber, welche durch das sogenannte Diesseits sowol als Jenseits hindurchgeht. Es wird schon langweilig, darüber zu sprechen. Die Polemik jedoch, die nach Popularität trachtet, wird bei Beurtheilung eines

speculativen Systems gerade bei einem solchen Punct immer mit Vorliebe verweilen. So hat C. Fortlage jetzt eine Schrift herausgegeben: „Die Lücken des Hegel'schen Systems der Philosophie nebst Andeutungen der Mittel, wodurch eine Ausfüllung derselben möglich ist.“ Fortlage behauptet, daß die Hegel'sche Philosophie von keinem Jenseits wissen wolle, weil die Welt nach Hegel die Verwirklichung der Idee sei. Als ob nun der Proceß der Realisation des Begriffs der Idee nicht den Proceß der Gestaltung in sich schlösse! Fortlage empört sich nun über die vermeinte Jenseitslosigkeit Hegel's, widerlegt aber nicht einmal diese von ihm selbst erst zurecht gemachte Abstraction, sondern wirft sich einfach auf die Thatsache des Glaubens an ein Jenseits, „indem wir es als ein Factum anerkennen, daß in der Menschenbrust ein unauslöschliches Verlangen wohnt nach einer bessern Welt, nach einem Jenseits, verbunden mit einer Ahnung von einer wahrern und tiefern Erkenntniß, als wir innerhalb der Grenzen des menschlichen Lebens zu erlangen im Stande sind“. Solche Versicherungen machen dann die Prätension, durch die Heiligkeit ihres Inhalts über alle Kritik erhaben zu sein.

Herbart's Philosophie ist eine seltsame Mischung von Dogmatismus und Skepticismus. Bei großer Schärfe der einzelnen Gedanken keine Einheit. Die Vorstellungen zersplittern sich. In der Hypothese atomistischer Eleat, in der Ausführung

ein Rival des Sextus Empirikus, hat er eine außerordentliche Phantasie für Umkehrungen, einen großartigen Eigensinn, Alles anders zu sehen als Andere. Jemand an der gewohnten Weltanschauung und Erkenntnißweise irre zu machen, ist das Studium seiner Philosophie ein treffliches Mittel; ob sie aber eine vorhaltige Befriedigung gewähren könne, bezweifle ich nicht nur aus metaphysischen und methodologischen Gründen, sondern auch, weil sie eine zu kleinliche, complicirte Naturphilosophie und gar keine Religionsphilosophie hat.

Ich komme immer mehr zur Erkenntniß, wie viel Kraft wir Deutsche in überflüssiger Eigenthümlichkeit vergeuden, weil es uns an einheitlichem Bewußtsein gebricht. Die Wissenschaft gehört bei uns noch gar nicht der Nation, oder noch richtiger, die Nation hat von sich kein Bewußtsein als Nation. Hätte sie dies, so würde sie auch ein Bewußtsein über ihre Wissenschaft besitzen. So hält denn Jeder fürs Beste, sich sein System zurecht zu machen. Unsere Kleinstaaterei kommt auch in unserer Systempolyarchie zum Vorschein. Diese Gedanken drängen sich mir auf bei Betrachtung eines in vieler Hinsicht trefflichen Buchs, dessen Schicksal, wenig beachtet zu werden, ich aber voraussehe. Der Theolog Kähler will eine Moral schreiben und gibt nun den ersten Theil heraus: „Die psychologische Grundlage.“ Ein redlicher, Forscher, ein sinniges Gemüth, ein gewandter Darsteller — aber ohne

rechtes Bewußtsein über den Stand der Wissenschaft. Um eine Moral zu schreiben, muß er in einem starken Bande erst mit der Psychologie sich auseinandersetzen. Und da begegnet es ihm denn als einem nach tieferm Aufschluß Begierigen, daß er von der Psychologie ganz abkommt und in eine „Metalogik" hineingeräth. Das Alles brauchte nicht zu sein, der Freiheit und Eigenthümlichkeit der Forschung unbeschadet, wenn bei uns eine mehr gemeinsame, öffentliche Fixirung der wirklichen Resultate unsers wissenschaftlichen Bewußtseins existirte.

Jeder Narr findet wieder seinen Narren, der ihn bewundert. Dieser Diderot'sche Ausspruch fällt mir bei einem Buche ein, das vor mir liegt: „Ariadne. Eine Epistel an Herrn Hofrath Dr. Fr. Groos, bezüglich auf seine frühere Druckschrift von 1818 über die moralische Freiheit, Unsterblichkeit der Seele und Gott." Das abgenutzte Bild vom Labyrinth liegt der Lobrede zu Grunde, die in lauter Auszügen besteht. Der Herr Hofrath ist der philosophische Theseus. Ariadne redet ihn an: „Ich, die einst auf hellenischem Boden so unglücklich gewesene Tochter des aus ältester Sagengeschichte längst bekannten kretensischen Königs Minos —, ich nähere mich auf einige Momente dieser niedern Erde wieder und begrüße darin auch dich, verehrter Mann—, der den Minotaur, d. i. das Ungeheuer von Zweifelhaftigkeit und Gewißheit des freien Wil-

lens erschlug." Man könnte meinen, die Epistel solle ein verkappter Spott sein, aber leider ist sie bitterer Ernst. Die Plattheit der Darstellung ist unsaglich.

1834.

Kühne hat gesagt, daß, wenn die Römer eine entstandene Lücke auf dem Forum mit einem lebendigen Menschen gefüllt hätten, Fortlage die Lücken des Hegel'schen Systems mit Schutt gefüllt habe.

Daumer hat sich in einigen Heften „Polemischer Blätter" gegen die Herren Höfling und Fickenscher vertheidigt. Seine Vorrede enthält ein philosophisches Glaubensbekenntniß, das aber von seinen Gegnern ein Bekenntniß des Unglaubens genannt werden wird. Das Uebrige ist eine wahre Hexenmythologie, ein Aufstöbern von allerlei tristen und curiosen Geschichten, die beweisen sollen, daß „das Christenthum noch nicht alle Barbarei abgestellt habe". Bei dieser Jagd auf Barbarismen wird Daumer sich sehr zu hüten haben, nicht nächstens dem Christenthum überhaupt alle Barbarei zu imputiren.

Sengler hat in einer Schrift: „Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Phi-

losophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit", die Foderung aufgestellt, den Willen Gottes zum Princip des Systems zu machen. Sonderbar bescheidenes Postulat! Warum nur den Willen Gottes? Warum nicht den ganzen Gott? — Sengler unterscheidet auch nicht gehörig zwischen dem Begriff des Princips als der realen Ursache (αἴτιον) und dem Begriff des Anfangs, sofern derselbe den Proceß unsers Erkennens betrifft. Denn was muß nicht Alles vorangehen, den Begriff des Willens als des Absoluten deutlich zu machen!

Tafel in Tübingen ermüdet nicht, unter den verschiedensten Formen für den Swedenborgianismus Propaganda zu machen. So hat er jetzt eine „Geschichte und Kritik des Skepticismus und Irrationalismus in ihrer Beziehung zur neuern Philosophie mit besonderer Beziehung auf Hegel" herausgegeben. — Das ist aber nur zur Anlockung des Publicums. Die Absicht des Buchs geht auf eine Darstellung des Swedenborgianismus für die Gebildeten aus, und diese Absicht kommt in einem zweiten Titel des Buchs zum Vorschein, der so lautet: „Zugleich die letzten Gründe für Gott, Vernunftgesetz, Freiheit und Unsterblichkeit." Die letzten Gründe sind eben Swedenborg's Offenbarungen.

1835.

Welch edler Schwung, welche liebenswürdige Frische, welche treffende Schilderungen in Herbart's „Allgemeiner Pädagogik". Aber auch wieder welche sonderbare Hast, welches Abbrechen der Deduction, welche überstarke Betonung des Untergeordneten, die mir nicht aus bloßem Humor als Absicht, sondern auch aus einem unbewußten Mangel zu kommen scheinen.

Wie viele Schriften sind nun nicht schon über den Hermesianismus in Bonn, Münster und Breslau erschienen! Herr von Singer griff Hermes an; Hast, Droste-Hülshoff, Biunde u. A. vertheidigten ihn. Jedenfalls ist durch seine Lehre vom Fürwahrhalten dem norddeutschen Katholicismus ein rationalistisches Element eingeimpft. Das katholische Süddeutschland theilt sich jetzt in die Günther'sche und in die Baader'sche Schule. Die erste ist hierarchischer, die zweite mystischer, fast möchte ich sagen magischer. Der Magismus, der in der katholischen Auffassung der Sacramente liegt, wird von ihr durch ein Zurückgehen auf Jakob Böhme, St.-Martin und De Maistre gestützt. Nun hat der Hermesianer Hast schon gegen den Güntherianer Pabst, der Güntherianer Pabst gegen Baader geschrieben. Zwischen dem Norden und Süden scheinen Sengler und Staudenmaier, an Schelling sich anlehnend, eine gewisse Mitte zu bilden.

„Gott und Unsterblichkeit, aus dem Standpunct der natürlichen Theologie und ihrer Beweiskraft. Von Lord H. Brougham. Aus dem Englischen von Sporschill." — Ohne Brougham's Namen wäre diese philosophisch sehr unbedeutende Schrift wol schwerlich übersetzt worden. Sie ist ganz im Ton parlamentarischer Reden gehalten und dreht sich um die Besprechung von Baco, Hume, Clarke, Tillotson u. A. Eine trockene Logik und Physik, eine nüchterne Moral und ein steifer, wiewol als Gesinnung sehr ehrenwerther Deismus. Die Wissenschaft des Geistes nennt der Lordphilosoph Metaphysik. Sie besteht nach ihm aus zwei großen „Zweigen", deren einer vom Seienden, der andere von den Pflichten handelt. Jener ist die Ontologie, die Lehre von Dem, was ist; dieser die Deontologie, die Lehre von Dem, was sein soll. Ersterer schließt nach Brougham alle physischen wie alle mentalen Wissenschaften in sich. Die Metaphysik, als unterschieden von der Physik, soll nach ihm in die Psychologie und Moral zerfallen; jene soll von den intellectuellen und activen Kräften, aber nur von Dem, was ist, diese von den Rechten und Pflichten handeln, zwar unterschieden von der Psychologie, „doch mit ihr so verbunden, wie die Corollarien mit den Propositionen, aus welchen sie fließen". Die äußerliche Teleologie spielt eine große Rolle. Um die Vernunft der Thiere als ein absichtsvolles Handeln im Unterschied vom Instinct zu beweisen, erzählt der edle Lord S. 55 folgende

Thatsache: „Vögel zerbrechen harte Substanzen, indem sie dieselben von einer Höhe herunterfallen lassen, und bringen sich das Wasser in einem tiefen Behälter näher, indem sie mit den Schnäbeln kleine Kieselsteine hineinwerfen.“

Bevor ich dies nicht selbst sehe, werde ich es gewiß nicht glauben, obschon es ein englisches fact ist und Brougham es erzählt.

1836.

Wenn ich die Wuth betrachte, mit welcher man die Hegel'sche Philosophie verfolgt, so wundere ich mich, daß Hegel's Ausdruck: die Idee in ihrer Bewegung sei ein Kreis von Kreisen, noch nicht Veranlassung gegeben hat, sie als den Dante'schen Höllentrichter zu zeichnen, der, unten sich verengend, endlich auf den leibhaften Satan stoßen läßt.

Rixner, „Geschichte der Philosophie bei den Katholiken in Altbaiern, bairisch Schwaben und Franken.“

Albert Kreuzhage hat über die Erkenntniß der Wahrheit eins jener liebenswürdigen Bücher geschrieben, die einen asketisch-wissenschaftlichen Charakter haben. Kreuzhage hat ein tiefes Bedürfniß der Philosophie, kann aber die Freiheit,

welche sie fodert, nicht ertragen. Die Philosophie soll im Gegentheil ihm beweisen, daß sie letztlich ihn nicht befriedigen könne und daß er daher glauben müsse. Er ist Katholik.

Man kann jetzt wol, wenn man den Fortgang mancher heutiger Philosophen und Philosophanten betrachtet, von ihnen sagen: „Die da wollten das Brot der Engel essen, hatten an den Trebern der Schweine Behagen.“ Erst revolutionär im „Empyreum des Absoluten“, im „Aether des reinen Gedankens“, — dann in der Plattheit des crassesten Empirismus zufrieden.

Herr Ritter, der Geschichtschreiber antiker Philosophien, hat nun auch ein philosophisches Buch über die Erkenntniß Gottes in der Welt geschrieben. Welch ein Unterschied ist es doch, über gegebene Philosophie zu reflectiren, oder eigene Gedanken zu haben. Das Erstere verstehen wir Heutigen allesammt ganz leidlich, aber im Zweiten sind wir jetzt nur Dilettanten. Ritter's Buch ist sehr wohlgemeint und stützt sich vorzüglich auf die Teleologie; es ist mit Ernst gedacht, mit Sorgfalt geschrieben und wird doch spurlos vorübergehen, weil es gar nichts Neues enthält. Ritter spricht in der Vorrede selber dieses Vorgefühl aus. Er thut sich etwas darauf zu Gute, keiner Schule der Gegenwart anzugehören. Aber dafür mangelt auch seinem eigenen

Philosophiren der specifische Ton, welcher die Gegenwart zu fesseln vermöchte, und in gewissem Sinn kann man von einem Schriftsteller sagen, daß, wenn er nicht die Thorheit einer Zeit theilt, er auch nicht ihre Weisheit lernen wird.

1837.

„Die Philosophie des absoluten Widerspruchs im Umrisse der Fundamentalphilosophie, Logik, Aesthetik, Politik, Ethik, Ekklesiastik und Dialektik. Von Dr. G. A. Lautier."

Dieser Philosoph ist ein zarter berliner Geist, so musikalisch, so gehör-empfindlich, daß er schon aus bloßer Furcht vor dem Knall das Pulver nicht erfunden hätte. Er findet es z. B. pflichtvergessen, wenn über seiner Stubendecke ein Mitwohner einen Stuhl heftig rückt.

Dr. B. Bolzano's „Wissenschaftslehre. Versuch einer ausführlichen und größtentheils neuen Darstellung der Logik mit Rücksicht auf deren bisherige Bearbeiter. Herausgegeben von mehren seiner Freunde mit einer Vorrede von Dr. Heinroth" (4 Bde., Sulzbach 1837). — Bolzano, ein edler Katholik, auf der Seite der Toleranz und Aufklärung stehend, voller Begeisterung für die Wissenschaft, aber in der Täuschung befangen, kleine, ja kleinliche Verbesserungen für etwas principiell Neues zu halten, gibt eine höchst

unförmliche Bearbeitung der Logik, die sich es nicht verdrießen läßt, auf alle schlechten Logiken des Breitern einzugehen, was eine ganz vergebliche Arbeit.

In Hengstenberg's „Evangelischer Kirchenzeitung" befindet sich unter dem Titel: „Das Land der Herrlichkeit", von dem Prediger Lange, ein sehr schön geschriebener Aufsatz, der aber zu sehr gefährlichen Schwärmereien führen kann, weil er, ganz gegen unsere protestantischen Begriffe, Gott, Himmel und Hölle localisirt. Es ist eine Vision im Sinn der Schubert'schen Naturmystik.

In Dorpat wird die Hegel'sche Philosophie in der Gestalt der Göschel'schen Theologasterei propagirt, wie dies hervorgeht aus der Schrift von A. Carlblom: „Das Wachen des Geistes im Glauben. Eine dogmatisch-rhetorische Osterbetrachtung, gerichtet an die Gläubigen unserer Zeit."

1838.

Was wir Deutsche doch alles Ueberflüssiges übersetzen! „Die Sokratische Schule der Philosophie für das 19. Jahrhundert. Von Ph. W. van Heusde. Erster Theil: Die Encyklopädie. Philosophische Nachforschungen über des Menschen Seelenvermögen und deren Harmonie. Aus dem Holländischen übersetzt von Dr. J. Leutbecher

zu Erlangen." Van Heusde, eigentlich ein Platoniker, ist Wyttenbach's Nachfolger zu Utrecht.

Wenn man länger lebt, muß man auch über sich selbst viel Sonderbares hören. Da hat Stieglitz einen Gruß an Berlin, einen Zukunftstraum gedichtet, worin er mich den „Sprachreichsverweser der absoluten Schule" nennt.

1839.

Nach Leo's Anklage soll die Hegel'sche Philosophie als eine heidnische — mit wenigen Ausnahmen — gar nicht mehr tolerirt werden, weil sie Staat und Kirche unterwühle: absolute Negation.

Nach Göschel soll dieselbe möglichst biblificirt und dadurch politisch und kirchlich orthodox gemacht werden: relative Position.

Nach Schubarth soll sie, als mit dem Entwickelungsprincip des preußischen Staats nicht übereinstimmend, in Preußen nicht mehr Universitätsphilosophie, nur noch Buchphilosophie sein dürfen: relative Negation.

Nach dem jüngern Fichte soll sie ihre Widersprüche mit der Kirche eingestehen, sich aber als religiös behaupten und auf solche Weise den Bildungsproceß einer neuen Gestalt des religiösen Bewußtseins fördern helfen: negative Position.

Nach Sengler soll sie sich als Philosophie behaupten, aber nicht Anspruch machen, die wahre zu sein, sondern der Neuschelling'schen diese Anerkennung zollen: positive Negation.

Nach den Hegelingen, Ruge u. s. w., soll sie nicht blos sich als Wissenschaft zum Zweck haben, sondern in den politischen und kirchlichen Kämpfen der Gegenwart als Princip die praktische Reform leiten: hypothetische Position.

Nach den Althegelianern soll sie Hegel's Doctrin ruhig vererben, alle Extreme vermeiden und, im Bewußtsein, die weltgeschichtlich letzte, alle Widersprüche versöhnende Philosophie zu sein, sich nicht in die Kämpfe des Tags mischen: der Quietismus der positiven Position.

Wie die Poeten jetzt die Poesie bedichten, wie die Maler das Malen malen, so bedenken jetzt unsere Philosophen das Denken, und der jüngere Fichte hat ein ganz abscheuliches Wort in Umlauf gebracht, das aber schon ganz allgemein geworden: den erkenntnißtheoretischen Proceß. Möchte die Philosophie doch endlich aus diesen von Kant, Reinhold, Jacobi, Fichte dem Aeltern, Schelling, Hegel, Baader und von uns Epigonen jener Riesen so oft durchmessenen Bahnen des psychologisch-logischen Elements an die speculative Bearbeitung wirklicher Wissenschaften der Natur und des Geistes herangehen! Wie erfrischend und erweiternd würde das nicht eben auf jene abstracten Regionen zurückwirken!

Oswald Marbach will nun in seinen „Jahreszeiten" ein Journal eigends für die „Emancipation der Philosophie" herausgeben. Dr. Eitner wird ihn darin unterstützen. Ich fürchte aber, daß dieses Emancipiren auf ein Popularisiren hinauslaufen wird, welches Leo letzthin ein Verschleppen der Ideen nannte. Die wahrhafte Emancipation der Philosophie kann nach meiner Ansicht nur in der Fortbildung der speculativen Form zum wissenschaftlichen Kunstwerk bestehen.

Die deutsche Philosophie verhält sich jetzt ganz wie die deutsche Politik. Sie gibt ihre retrograde Bewegung für einen legitimen Fortschritt aus. Die Opposition, größtentheils zu einer kryptischen Existenz gezwungen, steigert sich bis zu einem individuellen Fanatismus und verfälscht damit ihrerseits auch die Wahrheit. Man täuscht sich auf beiden Seiten und bringt diese Täuschung in ein System.

1840.

Die „Evangelische Kirchenzeitung" sagt S. 53: „Es handelt sich gar nicht darum, daß neben der Idee auch die Geschichte anerkannt werde, sondern nur diejenige Anerkennung der Geschichte ist wahrhaft eine solche, die mit einem völligen unbedingten Aufgeben der Idee verbunden ist. Jeder, der an der Idee festhält, ist ein Christusleugner und Widerchrist."

Kann man den Haß gegen die Philosophie klarer und theologischer aussprechen? Die Abgötterei, die man dermalen mit dem „historischen Christus“ treibt, wird am Ende unsere Theologie noch ganz verdummen und die Innigkeit unsers Cultus ertödten.

S. 60 wird dann der Trost gegeben, daß die Macht der Philosophie schon nicht mehr so groß sei; denn „man kann wol sagen, daß die Mehrzahl von Denen, welche der Satan in seinen speculativen Netzen gefangen hat, wieder nüchtern wird aus seinen Stricken“.

Da erfahren wir Philosophen denn auch, daß nicht die Inspiration des heiligen Geistes, sondern die Infection des Teufels sich in unserer Speculation kundgibt.

S. 62 wird dann angedeutet, daß alle Diejenigen, die ein Amt verwalten und von der Philosophie nicht lassen wollen, abgesetzt werden müssen; denn „zuletzt wird natürlich der Kampf nicht auf dem Gebiet der Wissenschaft, sondern des Lebens geführt werden müssen“.

Dieses ganze merkwürdige Vorwort der „Evangelischen Kirchenzeitung“ hat nämlich den speciellen Zweck, den Dr. Märklin aus seiner Pfarre herauszuzwingen, obwol dieselbe nicht einmal ein fetter Bissen zu sein scheint; denn es wird auch „von dem armseligen Dekanat von Calv“ mit einem recht lieblos pfründensatten Ton gesprochen.

„Die Construction des absoluten Standpuncts“ von Weber und „Die Analysis des Begriffs Geist“ von Hinkel beschuldigen die Hegel'sche Philosophie des Dualismus. Sie soll ein monistischer Nihilismus sein, wie die Herbart'sche ein atomistischer Kosmismus. Weber will nun die Hegel'sche Philosophie dadurch verbessern, daß er die ganze Realphilosophie unter die Kategorie der Objectivität des Begriffs subsumirt. Er hat übrigens den rechten philosophischen Geist, und es ist zu bedauern, daß der Tod ihn schon hingerafft hat. Sein Freund Hinkel hat seine Arbeit erst nach seinem Tode herausgegeben. Ein Gedanke Beider scheint mir beachtenswerth, daß nämlich die Geschichte der Hegel'schen Philosophie ein Zurückgehen zu den Standpuncten von Kant, Fichte und Schelling involviren müsse. Leider ist dieser fruchtbare Gesichtspunct von ihnen selber zu flüchtig behandelt worden. Viele Täuschungen des Tags lassen sich wirklich durch ihn erklären, sobald man nur nicht vergißt, auch die Veränderung mit in Anschlag zu bringen, welche innerhalb jener unbewußten Reproductionen durch den Hegel'schen Standpunct nothwendig sich hat erzeugen müssen.

Reiff z. B. fällt jetzt wieder in den Fichte'schen Standpunct zurück. Er klagt Hegel des Widerspruchs an, einen fertigen Gott und eine unfertige Welt zu haben. Als wenn eine fertige Welt noch eine Welt wäre? Als wenn ein

unfertiger Gott Gott sein könnte? Als wenn die sich ewig gleiche Existenz Gottes nicht die Bedingung wäre, das Werden einer Welt möglich zu machen? Wäre Gott nicht durch sich, was er ist, wäre er nicht absolut, so würde die Welt unmöglich sein. Zum Begriff der Welt gehört, daß sie Erscheinung sei. Die Erscheinung entsteht und vergeht. Das Sein der Welt, wie die Alten schon so klar erkannten, kann nur als ein werdendes existiren. Eine nicht werdende, nicht immer von neuem entstehende und vergehende Welt würde nicht Welt sein, sowie ein nur werdender, nicht ewiger, dem Raum und der Zeit nicht entnommener Gott nicht Gott sein würde. Reiff will zwischen Princip und Resultat unterschieden wissen. Ganz recht. Aber er muß das Princip nicht vom Resultat, das Resultat nicht vom Princip trennen wollen. Ein Princip wird Resultat auf jedem Punct seiner Entwickelung, und das Resultat ist also auch immer Princip, nämlich gewordenes. Ein Dasein *zwischen* Princip und Resultat wäre principlos und resultatlos; es wäre nichts. Nun muß man aber mit solchen Ausdrücken vorsichtig sein. Von der Welt z. B. kann man sagen, daß sie das perennirende Resultat des perennirenden göttlichen Schöpferacts als ihres Princips sei, aber man kann nicht sagen, daß Gott das Princip der Welt sei, denn dies gäbe sogleich einen schiefen, ins Pantheistische spielenden Sinn. Als Princip entwickelt er sich ewig zu seinem eigenen Resultat. Princip der Welt könnte man ihn nur nennen,

sofern er sie schafft, aber besser als Princip, metaphysisch correcter, sagt man hier Ursache der Welt.

Michelet hat eine sonderbare Vorstellung von der Existenz der Idee. Er meint, alle ihre Momente, von den untersten bis zu den höchsten, müßten auch eine Realität als beständige Coexistenz haben. Z. B. im Begriff der Idee als Natur liege die Entwickelung zu Fischen, Vögeln u. s. w. Da nun unser Planet Perioden gehabt habe, wo auf ihm Fische und Vögel noch nicht möglich waren, so müsse man annehmen, daß sie indessen auf einem andern Stern wirklich gewesen seien. So ist es nicht. Die Idee ist gegen ihre Erscheinung, die Erscheinung gegen ihre Idee nicht gleichgültig, aber frei. Schon die Alten suchten sich diese Absolutheit der Idee gegenüber der Erscheinung durch die Vorstellung einer intelligenten Welt, eines Κοσμος νοητος, klar zu machen.

Michelet denkt sich auch die subjective Existenz des Geistes in der Art, daß die absolute Substanz immer in Individuen sich als Subject setze. Er behauptet, den Begriff der Persönlichkeit Gottes in dieser Fassung von allen Schwierigkeiten befreit zu haben. Ich gestehe, dies nicht einzusehen. Ein Gott, der sich nicht schlechthin als Gott weiß, ist kein Gott. Ein Subject, daß erst allmälig sich als den erscheinenden Gott entdeckt, ein Subject, das irren, zweifeln, sündigen kann, ist nicht der absolute Gott.

Trendelenburg hat „Logische Untersuchungen" herausgegeben. Man spricht bereits so von ihnen, als habe er damit Hegel's Logik widerlegt. Fasse ich mir die Hauptpuncte zusammen, so kommt die Sache etwa auf Folgendes hinaus:

Trendelenburg behauptet, daß das reine Denken unmöglich sei. Er verlangt ein anschauendes Denken. Wie kann er denn aber das reine Denken für unmöglich erklären, wenn er es nicht zu denken vermag? Vermag er aber, es zu denken, wie kann er es dann für unmöglich erklären? Wovon ich keinen Begriff habe, das kann ich doch nicht für unmöglich erklären.

Was heißt denn aber: reines Denken? Das Wort rein als Prädicat zum Denken ist bei uns vorzüglich durch Kant's „Kritik der reinen Vernunft" in Umlauf gekommen. Aber auch bei den Alten ist es schon sehr früh in solcher Verbindung gebraucht. Schon Anaxagoras nannte den Nous unvermischt und rein. Ich nenne reines Denken dasjenige, welches mit Bewußtsein sich in den Kategorien bewegt. Dieses Denken erst verdient den Namen des Denkens sans phrase. Die Kategorien sind die allgemeinen und nothwendigen Formen des Denkens, die seinen eigenen Inhalt ausmachen, wenn es sich nur auf sich bezieht. Sie sind von Kant, von Fichte, von Schelling, von Hegel, von Herbart reine Gedankenbestimmungen genannt, um auszudrücken, daß sie von aller empirischen Bedingtheit frei sind und alle Anschauung von sich ausgeschieden haben. Z. B. die Kategorie der Substantialität

enthält nicht das geringste Empirische, nicht das geringste Anschauliche. Wir können wol die Erfahrung von besondern Substanzen machen, aber die Erfahrung der Substanz als eines Noumenon können wir nicht machen. Und so können wir wol sagen, wie die besondern Substanzen beschaffen sind, wie sie riechen, schmecken, aussehen u. s. w., aber von dem Begriff der Substanz können wir solche Prädicate nicht aussagen.

Daß ich in dem Phänomenon das Noumenon mitgesetzt erblicke, also z. B. in einer flüssigen Substanz den Begriff der Substanz realiter anschaue, ist kein Grund, zu behaupten, daß ich ohne das sinnliche Object den Begriff gar nicht denken würde.

Wenn ich die Kategorien als solche denke, so ist alle Anschaulichkeit darin aufgehoben. Alle rein logischen und metaphysischen Bestimmungen sind von sinnlich intuitiven Beimischungen gereinigt. Wie sollte wol z. B. der Begriff Princip, oder der Begriff Allgemeinheit, oder der Begriff Erscheinung u. s. w. aussehen?

Wenn ich aber einen Inhalt denke, zu dessen Beschaffenheit das Sinnliche, also Anschaubare, als ein constitutives Element gehört, so ist es in der Ordnung, daß in dem reinen Begriff das Anschauliche als ein Moment in der Art mitgesetzt wird, wie Kant in der „Kritik der reinen Vernunft" jene Mitte zwischen Verstand und Sinnlichkeit, zwischen Begriff und Anschauung beschreibt, die er Schema nennt. Diese Gestaltung des Denkens ist für alle Gebiete nothwendig,

welche der Natur und der Kunst angehören. Dieses intuitive Moment ist aber kein Widerspruch dagegen, daß nun in der Wissenschaft der Natur und der Kunst es nicht wirklich zum reinen Denken käme.

Trendelenburg setzt mich eigentlich in Erstaunen. Er ist ein gründlicher Kenner der Aristotelischen Philosophie. Seine Ausgabe und Commentirung der Aristotelischen „Psychologie" ist ein Werk, wodurch er sich für immer verdient gemacht hat. Bei Aristoteles ist aber außer Zweifel, daß er die Selbständigkeit des reinen Denkens anerkennt. Die ernährende, fühlende und denkende Seele verhalten sich nach ihm so, daß, wo die denkende, da auch die fühlende und ernährende, wo die fühlende, auch die ernährende, nicht aber umgekehrt existirt. Also erkennt Aristoteles die Autarkie des Denkens an und leitet es nicht erst aus der αἰσθησις ab, wenngleich er sehr wohl weiß, daß der äußern Erscheinung nach das Bewußtsein des Denkens dem Fühlen, das Fühlen dem Ernähren folgt. Aristoteles hat unzählige male in seinen Schriften, besonders deutlich in der „Metaphysik" auseinandergesetzt, daß Das, was der Entstehung nach, γενεσει, das Erste ausmache, keineswegs auch das dem Princip nach, φυσει, Erste zu sein brauche. Mit andern Worten: die empirische Vermittelung darf uns nicht über den Begriff der Sache an und für sich, über das το τι ἠν εἰναι, täuschen.

Trendelenburg behauptet nun, Hegel habe den Begriff des Werdens erschlichen und bei dem

Begriff des dialektischen Processes die Anschauung der Bewegung vorausgesetzt. Bewegung ist sinnlicherweise die Veränderung der Lage eines Körpers im Raum, eine Veränderung, die zugleich ohne einen Verlauf ihr correlater Zeitmomente unmöglich ist. Die Entstehung der Dialektik in der griechischen Philosophie hat sich allerdings an dieses Phänomen angeschlossen. Aber selbst bei den Eleaten war doch am Ende die Bewegung nur ein Beispiel der Erscheinung, eine Form, an welcher sie als einer sehr prägnanten das Nichtsein des Werdens aufzeigen wollten. Bei Platon ist die Rücksicht auf die Anschauung der Bewegung für den Begriff der Dialektik völlig verschwunden. Er versteht unter Dialektik nach den verschiedenen Stufen seiner Bildung und nach den verschiedenen Seiten des Begriffs bald die Sokratische Begriffsanalyse, bald die höhere Vereinigung des Seins der Eleaten und des Werdens der Herakliteer, bald die Wissenschaft der reinen Idee. Methode, Mitweg, nennt er den ideellen Proceß des Denkens, wie es, seinem Inhalt nicht voraneilend, auch nicht hinter ihm zurückbleibend, denselben als ihm identisch begleitet. Auch Kant hat bei seiner Dialektik als der Wissenschaft von den für das Erkennen sich nothwendig ergebenden Widersprüchen und ihrer Auflösung nicht die geringste Beziehung mehr auf das Sinnliche. Und Dasselbe läßt sich von Hegel sagen. Die Selbstbewegung des Denkens, die νοησις της νοησεως, die göttliche Theorie, ist ein vollkommen ideeller Proceß.

Das Denken integrirt als subjectiver Act unserer Intelligenz das Fühlen, Anschauen, Vorstellen. Als Philosophie integrirt es alle Wissenschaften, sofern sie Wissenschaft der Principien ist. Trendelenburg wendet nun gegen die Continuität des speculativen Denkens die Unmöglichkeit ein, daß es, ohne von sich aus auf die Anschauung abzuspringen, sich lediglich durch sich fortentwickeln könne. Dies ist ein schon oft gegen die Philosophie erhobener Vorwurf. Wenn ihr Philosophen nun keine Augen hättet, die Farbe zu sehen, keine Ohren, den Ton zu hören u. s. w., würdet ihr dann etwas von der Farbe, von dem Ton wissen? Würdet ihr sie in der bloßen Consequenz eurer Begriffe entdecken? Oder wenn ihr nichts von den Aegyptern, Griechen, Römern, Juden u. s. w. durch die Historie wüßtet, würdet ihr denn in einer sogenannten Construction der Geschichte a priori diese Völker gleichsam erfinden? Bildet ihr euch das wirklich ein?

Ich weiß nicht, ob ein Philosoph diese und ähnliche Fragen jemals bejaht hat, aber ich weiß, daß man mit Recht in allen Wissenschaften die Sammlung und Verarbeitung des empirischen Materials immer von der Nothwendigkeit unterschieden hat, welche innerhalb der Wissenschaft die Begriffe bestimmt. Die Philosophie allein sollte nicht so verfahren dürfen? Wenn man sagt, daß wir Philosophen, ohne zu fühlen, zu sehen, zu hören, von der Natur gar nichts wissen würden, so können wir das, meiner Meinung nach, vollkommen zugeben,

ohne uns zu compromittiren, denn wir haben Ohren, zu hören, Augen, zu sehen, Nerven, zu fühlen. Aber wir können gewiß sagen, daß z. B. Mathematik nie entstanden sein würde, wenn nicht der Mensch tetraedrische, kubische, prismische, cylindrische, sphärische und andere Formen der materiellen Gestaltung empirisch wahrgenommen hätte. Und doch zweifelt heutzutage Niemand daran, daß die empirische Wahrnehmung nur die Anregung zur Bildung der mathematischen Wissenschaft geben kann, daß sie selber aber von dieser exoterischen Genesis in ihrer esoterischen Autogenesis sehr wohl zu unterscheiden sei. Die Mathematik ist wesentlich das Product des Denkens. Ein Thier kann tausend Jahre vor einem Kreise stehen und wird doch nicht herausschauen, daß er eine Figur, in welcher jeder Punct der Peripherie in gleichem Abstand von dem Centrum sich befindet.

Man stellt sich Das, was man bei Hegel Erschleichung nennt, so vor. Hegel ist z. B. mit der Darstellung der Idee als logischer fertig. Wo bekommt er nun einen andern Gegenstand her? Wir sehen in seiner Encyklopädie die Natur folgen, die er nach dem Vorgange des Platonischen θάτερον auch als das Andersſein der Idee definirt. Aber, behauptet man nun, die Natur schiebt er hier aus der Anschauung unter. Wenn er von ihr nicht durch seine Sinne eine Kunde hätte, so sollte er es wol unterlassen, auch nur ein Wörtchen von ihr zu sagen.

Hier eben thut man der Philosophie so gro-

ßes Unrecht. Sagt Hegel denn, daß er von der Idee als logischer zur Natur übergehe? Wenn wir von einem System historisch erzählen, so sagen wir wol, daß sein Verfasser so und so anfange, so und so fortgehe u. s. w. Aber innerhalb des Systems ist doch dieses selber diejenige Einheit, die sich in sich selbst zu ihren Unterschieden fortbestimmt. So Mancher, der über uns Philosophen spöttelt, würde sogleich eine andere Auffassung der Sache gewinnen, wenn er unsere Aufgaben auch einmal zu den seinigen machen wollte. Da würde er bald sehen, wie so Vieles, das er uns Philosophen bald als Schwäche, bald als Grille oder Anmaßung imputirt, in der Schwierigkeit unserer Probleme selber liegt. Er würde dann auch wol einsehen, daß wir Philosophen nicht so einfach abkommen können, als uns oft zugemuthet wird. Der Katechismus kann mit Recht sagen: Gott schafft die Welt; Punctum. Wenn aber Jemand durch eine solche Versicherung Philosophie zu lehren behaupten wollte, so würde er sich offenbar nur blamiren.

Im Einzelnen macht Trendelenburg oft recht scharfsinnige Bemerkungen, namentlich bei dem Begriff des Urtheils und des Schlusses. In der Hauptsache will er das teleologische Moment wieder kräftigen, wie Heinrich Ritter ebenfalls vor einiger Zeit schon in einer ausführlichen Darstellung gethan hat. In dieser Beziehung kann aber im Grunde kein Gegensatz zu Hegel existiren, da derselbe für den Begriff der Idee

als absoluter den Begriff des Selbstzwecks und den Begriff der relativen Zweckmäßigkeit für den Begriff der objectiven Vermittelung vollständig anerkannt und ausgeführt hat.

Die Urtheile, die ich über das Trendelenburg'sche Buch seit einiger Zeit habe vernehmen müssen, sind mir sehr merkwürdig gewesen. Trendelenburg ist ein sehr vielseitig gebildeter Mann. Er citirt den Aristoteles, den Spinoza, Leibniz, Kant, Herbart, Hegel, Schleiermacher mit jenem à plomb, welches den gründlich unterrichteten Historiker charakterisirt. Er gibt Beispiele aus den verschiedensten Gebieten des Wissens, die es beweisen, daß er in der Mathematik, Optik, Naturgeschichte u. s. w. wohl bewandert ist. Er spricht sich endlich über moralische und religiöse Gegenstände mit einer edeln Gesinnung aus, die für ihn als Menschen einnehmen muß. Wenn man mir nun die eine oder andere dieser Eigenschaften lobte, so konnte ich unbedingt mit einstimmen und that es gern, weil in einer Zeit, wie die unserige, solche Prädicate nicht zu Vielen gegeben werden können. Kam es nun aber zum Urtheil über den philosophischen Gehalt der Trendelenburg'schen Untersuchungen, so konnte ich die gänzliche Unsicherheit gar wol bemerken. Sagte ich nun gar, daß ich glaubte, Trendelenburg sei noch hinter Kant bis zu Locke zurückgegangen, so merkte ich wol, daß man dieses Urtheil für pure Befangenheit im Hegel'schen System hielt. Man

gab mir zu verstehen, daß ein so gelehrter und gebildeter Mann, für den ich ihn doch selbst hielte, unmöglich nicht auf der Höhe seiner Zeit stehen könne.

Als ob Kenntnisse, so nothwendig, so unendlich schätzbar sie sind, schon den Philosophen ausmachten! Als ob man daher, weil Trendelenburg in der Geschichte der Philosophie, in der Geometrie, Optik, Botanik u. s. w. gute Schulkenntnisse hat, ihm glauben müsse, daß das Denken von der Anschauung abhängig, daß es als reines, seine phänomenologische Voraussetzung der Dualität von Subject und Object überwindendes unmöglich sei!

Daß ich über die Herbart'sche Philosophie viel nachdenken muß, ist sehr natürlich, da ich hier in Königsberg Herbart's Nachfolger geworden bin. Meine Stellung ist historisch eigentlich recht merkwürdig. Der Einzelne, wie er mit seiner Eigenthümlichkeit in die Welt hineingeworfen wird, hat sich mit ihr, so gut er vermag, ins Gleiche zu bringen. Von Seiten meiner Individualität hänge ich Schiller, Steffens und Schleiermacher an. Sie haben Das, was von höherm Bewußtsein, von edlerm Streben in mir ist, angeregt, und die beiden Letztern haben auch als meine Lehrer persönlich auf mich eingewirkt. Meine wissenschaftliche Bildung aber hat ihre Fundamentirung durch die Hegel'sche Philosophie erhalten, obwol Hegel in Berlin mich persönlich

gar nicht anzog und ich daher auch nie ein Collegium bei ihm hörte, sondern nur einige male bei ihm als bei einem akademischen Curiosum hospitirte. Erst das Studium seiner „Phänomenologie" 1826 riß mich gänzlich in seine Philosophie und zwang mich zu einer Abrechnung mit der Schleiermacher'schen Theologie, aus welcher meine so vielbesprochene Kritik der Schleiermacher'schen Glaubenslehre als ein nothwendiges Resultat hervorging.

Von meiner Professur in Halle bin ich 1833 hierher gekommen, wo mir nun beständig zwei Namen in die Ohren klingen: Kant und Herbart, Namen, die meine größte Verehrung fodern. Nie gehe ich vor Kant's Hause in der Prinzessinstraße, nie vor Herbart's Hause in der Königsstraße vorüber, ohne mir im Innersten zu geloben, Alles, was in meinen Kräften steht, zu thun, so großer Vorgänger auf dem hiesigen Lehrstuhl nicht ganz unwürdig zu sein. Das Andenken an diese edeln Männer übt auf mich eine pädagogische Kraft aus. Ich fühle, welche Maßstäbe die Königsberger an ihnen besitzen. Keine andere Universität kann einen heutigen Philosophen so sehr demüthigen, als Königsberg, wo die Wiege und der Sarg desjenigen Philosophen stehen, ohne welchen Fichte und Schelling, Hegel und Herbart nie existirt haben würden.

Als ich nun unter dem Titel eines Hegelianers hierher kam, fand ich natürlich nichts weniger als eine sehr entgegenkommende, wiewol durchaus freundliche Aufnahme. Wenn ich aber

bald mit den Collegen, mit den Königsbergern, ja mit den Ostpreußen überhaupt in ein so gutes Vernehmen kam, als ich mir irgend wünschen kann, so erkläre ich mir das aus Zweierlei. Einmal aus meiner Individualität, die keinen Hegel'schen, vielmehr Norddeutsch-Schleiermacher'schen, gesellig beweglichen Typus hat. Sodann daraus, daß es geschichtlich eine Nothwendigkeit für die hiesige Provinz war, nunmehr, nachdem sie erst durch Kant und Kantianer Kantisch, dann vierundzwanzig Jahre hindurch Herbartisch gebildet worden, endlich auch in das Hegel'sche Element eingetaucht zu werden. Da dasselbe in andern Provinzen unsers Staats nicht nur, sondern auch in andern deutschen Staaten eine so große Wirksamkeit gewonnen hat, so wäre es für Königsberg und Ostpreußen offenbar ein Nachtheil geworden, von ihm auf die Länge ganz ausgeschlossen zu sein. Dieser höhere Culturzusammenhang hat mich hierher gebracht.

Als ich nun hierher kam, war ich mit der Kant'schen Philosophie allerdings schon wohlbekannt, von der Herbart'schen aber kannte ich nur die beiden großen Werke der „Metaphysik" und „Psychologie". Alle andern Schriften Herbart's habe ich hier erst allmälig kennen gelernt, da sie in Deutschland so gut wie gar nicht bekannt waren. In einer eigenthümlichen Lage nun, als Hegelianer so unmittelbar mit der Herbart'schen Philosophie mich zu berühren, ist es begreiflich, daß ich über das Verhältniß derselben zur Hegel'schen viel nachdenke, besonders seitdem man

angefangen hat, dem Herbart'schen System eine völlig oppositionelle Stellung zum Hegel'schen zu geben.

Von dieser prätendirten Entgegensetzung kann ich mich aber je länger je mehr nicht überzeugen. Ich habe in meiner soeben gedruckten „Geschichte der Kant'schen Philosophie", die ich als zwölften Band der Gesammtausgabe der Kant'schen Werke hinzugefügt habe, auszuführen gesucht, daß nicht Hegel und Herbart, sondern daß Fichte und Herbart als antithetische Syzygie zusammengehören, und bin überzeugt, daß diese Auffassung endlich zur allgemeinen werden wird, wenn nur erst die Leidenschaften des Egoismus verschwunden sind, die mit dem öffentlichen Gelten von Philosophien wegen der Besetzung der Professuren mit Männern dieser oder jener Richtung verbunden zu sein pflegen.

Ich habe zu zeigen gesucht, daß Fichte und Herbart die Kant'sche Philosophie nach ihren entgegengesetzten Consequenzen hin ausgebildet haben. Fichte hat das Ich als den Absolutismus des subjectiven Idealismus, Herbart das Ding an sich als den Absolutismus des objectiven Realismus entwickelt. Die Schelling'sche Philosophie steht daher principiell trotz ihrer schludrigen Ausführung doch wirklich höher als beide.

Wenn ich hier in Königsberg auf Herbart's Philosophie mit Anhängern derselben zu sprechen gekommen bin, so haben wir uns natürlich gestritten. Bei solchen Discussionen war ein Hauptpunct der Begriff eines realen Wesens, den Her-

bart seiner ganzen Philosophie zu Grunde legt. Niemals habe ich hier das Zugeständniß erlangt, daß die Hypothese der realen Wesen consequent entweder zu einem atheistischen Atomismus oder zu einem theistischen Monadismus führen müsse. In Ansehung Demokrit's leugnete man die materielle Existenz der ursprünglichen realen Wesen; in Ansehung Leibniz' leugnete man, daß die realen Wesen als êtres représentatifs sämmtlich Vorstellungen hätten. Ich konnte diesen Entgegnungen gegen meine Consequenzen nicht widersprechen. Wenn ich dann aber folgerte, daß ich das reale Wesen, wenn es weder Atom noch Monade sein solle, nur für ein ens logicum oder metaphysicum halten könne, für den **Begriff** des Dings an sich, das, sich selbst affirmirend, was es nicht ist, als Störung seines Seins von sich ausschließt, so sollte das auch wieder nicht wahr sein. Was ist denn aber das reale Wesen, wenn es alles Dieses nicht ist?

Als einen besondern Vorzug des Herbart'schen Systems rühmen mir seine Anhänger gewöhnlich die **Unabhängigkeit seiner einzelnen Theile voneinander**. Die Logik, die Moral des Denkens, hat ihre durch das Gesetz der Identität und des Widerspruchs begründete Selbständigkeit für sich. Die Metaphysik stellt Probleme auf, die, an sich unabhängig voneinander, verschiedene in sich fortlaufende Untersuchungsreihen bilden. Ihre Einheit, sagt man, sei möglich, allein, um die Reinheit der Untersuchung nicht zu stören, abstrahire man von ihr.

Die Methodologie hat es mit der Beziehung der Erfahrung auf die ergänzenden und berichtigenden Begriffe zu thun; die Ontologie mit dem Begriff der absoluten Position des Seins, mit der Inhärenz vieler Eigenschaften in Einem Dinge; die Synechologie mit dem Begriff des wirklichen und scheinbaren Geschehens; die Eidolologie mit dem Begriff des Widerspruchs im Ich als Subject und Object. Die Psychologie, Naturphilosophie und Theologie werden nur als angewandte Metaphysik genommen. Die praktische Philosophie endlich soll wieder ganz unabhängig von der Metaphysik auf dem unmittelbaren Absolutismus des ästhetischen Gefühls des Gefallens oder des Misfallens beruhen.

Ich gestehe, daß ich in dieser Indifferenz der einzelnen Theile der Wissenschaft gegeneinander keinen sonderlichen Vorzug der Herbart'schen Philosophie erblicken kann. Eine Philosophie als eine organische Totalität soll nicht blos eine collective Einheit verschiedener gegeneinander gleichgültiger Theile sein, sie soll ein sich selbst ausgliederndes Ganzes bilden. Alle Bestimmungen sollen sich gegenseitig untereinander tragen und erläutern. Es will mir auch so vorkommen, als ob das Strümpell'sche Buch: „Die Hauptpuncte der Herbart'schen Metaphysik, kritisch beleuchtet", das in diesem Jahre erschienen ist, von den Herbartianern selbst sehr ungern gesehen werde. Strümpell ist selbst ein Anhänger der Herbart'schen Philosophie, der sie 1834 gegen den jüngern Fichte lebhaft vertheidigt hat. Nichtsdestoweniger

weist er den Mangel an Einheit, an eigentlich systematischer Harmonie mit Schärfe nach. Selbst Herbart's „Praktische Philosophie", dasjenige seiner Werke, das am meisten aus Einem Guß, leidet noch an der Coordination der fünf praktischen Ideen und der aus ihnen abgeleiteten fünf Systeme.

Als einen besonders wissenschaftlichen Zug rühmt man mir auch immer, daß Herbart sich gar nicht auf die Religion und Theologie eingelassen. Es ist dies sehr viel dadurch zur Sprache gekommen, daß ich, seit ich hier bin, zwei mal Religionsphilosophie gelesen habe, was hier ein Novum war. Herbart kommt in seiner Metaphysik durch die Teleologie zu einer natürlichen Theologie, indem er die Hypothese eines Gottes für zulässig erklärt, die besondere weitere Ausgestaltung derselben aber dem Glauben überläßt, welcher die Philosophie nichts angehe. Ich finde dieses Verfahren vortrefflich geeignet, mit den Theologen Frieden zu behalten, aber ich glaube, es reicht nicht aus. Nicht unsere Zeit nur, sondern alle Zeiten haben die Philosophen darauf angesehen, ihnen doch die Thatsache, die wir Religion nennen, zu erklären. Von allen Thatsachen ist diese gewiß die wichtigste und merkwürdigste. So wenig ich als Philosoph ablehnen kann, das Dasein der Natur, quantum fieri potest, begreiflich zu machen, so wenig kann ich die Existenz der Religion ignoriren, wenn ich auch zu ihr mich mit der kritischen Ruhe eines Naturforschers verhalten kann. Hat Herbart sich auch

von der Religion zurückgehalten, so folgt daraus nicht, daß seine Anhänger die nämliche Taktik verfolgen. Gibt Herbart zu, daß man teleologisch die Hypothese Gottes machen darf, so muß er auch weitere Folgerungen aus dieser Hypothese zugeben. In diesem Jahre eben hat derjenige Mathematiker, der als der eigentliche Mystagog des Herbart'schen Realismus gilt, Drobisch, „Grundlehren der Religionsphilosophie nach einer rationalistischen Richtung hin" herausgegeben. Er will damit laut der Vorrede dem Weltpriester Günther in Wien beweisen, daß Herbart's Philosophie nicht, wie er sie dessen beschuldigt hatte, Atheismus sei. Kann nun eine rationalistische Religionsdoctrin aus Herbart's Teleologie hervorgehen, so ist nicht abzusehen, warum nicht auch eine supernaturalistische? Herbart hat, nach meiner Meinung, Elemente genug, die es möglich machen, das Wunderbarste zu construiren. Ich rechne dahin den Unterschied des scheinbaren und des wirklichen Geschehens, die Lehre von der zufälligen Ansicht, ja die Lehre von den realen Wesen selber insofern, als sie für die Oberfläche der Erscheinungen einen mystischen Hintergrund erbauen läßt.

Habe ich mit einem Herbartianer über diese und ähnliche Puncte hin und her gehandelt, so wird gewöhnlich ein letzter Trumpf gegen mich mit der Bemerkung ausgespielt, doch zugestehen zu müssen, daß Herbart in der Psychologie eine ganz neue Bahn eröffnet habe, indem sie durch ihn zur exacten Naturwissenschaft erhoben sei.

Und das gerade kann ich am wenigsten zugeben.

Erstlich muß ich sagen, daß ich in der Herbart'schen Darstellung selber ein großes Hinderniß finde, mich wirklich zu belehren. Er hat, auch in der „Metaphysik", nämlich in der ausführlichen, zweibändigen, eine so breite Reflexion auf die abweichenden Ansichten Anderer, daß schon durch solche Kritik ein sehr großer Raum weggenommen wird. Er mischt diese Rücksicht aber auch so sehr in die eigentliche didaktische, dogmatische Darstellung, daß dieselbe äußerst wenig Positives enthält. Wenn ich, namentlich in der Metaphysik, mir nun abzog, was von Fichte, Fries, Reinhold, Kant, Spinoza u. A. referirt und widerlegt war, was blieb mir dann übrig? Namentlich mit der Eidolologie war es mir immer so ergangen. Ziehe ich von der Psychologie diese kritischen Notizen ab, so bleibt als der eigentliche Kern der Begriff der Vorstellung als einer Selbsterhaltung der Seele übrig.

Sodann aber muß ich bekennen, in der Psychologie in der That nur eine Wiederholung der Metaphysik zu erblicken, wie Herbart selber die Psychologie ja auch als angewandte Metaphysik bezeichnet. In der Metaphysik lehrt er, wie die in sich einfachen realen Wesen sich gegen alle Störung selbst erhalten. Er lehrt also eine Mechanik ihrer Bewegung. In der Psychologie lehrt er, daß jede Vorstellung als eine in sich einfache Kraft betrachtet werden kann, die gegen andere Vorstellungen, gegen die Störung

durch sie, sich selbst zu erhalten suche. Er sagt nicht, die Vorstellung sei eine Kraft, aber er legt ihr die Modalität der Existenz einer Kraft bei. Er behandelt sie als eine Kraft, als ein reales Wesen. Nun macht er das Bewußtsein zu dem intelligibeln Vacuum, über dessen Schwelle die Vorstellungen treten und unter dessen Schwelle sie, wenn sie sich dem Ich gezeigt haben, wieder heruntersinken. Die Vorstellungen kommen und gehen. Sie bilden Reihen, Kreise. Sie divergiren, convergiren. Sie verwickeln, sie verschmelzen sich. Mit besonderm Nachdruck spricht Herbart von der Statik und Mechanik der Vorstellungen.

Diese ganze Lehre nun ist aber nicht blos eine Reproduction der Herbart'schen Metaphysik, denn darin würde nichts Tadelnswerthes an sich liegen, vielmehr könnte es als eine Probe der Richtigkeit seiner Metaphysik Lob verdienen. Sie ist auch nicht neu, wofür, wie es scheint, die Herbartianer sie halten. Manche Definitionen und Ausdrücke erscheinen bei ihm neu, z. B. den intelligibeln Raum als das Zusammen und Nichtzusammen zu denken, von der Schwelle des Bewußtseins zu sprechen u. s. w. Der Sache nach ist diese Lehre eine Reproduction der Lehre von der Association der Vorstellungen, wie sie in Deutschland von den Anthropologen bearbeitet wurde, die, aus der Wolff'schen Schule hervorgegangen, doch auch von der Schottischen und Kant'schen Philosophie imprägnirt waren. Am nächsten geht, meiner Meinung nach, Maaß mit

seinem „Versuch über die Einbildungskraft“ (2. Aufl. 1797) Herbart voran. In dieser trefflichen Schrift ist am Ende auch eine „Geschichte des Begriffs der Einbildungskraft“ gegeben, der es nachweist, wie die quantitative Seite der Vorstellungen von jeher ein Moment dieses Theils der Psychologie gewesen. Aus dieser Geschichte geht aber auch hervor, daß zwischen dem logischen Verhältniß der Vorstellungen und dem psychologischen oft nicht gehörig unterschieden worden ist. Hobbes, Ploucquet, Bardili u. A. haben bekanntlich das Denken zu einem Rechnen machen wollen. Der psychologische Proceß dagegen mißt die Stärke der Vorstellung an dem Interesse, welches sie mir gewährt. Dieses Interesse ist schlechthin variabel, und so ist es auch die Stärke der Vorstellung.

Eine und dieselbe Vorstellung hat psychologisch für mich je nach der Veränderung meiner Situation, meiner concreten Beziehung zu ihrem Inhalt, durchaus verschiedene Werthe. Die Vorstellung z. B. des Lebens kann mir heute unendlich theuer sein und morgen die verhaßteste, die es für mich gibt. Die Vorstellung als solche ist die nämliche, aber gestern hatte sie einen positiven, heute hat sie einen negativen Werth für mich.

Die logische Seite der Vorstellung dagegen ist an die Formen des Begreifens, Urtheilens und Schließens gebunden. Wenn unsere Vorstellungen Reihen bilden, wenn sie sich trennen oder vereinigen, so ist der inwendige Regulator dieses Spiels der logische Archäus.

Aber, wird man mir sagen, Herbart hat die Psychologie zur exacten Naturwissenschaft durch die Anwendung der Mathematik erhoben.

Laßt doch sehen. Die Seele scheint mir, auch nach Herbart, als menschliche doch nicht gerade ein Naturgegenstand zu sein, daß man die Psychologie Naturwissenschaft nennen könnte. Doch halt! Diesen Einwurf will ich beschränken. Ich erinnere mich an Aristoteles, der in seiner Schrift „Περι ψυχης" die Seele überhaupt, auch die pflanzliche und thierische, untersucht. Ich erinnere mich auch an Herbart's Vorliebe für die Hunde. In seiner „Ausführlichen Psychologie" empfiehlt er uns für den Proceß der Vorstellungen das Studium der Hunde feierlichst. Ja er behauptet sogar, sie würden sprechen, wenn ihnen ihr Organismus es gestattete. Als ob nicht manchen Thieren ihr Organismus es gestattete, die menschliche Sprache recht treu nachzuahmen: Elstern, Raben, Papagaien, Dompfaffen u. s. w. Sprechen könnten diese Vögel schon — aber denken?

Also den Ausdruck Naturwissenschaft will ich passiren lassen, weil Herbart uns den Thieren so nahe stellt. Nun soll dieselbe aber eine exacte werden. Ach, das schmeichelt unserer Zeit! Wenn es nur etwas zu messen, zu wiegen, zu zählen, zu rechnen gibt, das hält sie hoch! Wenn man sie nur nicht mit reinem Denken incommodirt, „bei dem ja nichts Gescheutes herauskommen kann, das immer unbestimmt und leer bleibt". Herbart verspricht die Operationen der Seele zu zählen, ihre Stärke

zu messen, ihre Evolutionen zu berechnen. Er wird die Psychologie von der Nebulosität des Idealismus befreien!

Wie denn?

„Durch Anwendung der Mathematik."

Der Mathematik? Mathematik ist ein weitläufiger Begriff geworden.

„Hier kann es nur heißen durch den Integral- und Differentialcalcul."

Ich gestehe natürlich zu, daß, wenn ich einmal die Vorstellung auf den Gedanken eines psychologischen Quantums reducire, dieses Quantum auch als unendlich groß oder klein, als discret oder continuirlich muß gedacht werden können. Aber ich gestehe nicht zu, daß nur diese höhere Form des analytischen Calculs auf die Vorstellungen anwendbar sein soll. Warum soll man sie nicht, wie Bardili that, auch einfach addiren, subtrahiren u. s. w.?

Aber wie bekomme ich nun, um einen psychologischen Calcul durchzuführen, einen psychologischen Ansatz? Daß Herbart sagt: wir wollen annehmen, eine Vorstellung a sei $= 3^2$ u. s. w., ist doch eben nur eine willkürliche Annahme. Lasse ich mir die Annahme gefallen, so geht die Rechnung freilich ihren Gang. Das Exempel wird in seinen Gleichungen durchgerechnet. Aber einen Sinn würde doch diese ganze Rechnerei nur haben, wenn der Ansatz exact wäre, d. h. wenn das Quantum der Vorstellungen, von denen die Rechnung ausgeht, exact angegeben, wenn es mit Genauigkeit gemessen werden könnte.

Ist das möglich?

Nein, denn die Schätzung der Quantität kann ja nur eine approximative sein, da in der qualitativen Bestimmtheit der Vorstellung kein Index für ihre jedesmalige Stärke im Subject liegt.

Hat Herbart ein Mittel gefunden, unsere Vorstellungen einer Messung zu unterwerfen, wie wir physikalisch-dynamische Processe am Pyrometer, Barometer, Thermometer, Alkoholometer u. s. w. messen? Hat er uns einen Psychometer gegeben?

Nein.

Haben also die Rechnungen, die er hat abdrucken lassen, irgendeine Bedeutung für die Psychologie?

Offenbar gar keine, denn sie haben einen ganz fictiven Inhalt und beweisen nicht das Geringste. Sie imponiren Dem, der entweder das Spiel der Vorstellungen noch nicht kennt und unsere Willkür im Vorstellen nicht in Anschlag bringt, oder der mit dem analytischen Calcul nicht vertraut ist. Noch mehr imponiren sie Dem, der weder mit jenem noch mit diesem näher bekannt ist, ein Fall, in dem sich der größte Theil des Publicums befindet, welcher geradezu deshalb an Herbart's Psychologie glaubt, weil er nicht differenziren und integriren gelernt hat. Ich habe hier in Königsberg nun sieben Jahre verlebt; in dieser ganzen Zeit habe ich von der Herbart'schen Psychologie weiter keine Wirkung im hiesigen, auch akademischen Publicum wahrgenommen, als daß es die Herbart'sche Terminologie für die Formen der Association der Vorstellungen

angenommen hat, z. B. von der Schwelle des Bewußtseins, von der Complication und Complexion der Vorstellungen u. dergl. zu sprechen, was doch am Ende nur andere Ausdrücke sind für die längst vor Herbart bekannte Association der Vorstellungen. Ich habe aber nur einen einzigen Menschen getroffen, einen Studiosus der Mathematik, Namens Hedenkamp, welcher die Exempel durchgerechnet hatte und welcher auf meine Frage, was er nun für den Begriff der Vorstellung als Gewinn aus diesem Rechnen herausgezogen? nichts zu antworten wußte. Daß ein Mathematiker, wie Drobisch, sich dafür interessirt, finde ich ganz natürlich. Daß Herbart in die Illusion fiel, durch Drobisch wirklich zur äußersten Exactheit vorzudringen und dann bei allen Mathematikern und Physikern Propaganda zu machen, finde ich ebenso natürlich. Aber ich bin fest überzeugt, daß mit Drobisch die ganze Arithmetisirung der Psychologie wieder fällt. Wenn ich noch zwanzig Jahre lebe, kann ich es noch erleben.

Der Grund, der aus dem Wesen der Seele diese ganze Statik und Mechanik der Vorstellungen in ihrer exacten Fassung unmöglich macht, ist die Freiheit des Geistes, der sich selbst zu seinen Vorstellungen bestimmt, der sie in seiner Gewalt hat und dessen Spontaneität aller Berechnung spottet. Das Ich greift über alle seine Vorstellungen über. Kann es dies nicht mehr, fixiren sich in ihm Vorstellungen, ohne daß es sie wieder auflösen kann, so wird es verrückt;

zerfließen sie ihm, ohne daß es sie zusammenhalten kann, so wird es geistesschwach, blödsinnig.

Doch genug für heute!

Die wirkliche Geschichte ist doch märchenhafter, als alle unsere Märchenerfindungen. Es verbreitet sich die Nachricht, daß Schelling nach Berlin gerufen sei. Man hätte glauben sollen, daß er mit Baiern untrennlich verwachsen wäre, dem er seine volle Manneskraft widmen konnte, dessen Fürstenhaus, das ihn so hoch ehrte, ihn zum Geheimrath, zum Präsidenten der Akademie machte, ihn in den Adelsstand erhob, ihm für immer das auserwählte zu sein schien. Und nun soll er nach Berlin gehen?

Aber warum nicht? Das ist ja die Geschichte, daß die Nothwendigkeit gegen alle Meinung sich durchsetzt. Und nothwendig ist, daß endlich offenbar werde, was Schelling denn Besseres, Tieferes als Hegel zu bieten hat. Dies aber zu erfahren ist, wie es scheint, München nicht der Ort. So lange schon lehrt Schelling dort, aber noch Niemand weiß recht, was er lehrt. Das reflexionssüchtige Berlin mit seiner Neugier, mit seiner zersetzenden Kritik, mit seinen Rivalitäten, mit seiner geschwätzigen Presse, es wird uns bald ausplaudern, worin denn Schelling's Mysterium besteht.

Mir fällt bei der Betrachtung dieser interessanten Nachricht ein, wie ja hier in meiner eigenen Stube so wunderbare Dinge existiren, daß, hätte

sie Jemand vor zwanzig Jahren voraus wissen und voraussagen können, Niemand sie geglaubt haben würde.

Hier unter meinem Bett liegen jetzt eine Menge Mappen mit Kupferstichen, die dem humoristischen Hippel gehört haben.

Und hier unter meinem Bett steht auch ein Koffer mit einer Menge Papieren aus Hegel's Nachlaß, namentlich aus seinen jüngern Jahren, denn ich habe seiner Witwe und meinen berliner Freunden versprochen, sein Leben zu beschreiben, zu welchem Ende mir jene Papiere anvertraut sind.

Hegel war ein großer Verehrer des Humoristen Hippel, der allerdings von ihm wol nichts gewußt hat. Wie humoristisch, daß sie nun hier auf meiner Stube so nahe zusammenkommen! Was würde Hegel wol gesagt haben, wenn man ihm in Tübingen oder Jena gesagt hätte, seine Biographie werde einst in Königsberg, wo Kant lebte, lehrte und starb, geschrieben werden? Wie poetisch, aber auch wie unwahrscheinlich hätte er es finden müssen. Oder wenn man es 1830 einem Herbartianer gesagt hätte, wie unmöglich hätte es ihm erscheinen können. Oder wenn man es mir gesagt hätte, als ich in Berlin studirte und Hegel als eine weit von mir entlegene Persönlichkeit betrachtete, wäre es mir nicht als ein Wahnsinn vorgekommen? Und nun habe ich Hegel's Studienhefte von Stuttgart, von Tübingen, Frankfurt, Jena, seine Briefe, Kalender, Diplome u. s. w. hier auf

meiner Stube und werde sein Leben mit Gottes Hülfe schreiben.

„L'impossible", sagte Napoleon, „c'est le mot d'un fou!"

Warum sollte es also nicht wahr sein, daß Schelling nach Berlin kommt?

Mir fällt hierbei die Erinnerung an eine Thatsache ein, worin ich auch die Erfahrung machte, wie man urplötzlich mit Verhältnissen in die unmittelbarste Berührung gesetzt werden kann, die man als gar nicht zu seinem persönlichen Ressort gehörig ansehen muß und die uns doch mit einem male in sich zu verwickeln wissen. Es war im Sommer **1836**, als der bekannte Muckerproceß seiner Entscheidung entgegenging. Wie oft war über denselben seit länger als einem Jahre in allen Gesellschaften gesprochen. Ich hatte bei diesen Unterhaltungen meist eine passive Rolle gespielt, da ich erst Michaelis **1833** hierher gekommen war und daher die Personen jenes mystisch-montanistischen Cultus fast gar nicht kannte. Die Sommerferien hatten angefangen. Ich hatte Freitags geschlossen, mache Sonnabend, wie ich es liebe, einen Gang nach dem Walde, komme Abends mit dem behaglichen Feriengefühl zurück — und finde meinen Tisch zu Hause mit Acten bedeckt. Ich sollte, nach einer Auffoderung des Gerichts und des Dekans meiner Facultät, ein Gutachten über den speculativen Gehalt der Ebel'schen Lehre abgeben, und zu dem

Ende waren mir nun Briefe an ihn, von ihm, bei ihm nachgeschriebene Vorträge u. dergl. übergeben. Ich muß sagen, daß ich in die höchste Aufregung gerieth, als ich diese Documente einer „Offenbarung, die vom Himmel stammt", eröffnete und die in größter Vertraulichkeit vor Jahren von mir ganz fremden Personen geschriebenen Briefe in die Hände nahm! Was hätte Mancher in Königsberg damals darum gegeben, an meiner Stelle zu sein! Wie unerwartet für mich!

Warum soll also Schelling nicht nach Berlin kommen?

Es ist kein Zweifel mehr. Schelling's Berufung steht schon officiell in den Zeitungen. Er wird noch im Herbst seine Vorlesungen anfangen.

Schelling hat am 15. November, dem Tage nach dem Sterbetage Leibniz' und Hegel's, seine Vorlesungen in Berlin mit einem unermeßlichen Zulauf und Beifall begonnen.

Schelling's Antrittsrede ist da. Ich habe sie verschlungen. Wenn er nur die Hälfte von Dem erfüllt, was er verspricht, so wird er unendlich größer seine Laufbahn enden, als er sie begonnen. Die Kunst, zu spannen, besitzt er im höchsten Grade. Er will die Menschheit „über ihr bisheriges Bewußtsein hinausrücken". Ge-

lingt ihm das, so ist er mehr als Philosoph, so ist er Religionsstifter.

„Morning Chronicle“ spottet über uns Deutsche, wie wir uns jetzt abmühten, den Unterschied von Schelling und Hegel zu bestimmen. Das sei ganz leicht. Hegel sei das Ignotum und Schelling das Ignotius.

1842.

Ich habe ein Heft geliehen erhalten, welches bei Schelling 1835 in München nachgeschrieben worden. Viele Einzelheiten daraus, sehe ich nun wirklich, waren durch Dr. Kolloff, durch Prof. Kapp u. A. schon bekannt geworden. In diesem Zusammenhange aber kannte ich sie noch nicht. Es hilft doch schon nichts, ich muß mir über das Ganze Rechenschaft geben.

Die Philosophie der Mythologie soll die neue Erweiterung der ganzen Philosophie sein, wie vorher am Ende des 18. und am Anfange des jetzigen Jahrhunderts die Philosophie der Natur die Erweiterung der Vernunftphilosophie gewesen. Schelling nimmt die Mythologie als die Geschichte eines in Gott selbst existirenden theogonischen Processes. Gott selbst geht in das Bewußtsein des Menschen ein und empfängt in demselben verschiedene Gestalten, deren nothwendige Aufeinanderfolge zu erkennen das Geschäft der Mythologie ist.

[Ich halte den Ausdruck Mythologie für zu eng. Mythologie ist diejenige Seite der Religion, welche die Phantasieform der Vorstellung der Gottheit betrifft. Aber nur, wenn zu dieser objectiven Seite die subjective des Cultus hinzugenommen wird, läßt sich die Religion in ihrer Totalität und Wahrheit begreifen. Diese Seite fehlt bei Schelling.]

Gott, sagt Schelling ganz richtig, ist nicht nur das Sein, er ist der Seiende. Als Seiender aber ist er der durch sich Seiende. Er würde jedoch nicht durch sich sein können, wenn er nicht auch nicht sein könnte. Er ist also nicht nur Sein, sondern auch Nichtsein. Als die Potenz beider Bestimmungen kann er den ihm immanenten Gegensatz nur dadurch negiren, daß er die Negation des Seins, die im Nichtsein als Möglichem liegt, durch sein Wollen negirt. Er ist, weil er sein will. Die Erhebung des Seins aus der Potenz des Seinkönnens zur actuellen Potenz ist nicht ein Geschehen in Gott, das in ihm mit Nothwendigkeit vorginge, wie in der Natur die reale Möglichkeit, sobald die Bedingungen ihrer Wirklichkeit gegeben sind, zur Wirklichkeit werden muß, sondern Gott muß Das, was er kann, wollen. Zum Sein an sich muß dessen freie Selbstbejahung hinzutreten. Ohne das Nichtsein in ihm würde freilich das Wollen unmöglich sein, da im Begriff des Wollens das negative Moment so sehr, als das affirmative liegt. Nur indem Gott das Nichtsein in sich als Anderssseinkönnen negirt, ist er frei. — Gott

ist aber so nicht, was er von Natur ist. Er ist, was er sein will; er entschließt sich zu seinem Sein und schließt damit sein Anderssein als ebenso reale Möglichkeit von sich aus. Der Wille allein ist unüberwindlich, obwol er zugleich, weil es nur auf ihn selbst ankommt, auch das Ueberwindlichste ist. Wollte Gott, so könnte eine Welt der scheußlichsten sich in Selbstsucht zerfleischenden Wesen existiren, denn er dürfte dazu nur sein Nichtsein wollen. Er dürfte nur den infernalischen Trieb aus sich entfesseln. Statt dessen aber nimmt er das Nichtsein in sich nur als Basis, als Bedingung, als Ungrund, als Unwillen, Willen des Negativen, als Zorn, wie die Schrift sagt. Indem Gott die Negation als die Natur, als das Unerkannte in ihm, überwindet, gestaltet sich Das, worin er sich positiv setzt, als harmonischer Kosmos, in welchem das System, das er will, sich realisirt.

[Gegen diese ganze Theologie habe ich im Grunde nichts einzuwenden; im Gegentheil freue ich mich über sie, da Schelling in ihr die Negativität als eine für den Begriff Gottes nothwendige Bestimmung anerkannt hat. Eine besondere Originalität kann ich jedoch nicht darin finden, da sie offenbar nur eine in scholastischen Formen ausgedrückte Reproduction der Jakob Böhme'schen Lehre von Gott ist, welche für das Ja in Gott auch das Nein fodert, und dieses von Gott stets aufgehobene Moment ausdrücklich auch als den Ungrund, Unwillen und Zorn in Gott betrachtet.

Aber auch mit Hegel verglichen, kann ich kein Ueberschreiten desselben zugeben, wenn man sich daran erinnert, daß bei Hegel die Subjectivität die Wahrheit der Substantialität ist. Was Schelling das Sein, nennt Hegel Substanz; was Schelling die Selbstbestimmung zum Sein mit Ueberwindung des gleich sehr möglichen Nichtseins, nennt Hegel Subject. Nicht der logische Begriff, wie auch Schelling zu glauben scheint, ist ja bei Hegel der wahrhafte Begriff Gottes, sondern der Begriff des absoluten Geistes. Hegel leugnet nicht die Negativität in Gott, aber er nimmt sie als eine ewig von ihm aufgehobene, als das Princip seiner Beweglichkeit, Thätigkeit. Daß Hegel ein System nur der Nothwendigkeit lehre, ist factisch unwahr, denn durch seine ganze Philosophie schreitet die Freiheit eigentlich in einem progressiven Triumphzuge hindurch. Er setzt die Freiheit als die Wahrheit der Nothwendigkeit, das Wollen als die Wahrheit des Erkennens, den Geist als die Wahrheit der Natur, die Versöhnung mit Gott als die Wahrheit der Entzweiung des Menschen in der Erscheinung der Geschichte. Die Ausdrücke Schelling's, die aber großentheils Jakob Böhme und Baader angehören, sind anschaulicher. So nennt er z. B. das Freisein Gottes von seiner Nothwendigkeit ein Sichselbstbesitzen und erinnert, daß Niemand als persona sui juris etwas besitzen könne, der nicht sich selber zu besitzen vermöge.]

Schelling definirt Gott auch als die Einheit des Nichtandersseinkönnens, der Nothwendigkeit,

und des Andersseinkönnens, der Freiheit. Er will keineswegs die Freiheit Gottes als Willkür. Nur das Seinsollende soll sein, und die Möglichkeit des Andersseinkönnens ist in Gott a priori durch die Potenz des freien Entschlusses aufgehoben. Er kritisirt daher Spinoza in demselben Sinn, wie Hegel in der Logik. Er tadelt ihn, daß der Unterschied von Subject und Object in seinem Begriff der Substanz unentwickelt bleibe. Erst die freie Einheit von Ob- und Subjectivität sei Das, was wir Geist nennen könnten. Gleichmäßig eifert er gegen den Deismus, der in der Welt nur eine zufällige That Gottes erblickt. Er stellt Gott als die Totalität eines Potenzenverhältnisses dar, das aus den Kategorien der Aristotelischen Metaphysik, wie sie auch bei den Scholastikern in Gebrauch waren, entnommen ist. Gott ist 1) die Potentia materialis, ex qua; 2) formalis, per quam; 3) finalis, ad quam creatur. Gott als die causa causarum ist alle diese Potenzen zumal. Aseitas ist der Ausdruck für seine Unabhängigkeit von jeder einzelnen Potenz. Er ist nicht nur der Seiende als ein bloßes ὄν, er ist auch der Existirende, der aus dem wilden, unmittelbaren Sein sich heraussetzende (exstare, ἐξίσταμαι), der durch die Negation der Negation sich Affirmirende, was die Scholastiker essitudo nennen.

Diese Potenzen nun läßt er bald als reale Wesen untereinander operiren, bald läßt er Gott in ihren Proceß als an und für sich über demselben stehende Ursache eingreifen. In ersterer

Beziehung setzt er zwischen ihnen Spannungsverhältnisse, einen dialektischen Zusammenhang, den sie selbst erzeugen; eine oft unbehülfliche Nachbildung der Hegel'schen Dialektik in der Lehre vom Wesen. In zweiter Beziehung herrscht oft große Unklarheit dadurch, daß einmal Gott selber, weil er der Wollende, als das Seinsollende erscheint, das andere mal das Seinsollende als das Maß des Seinkönnenden, als die dem Werden des Seienden immanente Bestimmung auftritt. Doch kann man darüber wegsehen, da der Zusammenhang dieses Unterschiedes klar ist. Es kommt mir vor, als ob Schelling, um die Persönlichkeit Gottes zu urgiren, den Ausdruck Idee absichtlich gemieden habe.

Gott nun als die über dem Unterschied der Potenzen stehende Macht will, daß nichts groß sei, weshalb in der Geschichte nichts dauert und auch das Herrlichste wieder untergeht. Die indische Mythologie hat dies dadurch ausgedrückt, daß die Göttin der Täuschung, die Maja, welche den Bramah mit einem schillernden Regenbogennetz umwebte, ihn zur Weltschöpfung gleichsam verführte. Solger nannte diesen Begriff Ironie. Er erschließt uns das Räthsel der Welt, indem was als das Positive erscheine, als das Negative, was als das Negative, als das Positive offenbar werde. So ergebe sich eine Verkehrung des Werthes der Potenzen, wie z. B. das Endliche zwar ein Positives, aber nur ein negativ Positives sei u. s. w. — Wie wenig Schelling in dieser Sphäre von Hegel abweicht, geht schlagend daraus

hervor, daß er einmal selber bemerkt, wie diese Begriffe von Sein und Nichtsein, von Möglichkeit und Wirklichkeit, von Nothwendigkeit und Freiheit, von Endlichem und Unendlichem, von Können und Wollen, eigentlich die ganze Logik und Metaphysik seien.

Das Sein ist nur Eines und daher auch Alles, weil es kein anderes Sein, als das, was ist, geben kann: Alleinheit. Das Seiende ist sich selbst gleich und außer ihm ist Nichts. Der Pantheismus hat daher an dem wahren Begriff Gottes eine vollkommene Berechtigung, denn das wahrhaft Seiende kann nur Er selbst sein. Ebenso berechtigt aber ist der Monotheismus, denn das Allseiende muß nothwendig in sich Eins sein. Der Monotheismus enthält den Pantheismus in sich, und es ist nur eine Gedankenlosigkeit, bei der Allheit von der Einheit, bei der Einheit von der Allheit zu abstrahiren. Gott ist der Alleinige. Von seiner Einzigkeit besonders zu reden, ist ein Ueberfluß. Sie versteht sich von selbst.

Nach dieser Theologie wendet sich Schelling zu einer Kritik der verschiedenen Ansichten der Mythologie, der euhemeristischen, der physikalischen u. s. w. Er folgt hier vorzüglich Creuzer und Otfried Müller und äußert viel Richtiges und Geistreiches.

Nach dieser Kritik gibt er seine eigene Darstellung der Mythologie. Er unterscheidet:

1) die natürliche Religion;
2) die geoffenbarte Religion;
3) die Vernunftreligion.

Die natürliche Religion hat mit der geoffenbarten denselben Inhalt. Ursprünglich ist ein embryonischer Zustand der Religion anzunehmen, ein Monotheismus, der als ein unmittelbarer auch Pantheismus genannt werden kann. Er enthielt die von der Freiheit noch freie Zuständigkeit des Menschen, dessen Bewußtsein erst an sich, noch nicht für sich frei war. Seine Einheit aufzuheben, mußte es sich ihm selbst entgegensetzen. Die Zweiheit lag an sich schon in der Einheit als derjenigen, in welcher die Potenzen zur Spannung kommen mußten. Dieser Act war also ein Act der Freiheit, die sich als Freiheit erfaßt, und mit dieser Krisis hörte die primitive Einheit nothwendig auf. Alle mythischen Traditionen enthalten unter verschiedenen Formen die Vorstellung eines solchen vorgeschichtlichen, also urgeschichtlichen, geschichtlich ungeschichtlichen Zustandes, als Paradies, als goldenes, Saturnisches Zeitalter u. s. w. Gottes Versicherung, daß Adam worden „wie Unsereiner“ (Elohim), ist in positivem Sinn zu nehmen. Als Ironie wäre sie teuflisch.

[Bis hierher stimmt Schelling mit Hegel, aber von hier ab geht er mit ihm theilweise auseinander.]

Die primitive Menschheit kann man kein Urvolk nennen, denn der Begriff Volk fodert ja eine Mehrheit von Völkern. Die Krisis erzeugte ein Auseinandergehen der Menschheit, indem Völker mit verschiedenen Sprachen und Mythen entstanden. Diese drei Begriffe sind genetisch

unzertrennlich voneinander. Ohne Sprache, ohne Namen ist ein Volk nicht Volk; im Namen hält es gegen andere Völker zusammen. Es ist aber auch nicht Volk ohne Identität in der Absolutheit seines Wesens; der Mythus als die Vorstellung des Gottes constituirt es erst zum Volk. Ein Volk ist nicht eine Menge willkürlich miteinander verbundener Individuen; es kann nicht sich selber schaffen; nur der in ihm sich realisirende Gott vermag dies.

Diese im Allgemeinen wahren Ansichten hat Steffens in seiner „Anthropologie" (1822) gerade ebenso vorgetragen. Schelling bedient sich sogar auch seiner Beispiele in der Anführung Azara's u. s. w. Aber im Fortgang nimmt Schelling eine andere Wendung. Mit der Krisis nämlich entstand nach ihm in der immer größer werdenden Vermannichfaltigung der Völker eine Angst derselben, daß das Bewußtsein der ursprünglichen menschheitlichen Einheit in ihnen verloren gehen könnte. Sie reagirten also aus der Verschiedenheit zur Einheit und erzeugten in diesem Zurückstreben zum Centrum streng abgeschlossene Priesterschaften, Kasten und große Bauten, welche die Einheit objectiv ausdrücken und ihr Andenken durch ihre Festigkeit erhalten sollten.

[Es ist mir aus dem vorliegenden Heft nicht klar geworden, ob Schelling meint, daß Priesterschaften, Kasten und Bauten immer zusammen sein müßten. Wo Kasten sind, wird natürlich eine derselben immer die der Priester sein. Ob große Bauten gemacht werden, die einen religiösen

Charakter tragen, wird von der Religion abhängen, sofern sie nämlich Götterbilder, Palladien in geschlossenen Räumen aufstellt. In Indien, Aegypten und Mexico finden wir allerdings die Trias von Priesterschaften, Kasten und Riesenbauten. In China dagegen finden wir, was die Religion des Kongfutseu, eine der ältesten der Menschheit, anbetrifft, keine abgeschlossene Priesterschaft und keine Kasten. In Persien finden wir Kasten und die Priesterkaste der Mobeds, aber keine centralisirenden Bauten. Die Ruinen von Tschilminar sind die Reste einer Hofburg. Viele Kolossalbauten sind auch gar nicht so alt und erst in sehr vorgeschrittenen Zeiten errichtet, wie von den Pyramiden z. B. es erweislich ist. Bei dem Eden, dem Paradiese, erinnert Schelling daran, daß es ein Garten gewesen, der von dem Menschen habe bebaut werden sollen, und bringt nun die auch von Kanne u. A. gemachten Anspielungen herbei, daß Garten, jardin, Erde dasselbe Wort, ferner agrum colere, agrum subigere u. dergl. Allein der Garten des Paradieses war ja eben der, welcher nicht bebaut zu werden brauchte; erst außerhalb desselben, als der schuldbewußte Mensch ins Wüste gestoßen, mußte er im Schweiß seines Angesichts die Erde bebauen. Die empirische Bestätigung seiner Ansicht findet Schelling vorzüglich in der Geschichte des babylonischen Thurmbaus, der aber, schon weil gebrannte Steine dazu in einem Flachlande verwendet wurden, einer sehr späten Zeit angehört, welcher die Urgeschichte schon in weiter Ferne lag.]

Mit der Scheidung der Völker, Sprachen und Mythen entstand erst wirklicher Polytheismus und Monotheismus. Der letztere constituirte sich erst durch Moses. Zwischen der polytheistischen und monotheistischen Mythik stellt Schelling einen interessanten Parallelismus auf, worin er eine Periode der Einheit und der freien Mannichfaltigkeit unterscheidet. Jene erblickt er im Sabäismus, denn der Sterndienst sei die erste concrete Religion gewesen, weil gegen die Unruhe der sich drängenden Völker die unergründliche Ruhe des Himmels das Erste gewesen, wonach sie sich gesehnt hätten. Für den Polytheismus reflectirt er hierbei auf die Zendreligion und auf die uranische Aphrodite der arabischen Stämme. Für den Monotheismus auf die Zebaoth der Hebräer. „Die Sterne loben Gott." Im Monotheismus dieser Periode findet er das polytheistische Moment in den Elohim, die er den Potenzen analog stellt, während er den Jehovah dem actus purus vergleicht, der Stoff, Form und Zweck als freie Einheit durcheinander hervorbringt. In der Genesis treten die Elohim menschenschöpferisch auf. Sie verlangen den Isaak zum Opfer, welches Jehovah in ein Thieropfer verwandelt. — Die Periode der freien Mannichfaltigkeit findet Schelling durch die Inder, Aegypter und Griechen entwickelt. Es habe sich zunächst eine Deisidämonie, eine Sorge um die Existenz des Gottes, erzeugt, denn die Succession der Götter im Bewußtsein der Menschen sei nicht nur eine Bildergalerie, sondern eine Folge

realer Mächte, die sich im Geist des Menschen bewegten. Der Polytheismus gerathe in die Angst, daß der Gott in der Zersplitterung der Vielheit verloren gehen könne. Ihm zu Hülfe zu kommen, werde daher das Beste geopfert: die männliche Erstgeburt und die weibliche Jungfrauschaft, den schwachwerdenden Gott durch solche Kraftspeise zu erhalten. So erklärt sich Schelling den Ursprung des Molochsdienstes. Dieser Gott, ein verzehrendes Feuer, sei noch männlich und weiblich, ein Hermaphrodit, wie auch die Propheten noch Gott, den Jehovah, Mutter nannten. Im wechselnden Processe werde der Gott bald Mann, bald Weib, und erst später fixire sich der Unterschied der Geschlechter in besondern Gottheiten. Als empirischen Beleg für seine Deduction weist er hier vorzüglich auf den Adoniscultus hin. Erst auf diese Verweichlichung des harten Herrn, des Baal, sei diejenige Gestalt des Gottes gefolgt, der, als der erlösende, solange er wirke, verkannt und geschmäht werde; auf der polytheistischen Seite als der tyrische Melkarth und hellenische Herakles, auf der monotheistischen als der Messias erscheinend. Er urgirt, daß in der berühmtesten Messianischen Stelle bei Jesaias die göttliche Ironie ausdrücklich das Bejahende in der Form der Verneinung als ein Imperfectum hinstelle: „Er trug unsere Krankheit, er ward geschmäht u. s. w.“

Für den Schlüssel nicht nur der griechischen, sondern aller Mythologie hält Schelling den Mythus der Persephone, der πρωτογενεια und

πραξιδικη, die an sich Weib, Jungfrau ist, aber erst als Gattin wahrhaftes Weib wird, indem der Hades sie überrascht, sie raubt und in den Untergang reißt, aus welchem sie als Königin der Schattenwelt, als kinderlose, verborgene Macht alles Lebens in der Oberwelt durch ihr Wirken wieder zum Vorschein komme. Die Persephone als Schlangengöttin, als Proserpina, von proserpere, hängt ihm daher mit allen Schicksalsgöttinnen, insbesondere mit der Adrasteia und Nemesis zusammen. Die Nemesis, von νομος, läßt nur geschehen, was geschehen soll, und zertrümmert alles Andere. Zu Präneste in Latium war daher ihr Bild aufgestellt, wie sie als die allwaltende den Jupiter und die Juno in ihren Armen hält und den Erstern säugt. Engverbunden ist mit diesem Mythenkreise der des Dionysos als des Gottes, der mit seiner Begeisterung übermannt. Allein erst mit der Kybele, der Demeter, befestigt sich das Leben. Ihr Bild fiel als Stein vom Himmel herab. Sie ist die umgestürzte Göttin, wie das Universum das unum versum, das verkehrte, das aus seiner Einheit in die Vielheit gesetzte Eins ist; wie der Uebergang des Geistes vom Insichsein zur Aeußerung der That von ihm vergessen wird, weil die That mit ihrer Plötzlichkeit ihn überrascht; wie die Natur nicht ein bloßes Anderssein der Idee, sondern eine Folge von Gestalten ist, in denen Gott sich selbst überwindet, als Schaffender das Nichts in ihm, aus welchem Bosheit, Krankheit, Gift, Häßlichkeit hervorgehen, durch immer

harmonischere Gebilde bezwingt, bis er im Menschen als dem exoterisch gewordenen Gott von seinem Entäußerungsproceß ruht; wie das Bewußtsein in Folge der Götter ein anderes wird und mit dem Offenbarwerden eines neuen Gottes in ihm sofort dem Untergang sich zuwendet, weil es dann nicht mehr sich selbst besitzt, denn aus einer Stufe in die andere übergehend, gebraucht es die Ausflucht, in sich seiend nicht in sich zu sein, eine List, die ihm doch nicht helfe, weil die Wahrheit besser ist als alle Illusion. Kybele ist die Göttin der Verkehrung des Abfalls ins Positive. Sie kommt vom Gebirge, thront unter Thurmzinnen und hat das Getümmel der Korybanten um sich herumschwärmen.

[In dieser ganzen Exposition wiederholt Schelling im Einzelnen viele bekannte Creuzer'sche Ansichten und wagt sich, wie in den Anmerkungen zu seinen samothrakischen Gottheiten, in viele Etymologien, wie z. B. wenn er den Namen Kybele, einer ursprünglich phönikischen Gottheit, mit dem griechischen Κῦβη, κυπταζω, κυπτω, βαω u. s. w. zusammenbringt.

Eine Hauptsache ist ihm aber wol, zur Hegel'schen Phänomenologie einen Gegensatz zu bilden. Mit einer unendlichen Tiefe der Anschauung, mit einer dieser Tiefe ebenbürtigen Meisterschaft der Darstellung, hat Hegel in ihr den Proceß auch des religiösen Bewußtseins entwickelt. Er ist dabei wahrlich nicht gemeint gewesen, darin nur eine formale Morphologie nur des menschlichen Bewußtseins zu geben, sondern

er hat sehr wohl die Synergie des göttlichen Geistes in diesem Proceß erkannt, wie dies besonders bei seiner Schilderung der geoffenbarten Religion auf die erhabenste und erschütterndste Weise zur Sprache kommt. Aber wie jetzt von Hegelianern phänomenologische Processe flink weg so und so gemacht werden, so ist nicht zu leugnen, daß auch die Auffassung des religiösen Processes von manchen Hegelianern so genommen wird, als sei er nur ein anthropologischer, während in Wahrheit kein religiöser Vorgang gedacht werden kann, der nicht im Wesen ein theanthropologischer ist. Gegen solche Ausflachung wird Schelling in Berlin eine wohlthätige Reaction dadurch hervorbringen, daß er die mythischen Epochen als eine Succession der Veränderungen betrachtet, welche in den Spannungsverhältnissen der göttlichen Potenzen selber sich realisiren, sodaß nicht nur der Mensch, sondern auch der Gott eine Geschichte durchlebt. Das Gefährliche für Schelling liegt nur darin, daß, weil er mit dem Begriff der Phänomenologie des Geistes in der Erfahrung des Bewußtseins nicht aufs Reine, bei ihm der Gott auch wieder zu sehr historisirt und bis zu der Stellung heruntergebracht wird, daß der Mensch ihm gegenüber zu einer Macht sich erhebt, die seine Absolutheit bedrängt, was Schelling namentlich beim Sündenfall annimmt.

Blicke ich rückwärts, so hat Schelling bis zu diesem Punct hin die hervorragendsten Richtungen der jetzigen deutschen Philosophie auf diesem Gebiet in sich concentrirt. In seiner Lehre von

der Spannung der Potenzen hat er in Aristotelischen Ausdrücken die Hegel'sche Dialektik nachgebildet; in seiner Theologie hat er im Gegensatz zum indifferenten Absoluten seines frühern Pantheismus den Hegel'schen Begriff Gottes als des absoluten Geistes, als absolutes Subject absolute Substanz zu sein, fast in denselben Wendungen ausgedrückt; in der Lehre von der Ironie hat er Solger's „Erwin", in der Lehre von der Aufhebung der Negativität in Gott Jakob Böhme und Franz Baader wiederholt; in der Annahme, daß mit der Krisis der Urgeschichte Völker, Sprachen und Mythen sich geschieden hätten, trifft er ganz mit Steffens zusammen; in der Mythologie endlich stützt er sich vornehmlich auf des alten J. G. Vossius „Theologia gentilis et physiologia christiana sive de origine ac progressu Idololatriae" und auf Creuzer's Untersuchungen; denn H. Voß' und Müller's erwähnt er zwar auch, nicht aber Lobeck's. Ich kann mich nicht erinnern, im ganzen Heft jemals einem Citat aus dem „Aglaophamos" begegnet zu sein, woraus natürlich nicht folgt, daß Schelling ihn nicht kenne; denn es wäre lächerlich, ihm eine große Belesenheit auf diesem Gebiet abzusprechen.

Für die weitere Construction scheint er mir aber ganz eigenthümlich dazustehen, und ich bedaure nur, daß das Heft hier sehr unvollständig ist. Es enthält nämlich eigentlich nur den Uebergang zur Philosophie der Offenbarung, nicht aber diese selber. Der Mythologie stellt Schelling die Offenbarung gegenüber. Sie sei die Negation

der Irrthümer gewesen, in welche die Mythologie sich endlich verloren habe. Der Succession nach konnte daher die geoffenbarte Religion erst die spätere sein. Die Mysterien, die nach ihm sich erst im verfallenden Heidenthum bildeten, die Speculationen der Neuplatoniker, waren der letzte Versuch des Heidenthums, sich von seiner Verworrenheit zu lösen; die Einheit der Götter war in Zeus zum Begriff geworden. Der Grund des Christenthums ist die Dreieinigkeit Gottes, nicht diese ein Product des Christenthums. Gott ist in der Allheit der Eine, also die Einheit der Allheit und der Einheit. Aber auch das Christenthum hat Perioden der Entwickelung, nämlich eine Petrinische, Paulinische und Johanneische. Die erstere hat im römischen Katholicismus, die zweite im deutschen Protestantismus ihre Gestaltung bereits vollendet; die dritte, welche die Aeußerlichkeit der ersten und die Innerlichkeit der zweiten in der Liebe vereinen wird, ist die Religion der Zukunft, die uns jetzt bevorsteht.

Schelling ist also kirchlich ein Ireniker, wie auch Leibniz es gewesen.]

Schrecklich, wenn sich ein Mensch für das radical Negative begeistert. Was zuerst Begeisterung war, wird Fanatismus. Friedrich Richter, der sich selbst zubenennt von Magdeburg, aus Sorge, daß ihn Jemand mit dem großen Jean Paul Friedrich Richter verwechseln könnte, hört nicht auf, die Welt durch die Predigt der

Nichtunsterblichkeit beglücken zu wollen. Allmälig sollte er doch einsehen, daß, was ein Moment unserer höhern Bildung ist, nämlich auch eine Periode der Skepsis und des Unglaubens an die Unsterblichkeit durchleben zu müssen, nicht das Interesse Jedermanns sein könne. Ich habe heute Alles, was er gegen mich geschrieben hat, wieder durchgelesen. Nicht der Glaube an die Unsterblichkeit überhaupt verdient eine bittere Polemik, sondern die Albernheit der sentimentalen und phantastischen, ich möchte sagen, fleischlichen Ausschmückung unsers Zustandes nach dem Tode, dessen Modalität wir nun ein für alle mal nicht wissen können. Mag hier Einer träumen, ahnen nach Belieben, nur halte er seine Visionen nicht für Religion oder Philosophie. Diese Seite der Sache ist aber nicht das ganze Problem, für dessen auch berechtigte Mystik Richter den Sinn ganz verloren zu haben scheint.

Die Berichte über Schelling in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" sind insofern schon als treu anzunehmen, weil sie günstig für Schelling sind. Aus ihnen geht hervor, daß er in Berlin seine Stellung zu Hegel viel schärfer, als in München, präcisirt. In München fügte er, wie er sich ausdrückte, seiner Philosophie der Natur als nothwendige Ergänzung die Philosophie der Mythologie und Offenbarung hinzu, die unstreitig auch den Inhalt der oft von ihm angekündigten Schrift „Ueber die Weltalter" aus-

macht. Der Name Weltalter mag Schelling später nicht mehr recht angemessen erschienen sein, als er noch tiefer eindrang. Das Buch soll schon einmal zum Theil gedruckt gewesen sein, er aber Cotta zur Vernichtung des Drucks bewogen haben. Seine Fassung des inversen Parallelismus im Polytheismus und Monotheismus ist unstreitig tiefer, als was man sich nach Analogie der sogenannten vier Monarchien des Daniel, die ehemals den Lehrbüchern der Welthistorie zu Grunde lagen, unter einer Folge der Weltalter denken kann. Hegel hat am Schluß seiner „Philosophie des Staats" die Weltgeschichte auch noch in vier Alter zerlegt: in ein orientalisches, griechisches, römisches und germanisches, aber ich halte diese Eintheilung, mit wie schönen, prägnanten Worten sie auch charakterisirt ist, für unvollkommen, weil sie der Geschichte der Juden nicht Rechnung trägt. Hegel erwähnt ihrer bei dem Uebergang vom römischen zum germanischen Zeitalter, allein die Tragweite der Geschichte des Volks Gottes ist viel größer, und ich selbst habe sie immer als den Gegensatz zur Geschichte des Ethnicismus gefaßt, wie ich dies in meiner „Abhandlung über das Verdienst der Deutschen um die Philosophie der Geschichte" gezeigt habe.

Dem System Hegel's setzt Schelling das seinige, soviel ich sehe, besonders in folgenden Antithesen, entgegen: das Hegel'sche sei das der *negativen*, das seinige das der *positiven* Philosophie; das Hegel'sche sei das der bloßen *Nothwendigkeit*, das seinige das der *Freiheit*; das

Hegel'sche das des bloßen Begriffs, das seinige das der Realität; das Hegel'sche das der abstracten Vernunft, das seinige das der lebendigen Wirklichkeit; das Hegel'sche das eines subjectiven Apriorismus, das seinige das der objectiven Erfahrung; das Hegel'sche das der quidditas des Wesens, das seinige das der quodditas der Existenz.

Dies ungefähr sind die Antithesen, die ich aus den Zeitungen heraushöre. Natürlich hängen alle diese Begriffe zusammen. Dem einen Problem inhäriren immer alle übrigen. Unter speculativen Philosophen kann gar keine Frage darüber sein, daß immer nur die Einheit dieser in ihrer Isolirung antithetischen Bestimmungen die Wahrheit ist.

Negativ und positiv. Kann das Negative negiren, ohne an dem Positiven zu sein, oder ohne selber ein Positives zu sein? Schelling behauptet jetzt, sein früheres System, das Identitätssystem, sei ein blos negatives gewesen. Hegel, gibt er zu verstehen, habe sich in dasselbe hineingearbeitet und es durch seine Logik sogar am consequentesten ausgeführt, allein es sei ein Irrthum von ihm gewesen, diesen einseitigen Standpunct schon für die ganze Wahrheit zu nehmen. Weil das Identitätssystem nur Das, was nicht anders sein kann, enthalte, sei es nur negativ. In der That sehe ich die Berechtigung dieses Ausdrucks nicht ein, der schon von Hegel's Feinden mit destructiv vertauscht wird. Eine negative Philosophie, denkt man, kann in

Staat und Kirche auch nur negativ wirken, während eine positive nur auferbaulich sein kann. Warum der Begriff der Vernunft, der absoluten Nothwendigkeit des Wesens, einen nur negativen Werth haben soll, wie gesagt, das sehe ich nicht ein. Negativ und positiv sind Reflexionsbestimmungen, die man gar nicht so einfach setzen kann.

Hegel's System soll ferner das der bloßen Nothwendigkeit sein. Hier scheint mir ein ganz gemeiner Irrthum obzuwalten. In Ansehung der Entwickelung muß jedes System dahin streben, die Nothwendigkeit seiner Bestimmungen durch ihre Ableitung zu beweisen, denn Philosophie ist es nur durch den Beweis. Diese Nothwendigkeit einem System zum Vorwurf zu machen, würde also die äußerste Unphilosophie verrathen, und diese ist einem Manne, wie Schelling, nicht zuzutrauen, selbst wenn die Polemik ihn erhitzt. Der Irrthum ist ein anderer, aber doch ein gemeiner. Schelling will sagen, daß, wenn das Sein durch die absolute Nothwendigkeit bestimmt wird, die Freiheit des auch Andersseinkönnens ausgeschlossen sei. Hegel habe nun in der logischen Methode, die nach ihm ja Alles beherrschen solle, keinen Raum für die Freiheit, die von dem Nichtandersseinkönnen frei ist. Dieses eben nenne ich einen gemeinen, gang und gäben Irrthum, denn in solcher Entgegensetzung zur Nothwendigkeit wird die Freiheit offenbar als Willkür des Auchanderskönnens genommen. Schelling will den Gott nicht zu einem blinden Proceß werden lassen, selbst wenn derselbe an

sich Vernunft enthielte. Darin stimme ich ihm völlig bei. Allein einmal ist es ja ein falsches Factum, daß Hegel die bloße Nothwendigkeit zu seiner Göttin mache, da er ja mit höchstem Nachdruck Spinoza gegenüber die Freiheit als den Grund und Zweck aller Nothwendigkeit entwickelt und die Substantialität im Begriff der Subjectivität zum Moment derselben aufhebt. Sodann aber sehen wir ja, daß, obwol Schelling sich viel darauf zu Gute thut, den Gott aus den Banden der Nothwendigkeit entfesselt und zu einem Schöpfergotte gemacht zu haben, der auch Neues hervorzubringen vermöge, er doch ausdrücklich lehrt, daß das wahrhafte Sein nur das ist, in welchem das Nichtsein nicht mehr sein kann, weil das Sein dem Seinsollenden gleichgeworden. Nun, dieses Seinsöllende, nothwendig Seiende, wird doch wol vernünftig sein müssen. Daß in Gott Selbstbestimmung, Wille, daß in der Natur auch Zufall, daß in der Geschichte auch Zufall und Willkür existiren, das hat doch Hegel nirgends geleugnet.

Wenn Schelling Hegel vorwirft, die Realität dem Begriff geopfert zu haben, so ist das eine jener banalen Beschuldigungen, die gegen die Philosophie überhaupt gemacht zu werden pflegen, weil den der Abstraction Ungewohnten in der einfachen, bildlosen Sprache der Speculation von Rechtswegen das sinnliche Anschauen und Vorstellen ausgeht und sie diesen formalen Nihilismus, der erst den Anfang des Begriffs ausmachen sollte, schon für das Ende nehmen.

Nach Hegel ist ja nicht der abstracte, subjective Begriff das Wahre als das schlechthin Wahre, ebenso wenig aber auch das bloße äußere Dasein, sondern die absolute Wahrheit ist ihm nur die Idee als die Einheit des Begriffs und seiner Realität. Wahrlich, nach nicht wenigen Aeußerungen, die jetzt verlauten, müßte man glauben, daß Schelling von der Hegel'schen Logik doch keine höhere Vorstellung habe, denn nur von einer Wissenschaft des Verstandes, nicht aber, wie Hegel intendirt hat, des göttlichen Logos, der ewigen weltfreien, weltregierenden Sophia.

Die Entgegensetzung von Vernunft und Wirklichkeit ist nur eine andere Formulirung der Opposition von Begriff und Realität. Hegel hat ja genug leiden müssen, daß er nur das Vernünftige für wirklich gelten lassen wollte, während der empirische Pöbel ihm freilich nachsagte, daß er alles Wirkliche im Sinn der gemeinen Erscheinung für vernünftig erklärt habe, und die Verdächtigung ihm diese ihm erst angedichtete schlechte Metaphysik so auslegte, daß er diesen Satz nur aufgestellt habe, um jede Maßregel der preußischen Regierung und jedes Dogma der Luther'schen Orthodoxie als vernünftig zu rechtfertigen. Als ob nicht jede Partei, jede Confession sich dann dieser Sophistik bedienen könnte. Was Hegel vernünftig nennt, ist Dasselbe, was Schelling mit dem Seinsollenden bezeichnet, und wie nichts im Dasein als dies nur aushält, so verdient auch nichts, wie Hegel sagt, den emphatischen Namen des Wirklichen als nur das Ver-

nünftige. Der Vorwurf trifft also nicht. Wollte Schelling aber mit dem Vorwurf der Vernunft Hegel einen Logotheismus oder, wie viele Schellingianer es nehmen, Atheismus schuldgeben, so würde auch das nicht treffen, da bei Hegel wol der Begriff der Vernunft der Anfang des Systems, der abstracte nur logisch concrete Begriff der Idee, der Begriff des Geistes aber als des absoluten das Princip des Systems ist.

Die Entgegensetzung von Apriorismus und Erfahrung läuft ziemlich auf Dasselbe hinaus. Man muß bei diesem Vorwurf unwillkürlich daran denken, wie weit Schelling in seiner Jugend das apriorische Construiren getrieben. Aus seinem Munde ist das Lobpreisen der Erfahrung und das Eifern gegen den Apriorismus wahrhaft überraschend. Worauf es beruhen soll, daß Hegel die Erfahrung misachtet habe, weiß ich nicht, wenn man nicht immer und ewig das Geschichtchen wiederkäuen will, daß er die Existenz eines Planeten da geleugnet habe, wo er gleichzeitig entdeckt worden. Abgesehen davon, daß diese Leugnung in dem Zusammenhang, wie sie bei Hegel vorkommt, den hypothetischen Charakter besitzt, auf eine Platonische Progression bezogen zu sein, so ist aus der Geschichte der Wissenschaften wol genugsam bekannt, wie Empiriker aus empirischen Gründen oft genug Thatsachen leugneten, die von Andern aus andern Gründen schlagend bewiesen wurden. Wenn unter den neuern Philosophen irgendeiner genannt werden darf, der mit rastlosem, Aristotelischem Fleiß sich um

eine innige Vertrautheit mit allen empirischen Wissenschaften bemüht hat, so ist es gewiß Hegel gewesen. Seit Leibniz ist Niemand unter ihnen, dem er nicht an vielseitiger Gelehrsamkeit überlegen gewesen wäre.

Aber aus dem Vorwurf, daß Hegel nur die quidditas, nicht quodditas der Dinge begriffen, erhellt wol, daß der Sinn, ihm die Erfahrung abzusprechen, noch ein anderer gewesen. Wer hätte gedacht, daß die Romantik der Schelling'schen Philosophie wirklich bis in die Sprache der mittelalterlichen Scholastik sich zurückbilden und uns noch von Quidditát und Quodditát unterhalten würde! Schelling will sagen, die negative, Altschelling'sche, Hegel'sche Philosophie habe sich nur damit beschäftigt, zu beweisen, worin das Wesen der Dinge, ihre allgemeine, dem Denken offenbare Nothwendigkeit beruhe. Etwas Anderes aber sei es, zu beweisen, daß diese Noumene auch Existenz hätten. Dies könne die logische Philosophie nicht, denn, wie er 1834 in der Vorrede zu Cousin's Vorrede sagte, mit dem rein Rationalen könne man nicht an die Wirklichkeit herankommen. Was soll es denn nun aber sein, wodurch uns die Existenz des Wesens verbürgt wird? Es soll der Glaube sein. Die Philosophie soll uns erkennen lehren, daß Gott nur Dasjenige schuf, was er schaffen wollte, und daß daher das Dasein nicht die Realität eines an und für sich nothwendigen Begriffs, sondern das Product einer That ist, welche unter vielen, unter unendlichen ihr vorschwebenden

Möglichkeiten sich schließlich zu der nun existirenden Wirklichkeit bestimmte. Wenn nicht in der Offenbarung ein Plus gesetzt wäre, das in der Vernunft nicht liegt, so wäre sie nicht Offenbarung. Dieses Plus ist die freie That Gottes. Diese Ansicht, wie sie ganz ähnlich schon der Leibniz'sche Optimismus vortrug, soll nun Das sein, was uns in den Besitz des absoluten Prius, selbst des der Gottheit setze.

Ich kann mir nun wol vorstellen, welch eine Freude Viele empfinden, eine positive Philosophie der göttlichen Thaten durch Schelling zu erhalten, durch welche sie der Mühe überhoben werden, sich viel auf die Denknothwendigkeit einzulassen. Ich kann mir vorstellen, wie man mitleidig auf den todten, knöchernen Rationalismus der Hegel'schen Logomachie herabblickt. Aber ich bin doch gespannt, ob denn jene dürftige Versicherung, durch die quodditative Erkenntniß die Erfahrung erst begriffen, die Existenz bewährt zu haben, irgendetwas dazu beitragen wird, uns eine andere Philosophie der Natur und Geschichte, nicht blos der Mythologie und Offenbarung, zu geben; denn ich sehe nicht ein, daß durch das Quod an den Thatsachen als solchen das Geringste verändert wird. Wird z. B. die Pflanze dadurch eine andere, daß ich zu ihr hinzudenke, Gott hätte vielleicht eine andere Form derselben, er hätte sie vielleicht auch gar nicht erschaffen können? Wie müßig erscheint ein solches Denken! Schelling wird es meinetwegen zu trivial finden, sich in solcher Weise eine bestimmtere

Vorstellung jenes absoluten Prius zu machen, wie es ja auch in Athen Philosophen gab, die es zu trivial fanden, daß Sokrates, allgemeine Begriffe zu bestimmen, von der Schusterei und Tischlerei zu sprechen anfing. Er hat aber durch den Hohn, mit welchem er 1834 gegen Hegel losgebrochen ist, es verwirkt, daß man seine pomphaften Wendungen auch bis ins Einzelne hin analysiren muß.

Wie unendlich höher steht Hegel doch auch hier, als Schelling! Hegel hat an dem wahrhaften Idealismus, an dem ontologischen Beweise der Existenz Gottes, an dem Begriff der Idee als der Einheit des Begriffs und der Realität, an der Göttlichkeit der Vernunft, an dem apriorischen Triumph des Geistes über die Aeußerlichkeit der Natur und die Endlichkeit der Geschichte festgehalten und ein Ideal der Wissenschaft nicht nur, sondern auch des Lebens für die Zukunft möglich gemacht.

Ich spreche übrigens Schelling historisch genommen frei. Als Hegel's „Phänomenologie" erschien, mußte er noch mehr, als durch dessen Arbeiten im „Kritischen Journal", inne werden, daß hier etwas vorhanden sei, was er aus seinem Standpunct sich nicht erklären könne. Seine „Abhandlung über den Begriff der Freiheit" war der Versuch, darüber hinauszukommen. Die Logik Hegel's war ihm vielleicht schon ganz ungenießbar, denn der productive Mensch hat eben an seiner Productivität eine Schranke. Schelling's negatives Verhalten gegen Hegel ist insofern ganz

in der Ordnung und ein thatsächlicher Beweis seiner productiven Natur. Daß er durch seine Philosophie der Mythologie und Offenbarung die Hegel'sche zu einer bloßen Episode innerhalb der seinigen herabsetzen wollte, ist durchaus begreiflich, aber diese Philosophie ist in ihrem speculativen Theil nur eine trübe, scholastisirende Nachbildung der Hegel'schen Dialektik, in ihrem historischen Theil ein gelehrt-künstliches Surrogat für Hegel's Philosophie des Geistes.

Für den augenblicklichen Effect hat Schelling vor Hegel das große Voraus, daß er der Ueberlebende ist. Also, werden die empirischen Leute sagen, muß auch seine Philosophie den Fortschritt enthalten, wie Schelling ja auch sogar fünf Jahre jünger als Hegel geboren ist. Das ist gerade als ob man schließen wollte, daß, weil der Islam sechs Jahrhunderte nach dem Christenthum entstanden sei, er auch die bessere und vernünftigere Religion sein müsse.

Schelling und immer Schelling in diesem Jahre. Nun er verdient es schon. Wie setzt doch ein großer Mann Alles gleich in Bewegung! Von der Region des ernsten Kampfes um die Wahrheit an bis zur Region der niedrigen Leidenschaften des Ehrgeizes, der Schmeichelei, des Neides ist Alles durch ihn aufgeregt. Als man Gabler zum Diadochen Hegel's berief, sprach

man vier Wochen lang von ihm. Dann war er für immer abgethan. Jetzt sind Monate auf Monate vergangen, und alle Zeitungen, Journale, Broschüren haben vollauf mit Schelling zu thun. Alles in Berlin lernt nun. Mancher Hegelianer läßt sich im Geheimen mit sich in diplomatische Unterhandlungen ein, ob nicht Schelling doch Recht gegen Hegel habe und ob er nicht öffentlich eine Conversion veranstalten müsse.

Dr. Kleiber in Berlin hat mir seine Nachschrift der Schelling'schen Vorlesungen zum Geschenk gemacht. Ich bin ihm sehr dankbar dafür. Ich sehe daraus, daß Schelling die große Rücksicht, die er in München auf Schleiermacher nahm, in Berlin fallen gelassen hat. Um so mehr tritt die Polemik gegen Hegel hervor, aber ohne sich sonderlich einzulassen. Schelling greift entweder paradoxe Einzelheiten auf, oder bleibt bei Allgemeinheiten stehen. Ich vermisse ein gründlicheres, eigentlich wissenschaftliches Eingehen auf die Logik, auf den Abschnitt der Phänomenologie, der von der Religion handelt, auf Hegel's Religionsphilosophie und auf seine Vorlesungen über die Beweise für das Dasein Gottes. Er plänkelt nur an Hegel mit witzigen Fleuretten herum. Was Hegel den absoluten Geist nennt, nennt Schelling den Herrn des Seins.

Es kränkt mich doch zu sehr, wie Schelling mit Hegel umgeht. Wäre er schon gegen den Lebenden aufgetreten, sodaß dieser zur Gegenwehr von ihm wäre genöthigt worden, so würde es mich nicht so verletzen. Aber Hegel ist todt. Ich werde diesen Sommer Vorlesungen an unserer Universität über Schelling halten.

Ruge ist von Preußen nach Sachsen gewandert. Die „Halleschen Jahrbücher" sind zu „Deutschen" geworden. Jetzt wird ein Tendenzproceß gegen sie angestrengt, und ich sehe ihren Untergang voraus. Es ist jammerschade um diese Zeitschrift, die einen so vortrefflichen Anlauf nahm. Aber Ruge, unstreitig eins der größten stylistischen und journalistischen Talente, hat sich ganz in den Radicalismus fallen lassen. Eine Schar von jüngern, zum Theil noch obscuren Schriftstellern, hat sich ihm angeschlossen und betäubt ihn mit ihrem überschwänglichen Lobe. Die Jugend gefällt sich in der revolutionären Stimmung, und so sind die „Jahrbücher" gemach dahin gekommen, keinen Beitrag mehr aufzunehmen, der nicht in diesen brüsken, dictatorischen, atheistisch-republikanischen Ton einstimmt. Solche revolutionäre Lyrik hat es gar nicht mehr mit der Wissenschaft und Kunst, nur noch mit dem Wohlgefallen an ihrem Pathos zu thun. Statt der Theologie proclamirt sie in ihren kritischen Dithyramben den Autotheismus der Feuerbach'schen Anthropologie; statt der objectiven

Existenz der Religion in dem Cultus einer bestimmten Kirche die absolute Entkirchlichung, höchstens die dürftige Privatkapelle eines Cultus des Genius; statt Hegel's constitutioneller Monarchie die Republik, die für Deutschland noch unmöglicher als für Frankreich ist. Sachsen, ein kleiner Staat zwischen Oestreich, Baiern und Preußen, protestantisch in seiner Bevölkerung, aber katholisch in seinem Fürstenhause, hält dieses Raisonnement noch weniger aus als Preußen.

Die Herbart'sche Philosophie hat sich weder politisch noch kirchlich nach irgendeiner Seite hin bestimmt ausgesprochen. Weil sie den Glauben an Gott nur als eine Hypothese hinstellt, gibt sie die Möglichkeit frei, einer jeden Confession sich einbilden zu können. So sehen wir denn, daß sie, nachdem der Hermesianismus in den Bann gethan worden, auf den katholischen Universitäten sich einzubürgern beginnt. Professor Exner in Prag hat sich offen für sie erklärt und zugleich meine Psychologie heftig angegriffen.

Die Bauer'sche Fraction des Junghegelianismus läßt sich jetzt in einen Cynismus fallen, der mich anwidert. Es ist ein Cynismus nicht der Stärke, der genialen Ungebundenheit, sondern ein Cynismus der Schwäche, der auf ihren Atheismus stolzen Eitelkeit. Hegel z. B. hat in der „Phänomenologie“ einmal darüber

gescherzt, daß die Natur humoristisch das Organ der Zeugung auch zum Organ des Pissens gemacht habe. Nun kommen diese Cyniker und lassen in einer Broschüre, worin angeblich Hegel's Ansichten über Religion und Kunst enthalten sein sollen, explicite drucken: „Jede Religion ist Pissen.“ Ekelhaft, scheußlich!

Es hat keine Noth, daß die Leute Atheisten werden, zumal wenn Die, welche sich selbst Atheisten betiteln, nicht productiver und würdiger auftreten. Gegen die charaktervollen, vielseitig gebildeten, feinsittigen Holbachianer vor der ersten Französischen Revolution erscheinen diese deutschen Atheisten doch recht knabenhaft, einseitig, täppisch. Vielmehr ist zu fürchten, daß die moralisch anbrüchigen, physisch verbrauchten, intellectuell halbgebildeten Menschen unserer Epoche dem Katholicismus sich in die Arme werfen, und ich möchte nicht dafür gutsagen, daß nicht gar mancher dieser bramarbasirenden Atheisten unserer Epoche nach zehn Jahren schon Convertit ist.

In der „Rheinischen Zeitung“ ist es vornehmlich ein berliner Freier, wie sich diese Herren selber nennen, der ganz in den Atheismus und Egoismus verrannt ist und ihn mit einer Offenheit, mit einer Rücksichtlosigkeit predigt, daß ich wirklich die dortige Censur bewundere. Die Vernunft suche nur sich selbst; nicht auf die

Verehrung, auf die Verwerfung Gottes gehe der Philosoph aus; jeder wahre Philosoph sei Atheist u. s. w. Dieser von Gott emancipirte Phraseur nennt sich M. Stirner.

Ein englischer theologischer Würdenträger, Mill, besorgt, daß durch die deutsche Speculation in Europa die Brahmanische Theologie aufkommen könnte. Endlich muß er aber doch zugeben, daß wir Deutsche nicht allein an der Verwüstung des positiven Kirchenglaubens schuld sind. Er gesteht mit Verdruß, daß schon seit den Deisten und Freidenkern des vorigen Jahrhunderts Ansichten, wie die des deutschen Dr. Strauß, in England nicht selten seien. Ein englischer Kaufmann, Hennell, hat, unabhängig von Strauß, ein ganz ähnliches Buch „Ueber das Leben Jesu" eben jetzt herausgegeben; von Toland, Tindal und Chubb im 18. Jahrhundert gar nicht zu reden.

Nunmehr auch einen der modernen Atheisten kennen gelernt. Ein reicher, sehr gebildeter junger Mann in feinster Toilette. Ganz und gar in den Formeln der Hegel'schen Philosophie sich bewegend. Wohl eingeschult in den logischen Kategorien, aber auch in den übrigen Theilen der Philosophie ziemlich bewandert, namentlich in der Geschichte der neuern Philosophie. Ich merkte sehr wohl, daß ich ihm als ein schon antiquirter

Hegelianer vorkam, als ich bei unserm weitern Verkehr bekannte, daß ich an die Existenz Gottes glaube, und daß ich auch von Hegel überzeugt wäre, daß er die Breite des natürlichen Universums und die Länge der Geschichte des endlichen Geistes in die Tiefe der Absolutheit Gottes als des absoluten Geistes aufgehoben habe. Da sollte ich denn durchaus Unrecht haben. Es käme darauf an, meinte der elegante und liebenswürdige Atheist, jetzt der Welt zu zeigen, daß man ohne den Glauben an ein solches Subject außer uns praktisch recht wohl auskommen könne.

Praktisch? das zeigen ja alle unsere praktischen Atheisten. Aber theoretisch? Das ist's, was mich wurmt.

Unter den berliner sogenannten Freien ist Bruno Bauer unstreitig der bedeutendste, sowol an Charakter, wie an Talent und Bildung. Er hat jetzt in den „Deutschen Jahrbüchern" „Bekenntnisse einer schwachen Seele" geschrieben, die in ihrer ironischen Manier ein kleines Meisterstück sind. Schade um ihn.

Die Franzosen haben das Votum der Neuhegelianer so formulirt: Sans l'homme, Dieu n'aurait jamais existé, même s'il existait.

Bei dem besten Willen, den ich habe, auch von den Engländern zu lernen, kommt mir doch Alles von ihnen, was nicht dem praktischen Leben, den praktischen Naturwissenschaften, der Politik, der Historie und Poesie angehört, sondern was sie als speculative Philosophie bewundern und unsere Empiriker pflichtschuldigst ihnen nachbewundern, ja überbewundern, matt und roh vor. Jetzt ist ein Lieblingsbuch der deutschen Empiriker: Whewell, „The philosophy of the inductive sciences, founded upon their history" (2 Vol., London 1840). Whewell, ein Conservativer in der Politik, ein Undulist in der Lichttheorie, ist in der Psychologie ein Gegner der angeborenen Ideen als abstracter Vermögen, aber nicht als Ideen. Er unterscheidet 1) die Ideen bildende Kraft des Geistes, formative power of mind, Fundamentalideen, und 2) abgeleitete Ideen, conceptions. Die Ideen bringen Form und Einheit in unsere Wahrnehmungen, machen sie zu allgemeinen Erkenntnissen; superinduced the subjects of general Knowledge. Es sind folgende Kategorien: 1) Raum; 2) Zeit (Zahl); 3) Ursache (Kraft und Materie); 4) Außerunssein der Objecte und Media der Wahrnehmung bei den secundären Eigenschaften; 5) Polarität (Gegensatz); 6) chemische Zusammensetzung und Affinität; 7) Substanz; 8) Aehnlichkeit und natürliche Verwandtschaft; 9) Mittel und Zweck (Organisation); 10) Symmetrie und Lebenskräfte. Welch ein Durcheinander von logischen, metaphysischen, physischen und psychologischen Bestim-

mungen! Dafür können nun unsere Empiriker schwärmen und gänzlich vergessen, um wie viel höher schon unsere Kantische Kategorientafel steht.

Merkwürdig, daß Hegel gewöhnlich mit dem Zusatz: der Alte, erwähnt wird, wie man auch sagt: der Alte Fritz. Was aber dieser alte Hegel wol zu den jungen Hegelitern sagen würde? Wie hat er in scharfen, bittern, zermalmenden Ausdrücken gegen die Ironie geeifert, welche die Souveränetät des Subjects über allen Inhalt, die Meisterschaft darüber proclamirt! Und was ist praktisch am Ende in den speculativen Orgien der Junghegelianer Anderes vorhanden? Die Religion gilt ihnen für eine pure Schwäche der Einsicht und des Willens. Ein persönlicher Gott, wie sie ganz bestimmt wissen, existirt nicht. Das Beten ist ihnen daher ein Act des Aberglaubens, da kein Subject existirt, den Betenden zu vernehmen. Kirchen sind danach Anstalten, diesen Aberglauben in den Massen systematisch fortzupflanzen. Der Mensch, der sich von der ihm nur eingebildeten theoretischen und praktischen Impotenz emancipirt, betet nicht mehr und bedarf für seine Geschichte keiner Vorsehung. Die freie Subjectivität ist nur, was sie sein will.

Schelling's Gott, dessen Urwesen ja der Wille sein soll, existirt hier in lauter kleinen Göttern, die sich das Vacuum ihrer Ohnmacht zur Absolutheit umlügen.

Herr M. Stirner muß wol durch den astralischen Magismus, wie die Böhmisten sagen, erfahren haben, daß ich seine Atheisterei für nichts weniger als Philosophie halte. Er hat in der „Rheinischen Zeitung" meine „Königsberger Skizzen" weidlich vorgenommen. Er kündet mir mit scharfen Worten an, daß ich nicht mehr zu den Vordermännern der Zeit gehöre, daß die Periode des dialektischen Eklekticismus vorüber sei, daß die wohlselige Allseitigkeit jetzt der Parteientschiedenheit weichen müsse.

1843.

Was ich Ruge im vergangenen Jahre vorhergesagt, ist nun eingetroffen. Die „Deutschen Jahrbücher" sind verboten wegen Negation eines höchsten Wesens überhaupt; wegen Negation des Constitutionalismus; wegen Verwandlung des Liberalismus in Demokratismus und wegen revolutionärer Bearbeitung der Massen.

Auch die „Rheinische Zeitung" und Hinrich's politische Vorlesungen in Halle sind verboten.

In einer Beilage der augsburger „Allgemeinen Zeitung" im Januarheft dieses Jahres ist ein interessanter Artikel: „Besuch auf dem Berge Athos." Es wird darin berichtet, daß Hegel's

Werke ins Türkische zu übersetzen angefangen sind. Der türkische Uebersetzer soll besonders viel Mühe gehabt haben, einen Satz zu verstehen und wiederzugeben, worin Hegel sagt: der Geist sehe die Natur mit dem Rücken an. Der Reisende schließt seinen Bericht mit der Betrachtung, daß es nun, da man Hegel zu lesen anfange, mit der Türkei gewiß aus sei.

Einen recht merkwürdigen Aufsatz gelesen: „The Plagiarism of S. T. Coleridge“, in Blackwood's „Edinburgh Magazine“, N. CCXCIII (March 1840, XLVII). Es wird ihm nachgewiesen, daß er, ohne seine Quellen zu nennen, sehr viel aus unsers Maaß „Versuch über die Einbildungskraft“ und aus Schelling's Schriften entlehnt hat. Das Wort Ineinsbildung hat er mit esemplastic (εἵς ἐν πλαττειν) übersetzt.

Eine Menge Philosophirender, z. B. Günther in Wien, quälen sich noch mit theologischen Fictionen umher, die wirklich nur noch in ihrer anthropologisch-ethischen Fassung eine bleibende Wahrheit herauskehren; während Andere, wie Feuerbach, gar nicht mehr aus sich zum Begriff Gottes herauskönnen, sondern Göttliches nur noch im Menschlichen erblicken; endlich noch Andere, wie Heinrich Heß, der Triarch, Gott und den Menschen über den Gedanken an Capital und Arbeit vergessen zu haben scheinen.

Die „Evangelische Kirchenzeitung" prunkt jetzt, uns Philosophen gegenüber, mit den Blutzeugen des Glaubens und will uns eine gewisse Feigheit des Bekenntnisses insinuiren. Ich sollte doch aber glauben, daß es der Philosophie nicht an Männern fehlt, die Märtyrer ihrer Ueberzeugung geworden sind, ja welche die Kirche selbst geopfert hat, wie Giordano Bruno und Vanini.

1844.

Ein einzig mal, bei meinen „Königsberger Skizzen", ist mir die augsburger „Allgemeine Zeitung" freundlich gewesen, wenngleich mit einer gewissen Strenge. Sonst aber hat sie mich beständig angefeindet. Es ist kein angenehmes Gefühl, ein solches Weltblatt zu einem constanten Gegner zu haben und zu wissen, daß durch dasselbe alle Deutschen außerhalb Deutschlands von uns eine geringschätzige Meinung bekommen; denn außer Deutschlands wird doch nur die Augsburgerin gelesen, in beiden Indien, wie am Cap der guten Hoffnung. Was ich ihr nur gethan habe, daß sie so beharrlich in ihrer Opposition gegen mich ist? Durch drei Blätter hindurch hat sie jetzt im Januarheft dieses Jahres mich von einem Herrn Julius Merz wegen meiner Vorlesungen über Schelling förmlich zerfleischen lassen. Ich bin wahrlich nicht verwöhnt und habe schon viel Hartes über mich lesen müssen, aber so barsch ist noch Niemand gegen mich losgefahren, oder

richtiger, so ungerecht. Was ich gegen Schelling gesagt habe, habe ich aus seinen Schriften bewiesen. Warum aber dieser Beweis gerade Herrn Merz oder dem Redacteur der „Allgemeinen Zeitung" so tief ins Fleisch geschnitten haben sollte, begreife ich nicht. Ich kenne die Herren gar nicht. Herr Merz nennt mich einen Heuchler, der Schelling vorn lobe, ihn hinten zu krallen. Ach nein, mein lieber Herr Merz, das ist wirklich ein kolossaler Irrthum von Ihnen! Ich versichere Sie, daß ich den großen, veritabeln Schelling auch in diesem Augenblick noch, wo Sie für ihn mich so klein machen wollen, wahrhaft verehre, daß ich aber über die witzelnde Kleinlichkeit, mit welcher dieser große Mann seinen verstorbenen Freund in Berlin mishandelt, jene gerechte Indignation empfinde, aus welcher heraus ich meine Vorlesungen als eine Nothwehr für den edeln herrlichen Todten gehalten habe.

Herr Merz beruhigt sich noch nicht über mich. Er hat noch einmal eine Philippika gegen mich losgelassen, weil ich Schelling „auf die Straße geworfen hätte". Schelling's Größe gegenüber sucht er mich recht tief zu erniedrigen und mich als einen unbedeutenden Autor abzufertigen. Ich gehöre zu den Menschen mit engem Gewissen, die, wenn ihnen ein Vorwurf gemacht wird, ihn in der Regel zunächst für so begründet halten, daß sie zerknirscht in sich gehen. Ich verachte daher meine literarischen Gegner keineswegs, sondern

nehme mir ihren Tadel recht zu Herzen. Aber nach dem ersten Erschrecken untersuche ich natürlich auch seine Berechtigung, denn jeder Mensch gleicht darin einem Herbart'schen realen Wesen, daß er gegen Störungen sich selbst zu erhalten sucht. Nun macht mir Herr Merz dreierlei Vorwürfe. Erstlich buhlte ich mit Frankreich. Ich habe in einem Sendschreiben an Leroux Hegel vertheidigt und die sanguinischen Erwartungen niedergedrückt, welche Leroux von Schelling concipirt und in der „Revue indépendante" ausgesprochen hatte, von wo sie sofort auszugsweise in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" beifällig mitgetheilt waren. Kann man das wol ein Buhlen mit Frankreich nennen? Seit wann verdient Polemik den Namen der Buhlschaft? Wahrhaftig, Herr Merz könnte danach ebenso gut meine Schrift gegen Schelling ein Buhlen mit demselben nennen. Leroux ist Cousin's Gegner und, soweit es die Vertheidigung des seligen Hegel gegen denselben betrifft, bin auch ich ein Gegner Cousin's. Wie nun, wenn ich behauptete, Schelling buhle mit Cousin, mit Frankreich? Wenn man zur Uebersetzung nicht eines Buchs, sondern einer bloßen Vorrede zu einem Buch von Cousin, wie Schelling vor zehn Jahren gethan hat, eine Vorrede schreibt, in welcher man die Franzosen wegen der Tiefe und Gründlichkeit ihres wissenschaftlichen Genius rühmt und das unverdrossene Forschen, den Scharfsinn, Gleichmuth, die würdige Unparteilichkeit Cousin's (der sich in der übersetzten Vorrede sehr parteilich für

Schelling gegen Hegel geäußert hatte) bewundert, könnte man das nicht ein Buhlen nennen? Wollte nicht Schelling den Deutschen, die es sonst vielleicht übersehen oder wenig erfahren hätten, sagen, wie er in Frankreich von dem ersten Philosophen desselben anerkannt werde, und wollte er nicht durch sein Anerkennen Cousin's sich dessen fernere Anerkennung sichern? Ein Buhlen mit Frankreich würde in sich schließen, daß ich, ungerecht gegen meine eigene Nation, den Franzosen schmeichelte. Wer kann das von mir behaupten? Wenn ich aber die große Bedeutung der französischen Literatur auch für die unserige anerkenne, und wenn ich die Wechselwirkung beider Literaturen zu pflegen suche, ist das ein Buhlen mit Frankreich? Wie sollte man es dann wol nennen, wenn A. v. Humboldt sogar classisch Französisch schreibt? — Der zweite Vorwurf Herrn Merz' gegen mich ist der der Halbtheologie. Da ich kein Zunfttheolog, sondern Professor der Philosophie bin, so hat dieser Vorwurf viel Scheinbarkeit gegen mich. Allein gerade seinetwegen bin ich vollkommen ruhig. Die Geschichte der deutschen Theologie selbst wird mich rechtfertigen und hat mich zum Theil schon gerechtfertigt. Sie hat meine „Encyklopädie der theologischen Wissenschaften" so wenig vergessen, als meine „Kritik der Schleiermacher'schen und der Strauß'schen Glaubenslehre". Noch in diesem Augenblick tröstet es mich, daß ich sehe, wie ein ebenso würdiger und gelehrter als denkender Theolog, Pelt in seiner „Encyklopädie", mir eine An-

erkennung zollt, die ich bei dem jetzigen Stande der Hegel'schen Philosophie kaum erwartet hätte. Ich beruhige mich also über meine Halbtheologie. Da ich doch aber in der Augsburgerin eigentlich nur der souffredouleur für Schelling sein soll, so bin ich nicht abgeneigt, mich zu fragen, ob ich meinerseits Schelling nicht ebenso gut einen Halbtheologen nennen könnte? Kann es eine ärgere Halbexegese geben, als die, welche Schelling in seiner verzwickten Satanologie und Christologie debitirt? Kann man nicht seine ganze Construction der Trinität eine phantastische Potenzirung der Montanistischen Häresie nennen? — Endlich aber wirft mir Herr Merz Buchmacherei vor. Wirklich habe ich schon viel geschrieben, und, bleibe ich leben, so spüre ich, werde ich noch mehr schreiben, denn die Schriftstellerei ist einmal mein größtes, mein idealstes Vergnügen, ist meine stärkste Rettung aus den Jämmerlichkeiten des Lebens, mein Anker, den ich in eine höhere Welt hinauswerfe. Ich werde also Herrn Merz voraussichtlich noch vielen Aerger bereiten. Buchmacherei? Nun, ich denke, was Herr Merz bei mir so schimpft, könnte ein billig Urtheilender auch wol vielseitige Fruchtbarkeit nennen. Mit dieser für mich schmeichelhaftern Hypothese will ich mich denn am heutigen Tage beruhigen. Herr Merz ist augenscheinlich noch ein junger Mann. Nannte er sich doch selber, als er noch Hegelianer war, als er noch an Ruge's „Jahrbüchern" in jungdeutschlicher Manier schrieb, Heinrich Lenz. Er hat eine flinke Feder,

und so könnte es wol kommen, daß, wenn er noch zehn bis zwanzig Jahre hin hat, auch ihm wol einmal der Vorwurf der Buchmacherei zutheil werden dürfte. Stat sua cuique dies.

Hier, an der russischen Grenze, lernt man doch sich andere Vorstellungen von Rußland machen, als am Rhein. Dieses Reich der Zukunft, wie es sich gern nennen hört, hat schon so viel Culturelemente in sich aufgenommen, daß es viel größere Contraste in sich birgt, als man gewöhnlich glaubt. Noch beherrscht das eiserne Scepter der Regierung die in ihnen liegenden Gährungsstoffe, aber allmälig müssen sie doch irgendwie in die Erscheinung drängen und eine selbständigere Bildung der Einzelnen hervorbringen. Fast jährlich besuchen mich einige russische Gelehrte oder auch Poeten, wie der liebenswürdige Melgunoff. Sie sind im Durchschnitt außerordentlich gut unterrichtet. So habe ich vor einiger Zeit einen Professor Skreszenewsky aus Charkow kennen gelernt, der in Grimm's Grammatik und Mythologie vollkommen zu Hause war. Und dabei haben sie ein Interesse an allen neuen Erscheinungen unserer Literatur, das mir oft kaum erklärlich ist. Es erstreckt sich bis auf Neuigkeiten, die noch gar nicht den localen Charakter abgestreift haben. So besuchte mich im vorigen Frühjahr ein Professor der Mathematik aus Moskau, der nicht eher ruhte, bis ich ihn persönlich mit einem Studenten, Rudolf Gott-

schall, bekannt machte, von dem er Gedichte gelesen, die ihm sehr gefallen hatten. Jetzt unterrichte ich zwei junge Russen aus Moskau in einem Privatissimum in der Hegel'schen Philosophie. Sie sind von der Krone auf drei Jahre ins Ausland hin beurlaubt, sich wissenschaftlich weiterzubilden, und werden zuletzt nach Italien gehen. Sie baten mich so dringend, daß ich ihnen ihr Verlangen nicht abschlagen konnte. Ich fand sie über meine Erwartung vorbereitet. Es ist das lediglich ein Werk ihres Selbststudiums, denn der philosophische Unterricht, der in Petersburg und Moskau officiell ertheilt wird, geht im Grunde nicht weiter, als was wir auf den Gymnasien bei uns philosophische Propädeutik nennen. Moskau scheint einer viel freiern geistigen Bewegung als Petersburg zu genießen. Die jungen Leute erzählen mir, daß in Moskau unter den Studirenden jetzt eine literarische Gesellschaft von etwa funfzig Theilnehmern besteht, in welcher Niemand als Mitglied zugelassen wird, der nicht in einer Prüfung darthut, daß er in Hegel's Rechtsphilosophie ziemlich bewandert ist. Wer ließe sich in Deutschland so etwas träumen!

Ruge erinnert mich in seiner Unstätheit an Giordano Bruno. Nachdem er den Proceß wegen seiner „Jahrbücher" verloren, ist er nunmehr von Sachsen nach Frankreich ausgewandert. Bei einem für ihn in Dresden veranstalteten Abschiedsfeste hat er Deutschland mit äußerster Ver-

achtung behandelt und selbst die deutsche Sprache erbärmlich gefunden. Das ist entweder sehr krankhaft oder sehr leichtsinnig. Ich will das Erstere annehmen. Wir Deutsche ermangeln zu sehr eines bindenden, gemeinsamen Nationalgefühls. Wir haben zu wenig Achtung vor unserer eigenen Geschichte. Das Talent der Unzufriedenheit mit sich selbst besitzt kein Volk in höherm Grade als wir. Aber öffentlich bei feierlicher Gelegenheit seiner Nation mit Hohn zu begegnen, sollte schon die natürliche Scham verbieten. Ruge hat jetzt in Paris, Rue Vanneau, 24, eine Librairie progressiste errichtet und will nun „Deutsch-französische Jahrbücher" herausgeben. Der Aberglaube so vieler Deutschen an die Franzosen hat auch ihn ergriffen.

Sallet ist gestorben, ein edler, herrlicher Mensch, ein reicher Charakter. Lieutenant, Philosoph, Prophet. Er war ein Halbdichter und ein Halbphilosoph, weil er eigentlich im Schleiermacher'schen Sinn ein ganzer Priester war.

Zwischen den alten „Berliner Jahrbüchern" und den „Deutschen", deren Untergang schon hereinbrach, wollten in Berlin die Professoren Vatke, Hotho und Gebrüder Benary eine „Zeitschrift für Wissenschaft und Leben" begründen. Sie kamen um die Concession dafür ein. Fünf Monate warteten sie auf Antwort. Endlich erhalten

sie jetzt (Februar) von dem Präsidenten der Provinz abschläglichen Bescheid, theils wegen der publicistischen Tendenz der Zeitschrift, theils wegen der amtlichen Stellung ihrer Herausgeber.

Die Jesuitenphilosophie erscheint nun auch schon offen wieder auf den Titeln der Bücher. Siehe: „Institutiones philosophicae, conscriptae a Vincentio Buczynski, Societatis Jesu sacerdote. I. Logica. II. Metaphysica" (Viennae 1843). Auf Kant und Hegel wird natürlich fürchterlich losgezogen. Es sind wahre Gedankenbösewichter. Dagegen werden die Jesuiten Zallinger und Lykawycz, die dem gebildeten Deutschland völlig unbekannt sind, als Helden gefeiert.

Der sonst auch ein Jean-Paulisirendes Deutsch schreibende Pole Trentowski, eine Art Schellingianer, hat in polnischer Sprache eine polnische „Nationalpädagogik" in vier Theilen herausgegeben, die eine merkwürdige Eintheilung hat:

1) Object: Physik und Psychik; Leib, Sinn, Einbildungskraft, Gedanke, Verstand, Vernunft.
2) Subject: Didaktik; Lehrer, Lehren, Lehre.
3) Object-Subject: Ethik; Geschichte.

Hier führt er ganz im Detail den Gedanken udrch, daß die Erziehung der spätern Zeit die der frühern in sich als Stufen wiederholen müsse.

Der heutige Mensch müsse daher zuerst als Chinese lesen und schreiben lernen, denn Lesen und Schreiben macht die Hauptbildung der Chinesen als des Kindheitsvolks der Menschheit aus u.s.w.

Gewiß, in den Gesetzen der Welt hat sich nichts verändert. Die Geschichte befolgt noch in Action und Reaction ihre ewige Methode, schafft, zerstört, beseitigt, bereitet vor, erzeugt Charaktere und Begebenheiten, wie immer. Aber ich bin älter geworden, habe die Menschen und Geschicke in der Nähe gesehen; habe große Erwartungen sich in nichts auflösen, kleine Menschen sich aufblähen, große unwillig vom Schauplatz ihres Wirkens abtreten, schlechte Menschen die Rolle von Weisen und Heiligen spielen, schwache, wenn ihnen Vortheil winkte, von ihren frühern Richtungen abfallen gesehen; habe Sinnlichkeit in allen Formen als das Hauptmotiv so vieler Menschen und Handlungen kennen gelernt; bin durch die Vermittelung der Wissenschaft selber ein kleiner Bruchtheil der Geschichte geworden. In all diesen Erfahrungen mag es wol liegen, daß sich jetzt meiner oft eine solche Oede und Trostlosigkeit bemeistert, als sei alles große, reine, wahre Streben realitätslos, als sei kein Fortschritt mehr möglich. Ich stehe auf dem Punct, wo ich ein Pessimist werden könnte. Aber meinem Herzen, meiner Philosophie, meiner innersten Ueberzeugung nach bin ich Optimist. Ohne dies zu sein, würde ich gar nicht eine so tiefe Traurigkeit

empfinden. Der wirkliche Pessimist ist heiter, denn er fühlt in sich keinen Widerspruch gegen die erscheinenden Misformen der Idee. Für ihn existirt die Unidee als die Norm der Erscheinung. Er protestirt nicht gegen das Böse, Widerwärtige. Es gilt also, einen noch höhern Standpunct zu gewinnen, der mir die Existenz des Negativen begreiflicher mache. Die Breite seiner Erfahrung in allen möglichen Formen, das Bewußtsein von der Gebrechlichkeit der Tugend in uns Einzelnen, von der Unbeständigkeit der Massen, von der Langsamkeit, mit welcher das Gute und Echte sich Bahn bricht, von der Kleinlichkeit, Eitelkeit, Ehrbegierde, Sinnlichkeit in unserm Menschenleben, muß für mich zum Boden höherer Probleme und Bestrebungen werden. Ich muß mir gestehen, daß meine Weltansicht noch viel Halbes und Irriges enthalten muß. Das nur unwillige Abwenden von den Schattenseiten der Zeit wäre eine feige Flucht, eine falsche Resignation, wäre eine schlechte, eitle Vornehmheit, die zu nichts als zur Verkennung der Geschichte und zur Verhätschelung meiner selbst führen würde.

Ein Dr. Fleischer wirft mir in der „Hallischen Literaturzeitung" vor, daß ich zwar die Vergangenheit, nicht aber die Zukunft zu construiren wüßte. Er findet den Schluß meiner Rede über den „Begriff der politischen Partei" unspeculativ und meine Auffoderung zur Demuth vor dem durch die Geschichte schreitenden Gott, der im

Unvermutheten sich kund gibt, lächerlich. Er erblickt darin ein Product der Furcht, ein Aufgeben des Denkens. Dies scheint mir nicht richtig. Das Allgemeine steht auch mir für die Zukunft fest. Ich glaube an den Sieg der Vernunft und Freiheit in der Geschichte, weil ich weiß, was Vernunft und Freiheit ist. Ich bin Optimist, weil ich den Gedanken der Idee, ich bin ein Gottgläubiger, weil ich den Gedanken Gottes denken muß. Aber ich behaupte, daß wir die concrete Form, in welcher das Geschehen die Idee als Erscheinung realisirt, nicht a priori construiren können. Wer will denn behaupten, vom Tode des Herzogs von Orléans nicht überrascht worden zu sein? Wer will behaupten, den Brand Hamburgs vorher gewußt zu haben? Wer behaupten, das Exil Napoleon's gerade auf St.-Helena vorher gewußt zu haben? u. s. w. Vermittelt sind alle Facta durch die Gesetze der Natur und des Geistes einerseits, durch die Freiheit der Menschen andererseits, aber Das, was aus der Vermittelung resultirt, ist in seiner Einzelheit oft ein ganz Anderes, als wir es ahnen konnten. Insofern wir nun eben dieses Neue nicht diviniren können, verehren wir Menschen mit Recht darin die göttliche Manifestation, ohne deshalb einem historischen Fetischismus zu verfallen. Eine Grenze unsers Wissens in Ansehung des Empirischen anzuerkennen, ist nicht unspeculativ, sondern nur ein Vermeiden speculativen Dünkels.

Seit mehren Jahren lese ich oft, daß in unserer Zeit die Naturwissenschaften die sicherste Bürgschaft dafür leisteten, daß der Aberglaube, der Obscurantismus, der Servilismus nicht wieder Platz greifen könnten. Die Naturwissenschaften verbreiteten zu viel Aufklärung. Aber abgesehen von dem noch massenhaft existirenden Aberglauben und Knechtssinn würde ich das Studium der Naturwissenschaften nur dann für wirklich geistbefreiend ansehen, wenn es 1) mit echt poetischer Anschauung, wie von Bernardin St.-Pierre und Goethe, oder 2) mit mathematisch-physikalischer Durchbildung, wie von Lichtenberg und Humboldt, oder 3) mit metaphysischem Verständniß, wie von Aristoteles, Cartesius, Leibniz, Kant getrieben wird. Noch besser, wenn alle diese Factoren zusammenwirken, wozu Schelling in seinen jüngern Jahren soviel Anlage zeigte. Ohne solche Bildung schützt das Studium der Naturwissenschaften gar nicht vor dem Abfall in den Aberglauben. Die Unbegreiflichkeit der Materie ebenso wol als der dynamische und teleologische Proceß bieten Uebergänge genug zur Verwunderung dar, die dann weiter in das Wunderbare und Magische übergehen kann. Die Nachtseite sowol als die Lichtseite der Naturwissenschaft kann Anknüpfungspuncte zu solchen Uebergängen darbieten.

Von einem würtembergischen Geistlichen, Mehring, sind „Grundzüge einer speculativen Kritik“

erschienen, die zu denjenigen Büchern gehören, von denen man einräumen muß, daß sie sehr durchdacht, gut geschrieben sind und denen doch ein gewisses Etwas fehlt, ihnen einen Erfolg zu sichern. Sie kommen nicht einmal dazu, in der Geschichte der Wissenschaft ein bestimmteres Andenken zu erwerben, sondern fallen nach einiger Zeit der bloßen Bibliographie anheim.

Ein Norditaliener, Gioberti, trat 1835 als Gegner Rosmini's auf. Er setzte dem Psychologismus desselben einen theologischen Ontologismus entgegen. Er hat eine „Teorica del sovranaturale", eine „Introduzione allo studio della filosofia", ein Buch „Del bello", ein anderes „Del primato morale e civile degli Italiani" und nun auch „Del buono" geschrieben, welches letztere K. Sudhoff unter dem Titel: „Grundzüge eines Systems der Ethik", jetzt eben ins Deutsche übersetzt hat. Vincenz Gioberti soll durch das Buch „Ueber den moralischen und bürgerlichen (politischen) Primat der Italiener" jetzt der Liebling der italienischen Studenten sein, nämlich derjenigen, die eine Reform ihres ebenso schönen als unglücklichen Landes wollen. Gioberti ist durchaus orthodox. Er will die Reformen durch den Papst gemacht wissen. In der Manier der Darstellung erinnert er mich an Vico. Die Völker theilt er in heterodoxe: Chamiten und Japhetiden, und in orthodoxe: Semiten. Die heroische Tugend, die auch genußlos das Gute voll-

bringt, vergöttert er. Noch mehr aber vergöttert er die Italiener als das erste Volk der Welt und vindicirt ihnen sogar die Pythagoräische und Platonische Philosophie. Er ist gewiß ein edler, reiner Mensch, aber von einer weitschichtigen Verworrenheit. Philosophisch geht er von einer Ontologie aus, die er Protologie nennt, und endet mit einer Teleologie, die er aus der Natur in die Geschichte und Ethik in einer Weise hinüberführt, bei welcher er selbst sich oft an Kant erinnert.

Jede Richtung muß sich vollenden. Eher kann sie nicht vom Schauplatz abtreten. Stirner's Buch: „Der Einzige und sein Eigenthum", ist offenbar die Spitze der einseitig subjectiven Tendenz, in welche sich die Junghegel'sche Schule verloren hat. Sie ist in dieser Schrift vom Atheismus zum socialen Radicalismus übergegangen. Sie ist beim Naturzustande, bei der brutalen Gewaltherrschaft, bei der rücksichtlosen Licenz für alle Begierde und Leidenschaft, bei der Apotheose des Egoismus und des Nichts angelangt. Stirner will keine Schranke des Willens, nicht einmal mehr einen Vertrag. Er will nur noch einen Verkehr, in welchem die Stärke der Individualitäten sich als List oder Gewalt gegeneinander äußert. In der Schilderung der Schattenseite unserer Zeit ist er oft, wie die französischen und englischen Communisten, äußerst beredt. Die Begierde schlägt aber bei ihm sehr vor. Er malt z. B. ein junges schönes Mädchen aus,

das auf seinem einsamen Lager unruhig den Schlaf sucht und ihn nicht findet. Und diese Schöne soll nun mit der Befriedigung ihrer heißen Triebe warten, bis sie etwa — denn das ist ja problematisch — verheirathet wird. Wie grausam, wie unmenschlich, ja nach Herrn Stirner eigentlich unsittlich ist nicht eine solche Lage, und so klagt er denn:

Die Guten sind wir los,
Das Gute ist geblieben.

Theoretisch kann ein solcher Nihilismus alles ethischen Pathos sich zu Nichts mehr fortentwickeln; ihm könnte nur noch die Praxis des egoistischen Fanatismus, die Revolution, folgen.

Die ganze Kunst einer Menge von Sophisten, die jetzt in Zeitschriften und Broschüren das große Wort führen, besteht darin, das Platte in genial scheinenden Phrasen zu sagen.

Ein Katholik, Wichert, hat eine „Metaphysische Anthropologie" herausgegeben, worin er darauf hinarbeitet, aus den sieben Sacramenten eine Psychologie herauszubringen. Dem Gefühl soll die Taufe, dem Geschmack das Abendmahl, der Hand die Firmung, dem Priesterthum das Wort, dem Fuß die letzte Oelung, dem Geschlechtstrieb die Ehe entsprechen. Kommt mir mit seiner verzweifelten Scharfsinnigkeit ebenso vor, wie auf protestantischem Gebiet der Versuch meines

Freundes Sietze, aus den sieben Bitten des Vaterunsers die Philosophie der Geschichte abzuleiten.

„Statistische Rundschau der deutschen Philosophie." Januar 1845.

Wie stehen wir jetzt eigentlich?

Die Anhänger Kant's und Jacobi's finden sich noch vorzüglich unter den Predigern und Juristen; auf den Kathedern sind sie nur noch in wenigen modificirten Gestalten vorhanden, wie Gerlach in Halle, der eine neue „Fundamentalphilosophie" herausgegeben hat, Schmidt und Franke in Rostock, die das Patrocinium des Gefühls als des ursprünglichen Urtheils übernommen haben, Mirbt in Jena, ein Anhänger von Fries u. A. Im Grunde ist Trendelenburg mit seinen logischen Untersuchungen auf den Kantisch-Locke'schen Standpunct zurückgegangen, das Denken vom Anschauen abhängig zu machen.

Der ältere Fichte ist in Reiff's Speculation reproducirt. Reiff setzt 1) die Differenz der Identität, 2) den Willen dem Denken voraus. Er hat daher auch in seiner Schrift „Ueber den Anfang der Philosophie", die zugleich eine Encyklopädie, die praktischen Wissenschaften den theoretischen vorangeschickt. Reiff's Aenderung hat aber nur einen formalen Charakter; im Innern hat er die Begriffe der Hegel'schen Philosophie nicht alterirt. Er hat schon zwei Anhänger, die noch reformlustiger als er selber erscheinen: Noack in Worms, der Hegel's Religionsphilosophie in eine

freigemeindliche Praxis hinüberziehen möchte, und Planck in Tübingen, der sich viel mit der Zukunft des Reiff'schen Systems beschäftigt. Fichte der Aeltere setzte das Ich als den Ideal- und Realgrund, und dieser Absolutismus ist es, der in Reiff's System der Willensbestimmungen wieder zutage kommt.

Schopenhauer, ein tiefer, mystischer, höchst gelehrter, in den Alten befestigter Denker, hat seine Philosophie auch als eine Consequenz der Kant'schen begründet. Er hat eine neue Ausgabe seines Buchs „Die Welt als Wille und Vorstellung" gemacht, mit den schätzenswerthesten, anregendsten Excursen in einem hinzugefügten zweiten Theil. Ich glaube mir in meiner „Geschichte der Kant'schen Philosophie" das Verdienst erworben zu haben, diesem Manne zum ersten male die Stellung anzuweisen, die er in der Geschichte unserer Philosophie einnimmt, während man ihn bis dahin nur als eine Curiosität behandelt hatte. Unsere Geschichten der Philosophie sind gar zu trocken, zu dogmatisch. Sie geben ellenlange Auszüge aus Büchern, aber sie lassen sich so gut als gar nicht auf eine Charakteristik des eigentlichen Geistes der Autoren ein. Wenn ich diese dickleibigen Historien, wie sie dermalen bei uns üblich sind, mit Damiron's „Geschichte der neuern französischen Philosophie" vergleiche, muß ich die Darstellung desselben unbedingt vorziehen, was Herr Merz mir gewiß wieder als ein Buhlen mit den Franzosen auslegen würde. Geschmackvoll zu schreiben, scheint

bei vielen unserer Philosophen zu den antediluvianischen Vorurtheilen zu gehören, und mich, der ich mich allerdings auch eines guten Stils, einer auch interessanten Darstellung befleiße, suchen sie deshalb wol als einen bloßen Schöngeist zu eliminiren, wie ich noch gestern die Spötterei habe lesen müssen, daß mein Buch über Schelling sich eigentlich nur mit der Geschichte des Schelling'schen Stils beschäftige. Habeant sibi! Schopenhauer ist mir trotz seines Schimpfens auf Schelling, Fichte und Hegel darin eine rechte Erquickung, daß er eine ganz treffliche, geistdurchdrungene Darstellung hat, die immer anregend und bildend auf mich zurückwirkt, während ich bei der scholastischen Monotonie vieler Hegelianer und Junghegelianer mich langweile. Schopenhauer ist der geistvollste Apologet des Pessimismus. Oder eigentlich, er ist ein Buddhist. Von Schelling's Theorie, den Willen als das Erste zu setzen, unterscheidet er sich dadurch, daß, wenn Schelling's Wille ein Wille zum Leben ist, der Schopenhauer'sche ein Wille zum Tode ist. Er findet die Seligkeit im Wollen des Nichtswollens.

Herbart's Philosophie hat seit einigen Jahren sehr an Umfang gewonnen, wozu die Darstellungen derselben durch Hartenstein in Leipzig gewiß am meisten beigetragen haben. Hartenstein stelle ich unter den Herbartianern am höchsten. Seine „Metaphysik" und seine „Ethik" sind sehr gelungene Schriften. Drobisch's Logik, Religionsphilosophie und Psychologie bieten eigentlich nichts Neues dar, wenn sie sich auch sichtbar um

Neuheit bemühen. Exner, der prager katholische Herbartianer, hat mich nun schon zum zweiten male angegriffen, von seiner Leibniz-Herbart'schen Höhe recht mitleidig auf mich armen Hegelianer herabblickend. Mein College Taute hat den ersten Theil einer „Religionsphilosophie" herausgegeben. Er enthält eine recht gut geschriebene Resumtion der Herbart'schen Philosophie als Einleitung. Der Vorrede nach wird er später besonders Strauß positiv widerlegen und alle Wunder der Bibel begreiflich machen.

Zwischen der Herbart'schen und Kant'schen Schule steht eigentlich Beneke zu Berlin in der Mitte, der sein Publicum mehr in England und Nordamerika als bei uns hat. Er theilt mit Herbart eine Analogie in der Statik und Mechanik der Vorstellungen. In der Pädagogik hat er durch sie auch bei uns manche glückliche Erfolge erzielt, sodaß einige Elementarlehrer schon für ihn zu schwärmen beginnen.

Zwischen der Herbart'schen und Hegel'schen Schule steht Lotze in der Mitte. Er lebte in Leipzig als Privatdocent der Medicin und ist nun Herbart in Göttingen auf dem Lehrstuhl gefolgt. Alles Sein als ein Geschehen, und alles Geschehen als einen Mechanismus zu behandeln, ist bei ihm nach seiner Metaphysik die Hauptaufgabe.

Eine eigenthümliche, paradoxe Stellung nimmt Chalybäus zu Kiel ein. Bis vor einiger Zeit nur als Kritiker bekannt, schien er zwischen Herbart, Hegel und Schelling eine eklektische Mitte bilden zu wollen. Er kündigt jetzt an, eine

Metaphysik auf der Ethik begründen zu wollen, ein Unternehmen, das ganz zu meiner Meinung von ihm paßt, denn die Metaphysik auf die Ethik begründen, heißt das Sein zur Folge des Willens machen.

Die Krausiden haben ihr Terrain vorzüglich in den deutschen Uebergangsländern, in der Schweiz und in Belgien gefunden. In der Schweiz hat Lindemann in Solothurn durch seine „Anthropologie" ihr Anhänger zugeführt, in Belgien Ahrens besonders durch sein „Droit naturel". Krause's Philosophie ist religiös-mohammedanischer Mysticismus in der Art der persischen Sufis; politisch ist sie Socialismus, ohne revolutionär zu sein. Krause's eigene Arbeiten, die noch fortwährend von Herrn v. Leonhardi herausgegeben werden, enthalten einzelne vorzügliche Abhandlungen, sind aber durch ihre Breite, ihre Wiederholungen und ihre Sondersprache schwer zugänglich. Diese verwechselt die Kleinschöpfungen ihres terminologischen Purismus oft mit Neugedanken.

Für Baader sind Hoffmann und Hamberger thätig. Baader ist aber einmal nicht in der Art originell, als diese Beiden von ihm präconisiren. Er ist ein Erneuerer der J. Böhme'schen Mystik. Das, was an seiner Lehre originell erscheint, kommt aus dem Bedürfniß, die Böhme'sche Doctrin mit der katholischen Kirche zu vermitteln und sie mit Gedanken unserer Zeit zu verquicken. Hamberger hat einen guten Auszug aus Böhme's Schriften in einer systemati-

schen Ordnung gegeben, der am besten darthut, wie sehr die Böhme'sche Anschauung das Fundament der Baader'schen ausmacht.

Bei den Hegelianern muß man die alten und neuen unterscheiden. Von den alten hat Gabler Trendelenburg's logische Untersuchungen in einer merkwürdigen Weise zu widerlegen versucht. Göschel ist ein Dantist geworden. Hinrichs erfüllt das Versprechen nicht, das er in seiner „Genesis des Wissens" gegeben, von ihrem Standpunct aus die ganze Philosophie durchzuarbeiten. Er hat sich gänzlich in die Tagespolitik geworfen. Erdmann verbessert seine „Compendien der Logik und Psychologie" in neuen Auflagen und arbeitet mit der ihm eigenen Unverdrossenheit und kalten Entschlossenheit die „Geschichte der neuern Philosophie" von Zeit zu Zeit in einem Bande weiter. Schaller, auch in Halle, ist ihm in der doctrinären Manier sehr ähnlich geworden. Seine „Geschichte der neuern Naturphilosophie" konnte ebenso gut Erdmann geschrieben haben. Sie ist gründlich im Bericht, aber es fehlt ihr jener durchdringende universelle Blick, durch welchen z. B. Goethe's kleine Charakteristiken der großen Naturforscher in dem historischen Theil seiner „Farbenlehre" so fruchtbar geworden sind. Wenn ich aber sehe, wie Hinrichs sich fortgebildet hat, so kann ich mir wol vorstellen, daß auch Erdmann und Schaller, der mir schon als Landsmann immer ein großes Interesse eingeflößt hat, sich zu freierer Beweglichkeit fortarbeiten.

Auch Michelet in Berlin zeigt dies. Er macht den Uebergang von den Althegelianern zu den Junghegelianern aus. Seine „Reden über Gott und Unsterblichkeit", wie seine „Epiphanie der ewigen Persönlichkeit" sind im Inhalt wie im Ton eine gewisse Mitte der Hegel'schen Extreme, jedoch mit dem Ueberhang zum Junghegelianismus.

Bei den Junghegelianern ist Feuerbach der gedankenkräftigste, aber, angelangt beim Sensualismus und Atheismus, scheint er sich schon überlebt zu haben und will mit einer Herausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" abschließen. Ruge scheint für die Wissenschaft verloren und ganz in die revolutionäre Politik aufgegangen zu sein. Die Bauer haben sich auf Geschichtschreibung geworfen und aus der Hegel'schen Phänomenologie eine Manier angenommen, ein Capitel abzuschließen und ein neues anzufangen, als wenn dies das nothwendige Resultat von jenem wäre, wodurch sie sehr blenden können. M. Stirner und Oswald (Jung), Heß und Jordan, Nauwerk und Buhle haben hierin mit ihnen, in der Art der Ausführung aber mehr mit Ruge Aehnlichkeit. Die unermeßliche Sympathie, welche diese Fraction des Hegelianismus bei der Jugend hat, liegt darin, daß sie unendlich bequem ist: Alles, was bisher geschehen, ist nichts; wir cassiren es. Was wir dann thun werden, wissen wir noch nicht. Aber das wird sich ja finden, wenn die Zertrümmerung alles Bestehenden uns für unsere Schöpfungen Raum gemacht. — Den

Althegelianismus verdächtigt der Junghegelianismus mit dem einfachen Pfiff, daß derselbe Furcht vor den wahren Consequenzen des Systems besessen habe, er aber mit seiner seltenen Aufrichtigkeit diese zöge. Das gefällt dann der Jugend ungemein. Muth zu zeigen, steht schön.

Prutz verbindet gewissermaßen Ruge und Herwegh, nur bei weitem maßvoller als Beide. Er macht den Uebergang in die Literaturgeschichte und Poesie. Stahr ähnlich. Hanne in Braunschweig, der sich dieser Tendenz erst zuneigte, ist nun mit seinem Buch über den Nihilismus derselben ihr Gegner geworden.

Manche ergötzliche Conflicte sind im Junghegelianismus dadurch entstanden, daß Einer den Andern überbieten wollte. Fr. Engels und Karl Marx haben ein witziges Buch geschrieben: „Die heilige Familie", worin sie die Widersprüche geißeln, in welche die Gebrüder Bauer: Bruno, Edgar und Egbert, verfallen sind.

Daumer ist ein ἁπαξ λεγομενον in unserer Philosophie, deren Geschichte einst eine der denkwürdigsten Perioden der Philosophie überhaupt ausmachen wird. Er opponirt Feuerbach und Bauer als Verrückten, aber er selbst proclamirt die Natur als das Absolute und nennt den Protestantismus einen unterdrückten Naturalismus. Bettina ist ihm die Prophetin der neuen Naturreligion.

Die Neuschelling'sche Philosophie ist beinahe schon wieder verschwunden. Paulus in Heidelberg hat 1843 ein Heft der Schelling'schen Vorträge drucken lassen. Ich halte diesen Druck

für ungerechtfertigt. Jemand, der bei mir Collegia hört, kann natürlich die Kenntnisse, die er darin erwirbt, die Ideen, die er sich darin aneignet, beliebig verwenden, aber er darf sie nicht in ihrer Totalität zugleich mit derselben Fassung, die ich ihnen im Dictat oder in der freien Rede gebe, drucken lassen. Paulus behauptet, ein Recht zum Druck dadurch erworben zu haben, daß er das Heft kaufte und es so rechtmäßig in seinen Besitz brachte. Eine Pflicht zum Druckenlassen erkünstelt er dadurch, daß er sagt, es sei wichtig für ganz Deutschland, endlich authentisch zu erfahren, was denn der neue Schelling lehre; da nun er selbst diese Pflicht nicht erfülle, so erfülle er sie für ihn. Das sind Sophistereien. Und daß Paulus im Hintergrunde dies recht wohl gefühlt hat, leuchtet dadurch ein, daß er die Vorträge Schelling's mit einem Gallimathias seiner rationalistischen Reflexionen und Exegesen versetzt hat, die allerdings Niemand ihm als sein Eigenthum streitig zu machen Lust haben wird. Merkwürdig, daß ein Schwabe dem andern einen solchen Streich spielen mußte! Schelling wurde in demselben Hause geboren, in welchem Paulus' Aeltern lebten. Aber dieser Schwabenstreich scheint ihn allerdings tief getroffen zu haben. Seine Vorträge sind ins Stocken gerathen. Die Neugier der Berliner hat sich befriedigt. Schelling mußte, wie es früher verheißen war, auch Politik lesen, das Publicum wieder zu spannen, zu fesseln. Die Gegenschriften gegen ihn, die auch, was Niemand tadelte, Relationen seines Systems brachten, ver-

stummen auch allmälig, und so natürlich auch die anonymen Entgegnungen der „Allgemeinen Zeitung" und des berliner „Theologischen Journal". Uebrigens ist es eine interessante Erscheinung, zu sehen, daß, während der frühere Schelling eine große Schule hinter sich hatte, der gegenwärtige nicht einen einzigen entschiedenen Schüler für sich hat, denn Schaden in Erlangen, Stahl in Berlin, die früher als seine Schüler galten, haben sich auf ihre eigenen Füße gestellt. Ferner sind gegen Schelling jetzt eine Menge Bücher erschienen, Broschüren mit dem Namen der Verfasser; für Schelling nicht ein einzig Buch, nicht eine einzige Broschüre, nur Zeitungsartikel.

Fichte der Jüngere in Tübingen (der aber nun schon ein ganz respectables Alter haben muß), Weiße in Leipzig und Braniß in Breslau stehen jetzt mit der Erwartung einander gegenüber, wem von ihnen das philosophische Deutschland denn nunmehr, nachdem Schelling's Restaurationsversuch gescheitert, das Scepter der Herrschaft überreichen werde.

Steffens, der herrliche Mensch, ist am 13. Februar gestorben. Ich verdanke ihm sehr viel, namentlich seinem Buch: „Die neuere Zeit und wie sie geworden"; ein Buch, das auch zu denen gehört, die ohne Dank ausgestohlen werden. Have, pia anima!

Die Augsburgerin bleibt einmal meine unversöhnliche Gegnerin und hemmt meinen literarischen Gang schwer mit ihrer gewichtigen Opposition. Ich habe im vorigen Jahre endlich nach mehrjähriger treuer Arbeit „Hegel's Leben" herausgegeben. Varnhagen, mir ein stets wohlwollender, umsichtig und feinsinnig berathender Freund, hatte der Augsburgerin eine anerkennende Anzeige des Buchs eingesandt und mit seinem Namen unterzeichnet. Von einem Manne, wie Varnhagen, etwas zurückzuweisen, wäre zu unvortheilhaft, und so wurde der Artikel zu meiner großen Freude aufgenommen. Aber nun folgt die Rache dafür nach. Jetzt in Nr. 174 schleudert die Augsburgerin einen der gehässigsten Artikel über mein „Leben Hegel's" in die Welt, der mir außerhalb Deutschlands wenigstens viel Schaden thun wird. Er fängt gleich mit der Neidbemerkung an, ich sei bisher zu viel gelobt worden, ist ganz persönlich gehalten und erlaubt sich sogar über meine hiesigen Verhältnisse die boshaftesten Bemerkungen. Ich kann gar nicht mehr daran zweifeln, daß ich auch hier in meiner nächsten Nähe einen meiner ärgsten Feinde haben muß, der sich meine anonyme Verunglimpfung und Verdächtigung zur Pflicht gemacht hat. Als ich im vorigen Jahre die Festrede zu Herder's hundertjährigem Andenken hielt, war der Minister Eichhorn zufällig gegenwärtig, weil er, am Abend zuvor gekommen, in demselben Local dicht vor dem Anfang der Feier eine Allocution an uns Professoren gehalten hatte. Ich hatte meine

Rede drei Wochen zuvor auf dem Lande an einem trüben Regentage in einem Ruck niedergeschrieben, ohne im geringsten die Gegenwart des Ministers bei ihrer Recitation ahnen zu können. Die Augsburgerin aber berichtete von der Rede sofort in dem Sinn, als wäre sie von mir berechnet gewesen, dem anwesenden Minister gute Lehren zu geben und ihn, coram populo, durch Opposition zu kränken. Als ich dies las, schrieb ich offen darüber an Eichhorn, der mir ebenso offen eingestand, mit dem Ton der Rede nicht zufrieden gewesen zu sein, zugleich aber sich so human und liebenswürdig und so ermuthigend für mich aussprach, daß ich mich über diese Intrigue völlig beruhigte. Nun sucht die Augsburgerin mich von meinen Collegen zu isoliren, als ob ich mit den ernsten, wissenschaftlichen Männern der Universität nicht verkehrte. Dafür soll ich einem unbedeutenden „Kreise der Aesthetik" angehören. Zuletzt wird ein Fatum darin gefunden, daß ich Schelling's Aufschlüsse über Hegel nicht gesucht und benutzt hätte! Als ob ich dies nicht gethan und deshalb sogar mit meinem alten Freunde, dem ich so viel Dank schulde, L. v. Henning, noch zerfallen wäre!

Zwischen der Partei des Rückwärts und der des Vorwärts hat sich nun auch eine des Aufwärts gebildet.

In Tübingen ist Vischer endlich zum ordentlichen Professor für das Fach der Aesthetik erhoben

worden. Er hatte eine Antrittsrede seines Ordinariats gehalten und sofort wendete sich die Augsburgerin gegen ihn, ihn zu denunciren. Weil er Pantheist sei, wie er in seiner Rede offen eingestanden, sei er auch staatsgefährlich, denn unsere Staaten seien auf den Grundlagen des Glaubens an einen persönlichen Gott, dessen Vorsehung und an Unsterblichkeit gebaut. Nun hat man Vischer genöthigt, seine Rede zum Behuf seiner Anklage wie seiner Vertheidigung zwei Wochen später aus dem Kopf aufzuschreiben, denn er hatte sie frei gehalten. Eine getreue Nachschrift hätten seine Ankläger denn doch wenigstens besorgen sollen. Die Rede ist nun im Druck erschienen.

Die Neuschelling'sche Philosophie wird immer drohender für mich. In München hat sich bei der Universität ein Neuschellingianer: Dr. Wilhelm Rosenkrantz, als Privatdocent habilitirt. Er hat eine Dissertation über die „Aufgabe der deutschen Philosophie" geschrieben, die hier vor mir liegt, denn ohne diese sinnliche Gewißheit würde ich die Thatsache für eine auf meine Vexation angelegte Mystification halten. Besondere Hoffnungen für die Lösung der Aufgabe, die er bespricht, kann ich übrigens an das Schriftchen meines bairischen Doppelgängers nicht knüpfen. Es ist ziemlich kahl.

III.

Schöne Literatur.

1833.

Amadeus Wendt hat ein Buch über die Hauptperioden der Kunst herausgegeben, worin er sie im Lauf der Weltgeschichte darstellen will. Man hat mir von demselben die „Geschichte der Musik" gerühmt und mit Emphase zugesetzt, daß Wendt selbst componire und Concerte dirigire. Dies mag sein. So könnte man auch seine „Geschichte der Poesie" rühmen, weil er auch Verse gemacht und einen „Musenalmanach" herausgegeben hat. Und so könnte man auf alle Künste übergehen. Aber wenn ich auch von der Musik und bildenden Kunst abstrahiren will, so kann ich in der „Geschichte der Poesie" nichts Vorzügliches finden. Der Grund des Mangels liegt in der Unbestimmtheit des Urtheils, durch welche auch die Diction eine molluskenartige Weiche bekommen hat. So wird z. B. von Sophokles gesagt, daß er „vielleicht der Mittelpunct der antiken Poesie sei". Welch ein verrätherisches Vielleicht! Die Eintheilung in vorgriechische, griechische, germanische und moderne Kunst ist unzureichend. Der Ausdruck vorgriechisch, zumal als eine nur negativ ausschließende Bezeichnung, ist für den Raum wie für die Zeit gar zu unbestimmt, und der

längst in Gebrauch gekommene positive: orientalisch, viel besser.

Als Nation sind wir Deutsche doch eine recht traurige Erscheinung! Da hat ein Herr Kühne in Marburg „Poésies Françoises et Italiennes" herausgegeben; elende, nüchterne Sachen. Sind wir sicher, daß nicht nächstens ein Deutscher Gedichte in der Eskimo- oder Botokudensprache herausgibt, damit wir doch erfahren, wie gründlich er sie gelernt, wie sehr er sich entdeutscht hat.

Die neuern deutschen Dichter, besonders die Lyriker, haben oft eine doppelte Kokketterie: 1) mit der Welt- und Menschenverachtung, als ob jene nur ein Quark, diese aber lauter Lumpen und Schurken wären, welche sie in den Grund treten könnten; 2) mit ihrem Talent. Diese ist noch widerlicher als die erstere. Der Künstler sei einzig, allein er verschone uns mit der Prätension, es sein zu wollen, und der Eitelkeit, es uns zu sagen.

In den „Nouveaux romans et contes philosophiques" von Balzac wird einmal, um die Vortrefflichkeit der Bildung eines Mädchens zu bezeichnen, ausdrücklich gesagt, daß sie in Hoffmann's und Walter Scott's Schriften sehr belesen gewesen sei. Dies scheint mir für Herrn Balzac selbst sehr charakteristisch, denn in der That sucht er das psychologische Element Hoffmann's

mit dem historischen Scott's zu verbinden. Er geht auf das Schauerliche, Geheimnißvolle, mit dem Wahnsinn Vertraute der Hoffmann'schen Richtung ein, läßt aber auch mit großem Vortheil und mit großem Geschick das Geschichtliche bedeutender hervortreten. Bei Hoffmann erscheinen zwar auch Schilderungen der Vergangenheit, wie im „Artushof" und in „Doge und Dogaresse", allein die phantastischen Zustände waren doch sein Lieblingsthema, und das Locale und Nationale nur eine mehr äußerliche Drapirung. Bei Scott hingegen tritt die Form des Lebens in ihrer ganzen Breite behaglich hervor. Seine psychologischen oder gar philosophischen Reflexionen sind oft trivial, während seine Erfindung von Situationen und seine Beschreibung von Burgen, Gaststuben, Klöstern, Meierhöfen, Rüstungen, Kleidungen, Schlachtfeldern bewundernswerth sind. Die Franzosen wollen nun das eine Element mit dem andern bereichern, fallen aber in Uebertreibungen des einen wie des andern. Alle Vorzüge wie alle Mängel, z. B. in Hugo's „Notre Dame", lassen sich aus dem Vereinigen wie aus dem Ueberbieten jener beiden Richtungen erklären.

Bulwer's Manier ist sehr gut in einer Satire: „Der neueste Moderoman", persiflirt. Der Held, der erst Nachmittags vier Uhr aufsteht, rettet die Ehre der gentilen Gesellschaft durch eine Sauce, die seine Schöne erfindet.

„Lalla Rookh." Ich kann die Lectüre nicht beenden. Ich halte es nicht aus in einer nur von Rosenöl geschwängerten Atmosphäre. Wohlweislich hat Shakspeare im „Sommernachtstraum" dem zarten Elfenleben ein derberes Element entgegengesetzt.

Jeder unserer Kritiker: Menzel, Mundt, Gutzkow, Schubarth u. s. w., möchte jetzt gern die Rolle eines Lessing spielen. Allein zu einer solch königlichen Stellung gehört mehr, als man erwägt: eine Masse positiver Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten, eine allseitige Vertrautheit mit der alten, mit der in- und ausländischen Literatur, ein Anticipiren der Zukunft und ein Verzichten auf allen Effect. Da nun der Effect das nächste Ziel ist, welchem die heutigen Schriftsteller und Kritiker sich zuwenden, so haben wir schon aus diesem Grunde keinen Lessing zu hoffen, der, ohne „brillant" zu schreiben, so große Erfolge hatte, weil er nur auf die Sache ging.

Grüneisen hat aus Geschichte, Bibel und Philosophie zu beweisen gesucht, daß eine bildliche Darstellung der Gottheit einen Widerspruch gegen die reine Mystik des Christenthums enthalte, namentlich wenn die Maler, wie die Eycks, Gottvater wol gar mit Krone, Mantel und Scepter darstellten. Grüneisen verfällt hier in denselben ästhetischen Nihilismus, wie die Theologen in

einen theologischen, welche behaupten, daß Gott unbegreiflich sei, und daß wir daher von ihm keine Prädicate anzugeben vermöchten. Diese Theologie, die recht fromm zu sein vermeint, ist dem Inhalt nach vom Atheismus nicht sehr verschieden. Daß sie mit diesem doch nicht ganz identisch ist, liegt nur in der Inconsequenz, die Unerkennbarkeit Gottes gar nicht behaupten zu können, ohne nicht von ihm doch irgendeine Vorstellung zu besitzen.

„Deutsche Briefe" (Bd. 1, 1834). Und was ist's? Erst ein paar Briefe von Goethe und Woltmann. Dann die alltäglichsten Correspondenzen der Frau Therese Huber und der Frau Karoline v. Woltmann. Der ganze Unterschied der Mittheilungen zwischen Beiden besteht darin, daß die Erste Kinder bekam und Bücher schrieb, während die Zweite keine Kinder bekam und Bücher schrieb.

Wie einst im eisernen Zeitalter Asträa die Erde verließ, so scheint auch die Poesie in unserm zerrissenen Zeitalter als Kunst uns verlassen zu haben. Was uns als Poesie geboten wird, scheint mir oft nur Stoff zu künftiger Dichtung zu sein. So die Romane von S. Wiese.

Und wie unpoetisch schreibt man jetzt oft. Dieser S. Wiese fängt z. B. in einem Roman

„Hermann" einen Abschnitt mit folgender, großartiger Periode an:

„Der Krieg war." Punctum.

Werner kann gar nicht mit Abraham a Sancta Clara verglichen werden. Jener blieb im Zwiespalt mit sich und Gott, während dieser zum weltüberwindenden Humor durchdrang, den man noch gar nicht nach Verdienst gewürdigt hat, weil der treffliche Prediger in den meisten unserer Literaturgeschichten herkömmlich nur als eine Art geistlichen Hanswursts figurirt.

1836.

Brockhaus hat Baggesen's „Sämmtliche Werke" herausgegeben. Man sieht hier wieder den großen Umfang unserer Literatur, denn man findet hier, bei einem doch schon bekannten Schriftsteller, Sachen, die vielen Andern ebenso überraschend sein werden als mir, der ich nichts von ihnen wußte. Ich rechne hierher vorzüglich den dritten Theil, der den „Vollendeten Faust" oder „Romanien im Tollhause" enthält und zu Paris **1806—7** geschrieben ist. Es ist eine Satire auf die romantische Poesie in ihren eigenen Formen. Auch die Schelling'sche Philosophie wird tüchtig mitgenommen. Die Anlage ist in ihrem Mechanismus von Shakspeare's „Sommernachtstraum" entlehnt. Vor einem Herzog, der mit

seinem General Strafmichgott eben einen Krieg erwartet, vor Madame Delphine (die Staël, die einen Roman dieses Namens geschrieben), vor Hofrath Werder (Wieland), Opitz von Boberfeld (Goethe), Bruno (Fichte), Schrelling (Schelling) und dem Prinzen von Ellenbogen führt Hanswurst im 17. Jahrhundert im Tollhause und Wirthshause zu Jauer „Faust's Heldenthaten" auf. Dr. Stirn (Gall) macht mit Herrn Schädlein die Runde im Tollhause, die Kranken kraniologisch zu untersuchen. St.-Preux (Jean Paul) findet eine Jungfrau, welche über die Rede des todten Christus vom Weltgebäude tollgeworden ist. Keit (Tieck) entdeckt nach vielem Himmelschwimmel, daß sein Leib viel zu symmetrisch und plastisch gestaltet ist. Um ihn romantisch zu machen, schlägt er sich mit einem Stiefelknecht, womit er zuvor schon Tische, Stühle und Gläser zertrümmert hat, die Zähne und ein Auge ein. Der Maler Pinsel, der auf neue Standpuncte ausgeht, will das Portal der Peterskirche von hinten malen u. s. w. Es ist eine Hecke mehr oder weniger witziger Bissigkeiten. Zuletzt kommt mit einem Anflug von freierm Humor die „Nibelungennoth" vor, wo Faust, der als ein genialer Tölpel auftritt, den Helden die Peitsche um die Ohren knallt.

Ruge hat auf Heine, Gutzkow und Wienbarg eine unwürdige Satire gemacht: „Die liederlichen Vögel", nämlich Hahn Hainichen,

Schmutzkow der Häher, Quienbarg der Finke. Sie werden vor Damen und Studenten in einer Menagerie vorgezeigt und müssen ihre Künste machen.

Gestern glaubte Jemand unendlich geistreich zu sein, indem er Byron einen „veredelten Matthisson" nannte!

1837.

Der verstorbene Propst Stieglitz hat einmal in einem Aufsatz über die Faustliteratur in einem historischen Taschenbuch drucken lassen: „Karl Rosenkranz: Ueber Erklärung und Fortsetzung des Faust im Allgemeinen und über christliches Nachspiel zur Tragödie Faust insbesondere. Leipzig 1831, 8." Nun habe ich 1829 in einer Schrift über Calderon's wunderthätigen Magus den Zusatz auf dem Titel gemacht: „Ein Beitrag zum Verständniß der Faust'schen Fabel"; und 1831 habe ich ein „Geistlich Nachspiel zur Tragödie Faust" herausgegeben. Eine Schrift wie obige aber habe ich nie geschrieben. Gott weiß, wie jener Titel entstanden ist, den ich nun schon oft genug habe lesen müssen, den ich soeben in Engelmann's „Umarbeitung der Enslin'schen Bibliothek der schönen Wissenschaften" wieder gelesen habe, und den ich noch oft genug werde wieder lesen müssen. Autor eines gar nicht existirenden Buchs zu sein! Sonderbare Empfindung.

Die heutigen französischen Romane suchen zu beweisen, daß zwei Menschen nicht nur wenn sie sich lieben, sondern weil sie sich lieben, jetzt nicht mehr glücklich sein können.

Von Rahel hat man gesagt, sie habe ihre Bestimmung ihrer Gesinnung, diese ihrer Stimmung und diese den Launen des Wetters geopfert.

In den von Dorow herausgegebenen „Fac simile von Handschriften berühmter Männer und Frauen" finde ich von Schleiermacher einige schöne Worte:

„Wie eng auch unsers Lebens Schlangenkreis,
Die Ueberschau gebührt des Schicksals Wächter.
Das Eine schwindet, wenn das Andre naht.
— — — — — — — — — —
Drum habet Muth, verbrüderte Geschlechter,
Und blicket freudig zu den ew'gen Sternen."

Mit den sogenannten Naturdichtern hat es doch eigentlich, wenigstens jetzt, wo wir eine durchgebildete Kunstpoesie besitzen, nicht viel mehr auf sich. G. Schwab hat jetzt die Lieder eines Buchdruckers in der Cotta'schen Officin, Nikolas Müller, herausgegeben. Das Interessanteste an dem Büchlein ist noch die Geschichte des Poeten, aber seine Verse sind gewöhnlich; z. B.

„Ein kleines Bächlein rauschet hin
Durch Felsen in dem Wald,
Wo ich oft voll Erwartung bin,
Ob sie nicht komme bald u. s. w."

Die idyllische Monotonie der schwäbischen pittoresken Lyrik hat sich schon ebenso überlebt, als die altkluge orientalisirende Didaktik. Ich mag von beiden nichts mehr lesen.

Das Studium seiner eigenen Sprache kann ein Volk keineswegs in dem Grade fortbilden, als bei uns jetzt oft versichert wird, eben weil es in seiner gegenwärtigen Sprache die Resultate seiner frühern Bildungs- und Sprachperioden besitzt. Nur Ideen können ein Volk fortbilden. Einzelne allerdings können durch das Studium ihrer Muttersprache ihren Ausdruck beleben, bereichern, läutern. Aber dies kann auch die Beschäftigung mit andern Sprachen. Auf Lessing hat das Italienische, Französische, Englische, auf Klopstock das Lateinische, auf Schleiermacher das Griechische vorzüglich eingewirkt.

Unser Rückert singt:

„Ein himmelfliegender Gedank' ist nie geglückt
In Hütten, deren Dach den Geist zu Boden drückt.
Man hat nur höhere Gedanken in Palästen,
Wie unter Palmenschirm und unter Cedernästen."

Rückert, Rückert, wie kannst du dich so verirren!

Hüttengeborene und palastgeborene Gedanken! Von letztern ist bisher nun gar als von höhern nichts bekannt gewesen. Sokrates, Spinoza, Kant haben wahrlich nicht in Palästen gewohnt. Die niedrigen Stuben Kant's sind noch zu sehen.

Nikolaus Lenau, erst Faustisch verzweifelnd, scheint nunmehr schon recht fromm geworden zu sein. In seinem neuesten Gedicht: „Savonarola", finde ich eine Stelle, die ganz offenbar gegen Strauß gerichtet ist und unstreitig Lenau's eigene Meinung ausdrückt. Es heißt hier S. 71:

„Dir sind zu eng des Glaubens Schranken,
Dein Christus ist, greif' ich dich recht,
Die Summe göttlicher Gedanken
Im ganzen menschlichen Geschlecht.

Der Herr der Welt in Menschenhülle,
Die Macht des Schöpfers und sein Licht,
Der Gottheit ganze Liebesfülle
Ist dein zerfahr'ner Christus nicht.

Ich kenne dich und die Genossen,
Ihr zweifelt, deutelt dort und hie,
Ihr habt die Schrift des Herrn verstoßen
Und meint: ein Gottmensch lebte nie.

Ihr möchtet lieber Gott uns schildern,
Wie er die Welt uns ausgeheckt,
Nach seinen schönen Musterbildern,
Ein feingeschmackter Architekt.

Und was von göttlichen Ideen
Ein feinbegabter Menschengeist
Auf Menschenweise mag verstehen,
Das wäre was man Christus heißt."

Gestern Abend gerieth ich in einer Gesellschaft mit meinem Collegen, dem Mediciner Sachs, über die George Sand in etwa folgendes Gespräch:

Sachs.

Die George Sand überschätzen Sie, lieber Freund, und es thut mir wirklich leid, daß Sie für eine so widerwärtige Erscheinung, für einen solchen Auswürfling ihres Geschlechts, sich so zu interessiren vermögen.

Ich.

Es ist wahr, von allen neuern französischen Autoren stelle ich diese Frau am höchsten. Sie hat für mich eine hinreißende Darstellung.

Sachs.

Wie ist das möglich bei einem so perversen ethischen oder vielmehr so unethischen Standpunct? Wie kann die Verfasserin eines „Leone Leoni" schön schreiben? Das ist unmöglich, und im besten Fall täuschen Sie sich.

Ich.

Ein reicher Geist kann sich auch verirren, kann seine Capricen haben. „Leone Leoni" ist, um mit der Manon L'Escaut zu rivalisiren, ein Kunststück, aber selbst in diesem Roman sind Passagen, die man classisch nennen muß, wie das idyllische Leben Leoni's und Julien's in der Schweiz und die Schilderung der Spielergesellschaft in Venedig.

Sachs.

Brillante Einzelheiten machen noch keine classische Darstellung aus. Es kommt auf die Einheit, auf das Ganze an.

Ich.

Sollte ein Schriftsteller eben deshalb nicht auch das Recht haben, von uns nach allen Stufen seiner Entwickelung beurtheilt zu werden? Sollte er nicht auch das Recht haben, ihn im Zusammenhang mit seiner ganzen Zeit zu fassen? Ist nicht die Sand für die unglücklichen Ehen unserer Periode gleichsam der poetische Robespierre, welcher die von der Idee der Liebe Verurtheilten hinrichtet?

Sachs.

Nun, wenn dieses Weib ein romantischer Robespierre ist, so ist es auch schon gerichtet, denn Robespierre konnte der Guillotine nicht einmal durch Selbstmord entgehen. Er schoß sich nur an. Fühlen Sie denn aber nicht, wie ganz und gar unweiblich es ist, wenn ein Frauenzimmer in Revolution macht? Und diese Sand kokettirt sogar mit der deutschen Burschenschaft! Sie heißt doch eigentlich Frau Baronin Dudevant, ein ganz honetter Titel, und nennt sich nun Sand! Sand! Alberne Anspielung.

Ich.

Da muß ich die Frau doch in Schutz nehmen. Ein Schriftsteller, Namens Sandoz, hat sich ihrer angenommen, als sie arm und unbekannt in Paris zuerst durch Schriftstellerei sich zu ernähren suchte. Er führte sie bei Buchhändlern, bei Redacteuren von Unterhaltungsjournalen ein und gab ihr auch sonst Rath bei ihren Ar-

beiten. Aus Dankbarkeit nahm sie pseudonym die erste Sylbe seines Namens an.

Sachs.

Abgeschmackte Sentimentalität! Und auch hier noch sehen wir die Unnatur in diesem Weibe. Warum mußte sie sich denn einen männlichen Namen geben? Warum sich in ein pseudonymes Masculinum verlügen? Konnte sie sich nicht Karoline Pichler nennen? (Allgemeines Gelächter.)

Sachs.

Glauben Sie, lieber Rosenkranz, ein solch androgynes Unwesen kann nichts Gescheutes hervorbringen.

Ich.

Aber gerade in Betreff ihrer Compositionen, sollte ich denken, müßte man vor der Hand ganz davon wegsehen, ob ein Weib, oder ein Mann, oder meinetwegen ein Mannweib sie hervorgebracht. Man müßte zunächst nur zusehen, wie sie beschaffen sind. Hinterher mag man denn auch das psychologische Interesse befriedigen, die Individualität der weiblichen Autorin in ihren Compositionen und in ihrem Stil zu entdecken. Mich zieht bei der Sand nicht blos die Frische der Darstellung an, sondern nicht weniger das tiefe Streben, die Kraft der Liebe in ihrer Aufopferung, in ihrer den ganzen Menschen veredelnden Zucht zu schildern, weshalb ich wünsche, daß sie manche Situationen unerfunden gelassen hätte, welche nur der französischen Hinneigung zu einer verfäng-

lichen Lüsternheit huldigen. Sie ist und bleibt trotz solcher Auswüchse eine ringende Natur, der es letztlich um echte Sittlichkeit zu thun ist.

Sachs.

Eine schöne Sittlichkeit, wenn Madame Dudevant ihrem Manne wegläuft, heimlich nach Paris geht und dort mit Herrn Sandoz zusammen arbeitet!

Ich.

Sie war funfzehn Jahre alt, als sie ungefragt aus dem Kloster heraus dem bejahrten Herrn Baron vermählt ward. Ist es ein Wunder, wenn die Ehe nicht glücklich ausfiel? Ist es nicht denkbar, daß sie durch ihre Flucht eben ihre Sittlichkeit retten wollte? Bei so schweren Entschlüssen kann zuletzt nur Gott dem Menschen recht ins Herz sehen. Daß die Sand durch sittliche Motive zur Flucht bewogen ward, hat wol ihr Proceß mit dem Baron Dudevant gezeigt. Sie hat ihm die Hälfte ihres Vermögens geopfert und hat ihre beiden Töchter zu sich genommen; ein Zug, der auch darthut, daß, wenn sie in ihrer Phantasie und in ihrem Denken eine männlich starke Energie offenbart, sie doch das innerste Wesen des Weibes, die Mütterlichkeit, nicht verleugnet.

Sachs.

Mag sein, aber es kommt mir doch so vor, als ob sie in ihren Schriften sich beständig dafür rächen wollte, daß sie einen alten Mann gehabt hat, der mit ihr nicht zärtlich zu tändeln und zu

kosen verstand. Alle ihre Romane scheinen sich doch um das Eine Thema zu drehen, den Untergang des Weibes bald durch die Schwäche, bald durch die Brutalität des Mannes darzustellen.

Ich.

Und warum sollte sie das nicht? Warum sollte sie nicht den Urschmerz ihres Lebens in der Poesie verklären?

Sachs.

Dabei aber sich selber recht vergöttern. Ist es nicht unnatürlich, daß ein Weib dem Weibe seine Huldigungen darbringt?

Ich.

Wenn es so, wie von der Sand geschieht, wol nicht. Wollten Sie den Satz ganz allgemein hinstellen, dann müßten Sie es auch unnatürlich finden, daß wir Männer auch Männer verherrlichen und daß katholische Frauen die Jungfrau Maria verehren. Aber vor allem bitte ich Sie doch noch einmal, zu bedenken, daß die George Sand noch im Werden begriffen ist, und daß auch dem Genie Kampf aller Art nicht erspart ist.

Sachs.

Für die Jugend laß ich mir das Werden gefallen, aber in spätern Jahren muß der Mensch, zumal wenn er in die Oeffentlichkeit tritt, als ein fertiger genommen werden, sonst hört alles Urtheil auf. Wollen Sie Dulon hören, wie er als Knabe auf der Flöte sich einübte, oder als ausgemachten Virtuosen?

Ich.

Gewiß soll ein jedes einzelne Kunstwerk in sich auch als eine abgeschlossene Totalität betrachtet werden. Aber dies schließt doch nicht aus, gerade in ethischer Beziehung die Werke eines Schriftstellers als Momente einer höhern Einheit zu würdigen, als verschiedenartige, gegeneinander ungleiche Versuche, zum Mittelpunct einer Idee vorzudringen. Vergleichen Sie doch nur, wie außerordentlich unterschieden die „Lelia", „Leone Leoni" und die „Lettres d'un voyageur" sind! Sagt nicht in den letztern die Sand ausdrücklich in einem Briefe an Nisard, daß sie, Misdeutung zu meiden, statt Ehe lieber hätte sagen sollen: die verheiratheten Personen.

Sachs.

Gut, wenn diese Französin unglücklich verheirathet gewesen, mußte sie denn darüber schriftstellern? Wie viele Frauen sind nicht unglücklich in ihrer Ehe gewesen, ohne darin etwas Ungewöhnliches zu sehen.

Ich.

Aber sie hatten eben wenn auch das Gemüth doch nicht die Phantasie und das Talent einer George Sand.

Sachs.

Und nun läßt sich dieses schriftstellernde Femininum seine Werke obenein noch gut honoriren.

Ich.

Und warum denn nicht? Thun die Männer

denn nicht desgleichen, zumal wenn sie erst berühmt geworden?

Sachs.

Wie schlägt aber diese emancipirte Frau Baronin aller weiblichen Sitte ins Gesicht! Sie trägt Pantalons —

Ich.

Im Orient tragen alle Weiber Hosen.

Sachs.

Sie reitet —

Ich.

Das thut Christina von Spanien und Victoria von England auch.

Sachs.

Sie raucht Cigarren —

Ich.

Das thun in Central- und Südamerika alle Damen, sogar im Theater.

Sachs.

Gut, gut. Sie führt aber auch einen liederlichen Lebenswandel.

Ich.

Wissen Sie mehr darüber, als allgemeine Gerüchte?

Sachs.

Schon aus ihren Werken läßt sich ein Schluß auf ihr Leben machen, denn sie vermischt Andacht mit Wollust und macht mit dem Göttlichen nur Parade.

Ich.

Aus den Werken eines Autors, nicht auf sein Privatleben Schlüsse zu machen, ist, wie ich denke, eine Regel, welche auch der von Ihnen so verehrte Lessing einschärft. Was jedoch Ihre Behauptung selbst betrifft, so kann sie aus den Werken der Sand schwerlich bewiesen werden. So innig wie diese Frau vermag Niemand über Gott zu schreiben, der blos durch Phrasen Effect machen will.

Sachs.

Alle Schriftstellerei der Weiber ist nur ein verkappter furor uterinus. Würden Sie Ihre Tochter Prosector werden lassen?

(Allgemeines Gelächter.)

Ich.

Die Anatomie des Herzens und der Gesellschaft ist denn doch vom Zerschneiden eines Cadavers noch weit entfernt. Wahre Poesie ist nichts Gelerntes, sondern ein gottgegebenes Talent.

Sachs.

Warum wendet sie es nicht besser an?

Ich.

Darauf eine andere Frage. Haben Sie ihre Schriften gelesen?

Sachs.

Nein, aber eine ausführliche Kritik von Jules Janin, der ihr Talent sehr hoch stellt, ihre Unsittlichkeit dagegen scharf tadelt.

Ich.

Dann habe ich, weil ich die Bücher der merkwürdigen Frau gelesen habe, natürlich nichts mehr zu sagen.

A. Die heutige französische Literatur ist oft so interessant, aber es ist recht schade, daß man sie keinem jungen Mädchen in die Hände geben kann. Der Ehebruch spielt eine zu große Rolle darin, und es werden von den untern Ständen zu viel ungebildete Personen eingeführt.

B. Sollte nicht die Gefahr für die jungen Mädchen auch in andern Literaturperioden existiren? Ja, sollte nicht, unter dem Gesichtspunct, Lesefutter für junge Mädchen zu schaffen, das Lesbare überhaupt sehr zusammenschwinden? Was für Gestalten und Scenen begegnen uns nicht selbst in der Bibel!

A. Erlauben Sie, daß ich Ihnen die englische Literatur entgegensetze. Wie gemüthvoll ist dieselbe! Walter Scott, Crabbe, Wordsworth können Sie unbedingt einem Mädchen zur Lectüre empfehlen. Da ist nichts Anstößiges.

B. Freilich, so wenig als in den „Contes pour mes filles" von Madame Bouilly. Aber wie steht es denn mit Englands größten Dichtern, mit Byron, Shakspeare? Nicht wahr, die passen doch auch nicht für Ihre jungen Mädchen?

A. Ich kann Ihnen nicht widersprechen. Man kann sie nur mit Vorsicht, mit Auswahl lesen. Sie erzeugen oft große Verlegenheit.

B. Wissen Sie, wie Sie darüber hinwegkommen können?

A. Ich wäre neugierig.

B. Lassen Sie die jungen Mädchen sich verheirathen!

Die „Evangelische Kirchenzeitung" befolgt eine eigenthümliche, für ihren Leserkreis sehr kluge Taktik. Die Novellen von Posgaru, Möwes, Biernatzki, Melas, Steffens u. A. reiht sie als specifisch-christliche Poesie an die apokryphischen Erzählungen von der Ruth u. s. w., ja sogar an Christi Parabeln an. Romane, die in so ehrwürdiger Gemeinschaft stehen, darf man dann schon ohne Gewissensunruhe lesen.

Rellstab hat „Zusammengenähte Schriften" herausgegeben.

1838.

Rückert hat uns „Geharnischte Sonette" gegeben. Nun beschenkt uns Karl Beck gar mit „Gepanzerten Liedern". Abgeschmackt!

„Fortunatus" von Sternberg. Ein Märchen eigentlich für die Nordamerikanerinnen. Eine schöne Prinzessin nämlich macht durch ihre Prüderie viel unglückliche Liebhaber. Zur Strafe verwandelt ein Zauberer sie in ein paar Inexpres-

sibles mit der Bestimmung, daß sie nur erlöst werden kann, wenn ein liebender Prinz sie anzieht.

O Bettina, Bettina, was richtest du für Dinge an! Der Philosoph Fortlage, entzückt von deinen „Kindesbriefen", eilt im Glühen der Morgensonne auf den Riesenstein bei Heidelberg, declamirt deine rhythmische Prosa, erhitzt sich immer mehr, zieht sich den Rock aus, sein Pathos freier auszulassen — und wird als ein aus dem Tollhaus Entsprungener arretirt, dem alles Versichern seiner Vernünftigkeit, und daß er sogar Doctor der Philosophie und ein von Platonischer Begeisterung Erfüllter sei, nichts hilft.

1839.

Die Worte Christi sind so erhaben, so einzig, so absolut treffend, daß ich eine andere Fassung derselben in Versen, die mancherlei Zuthat nöthig machen oder ihnen einen ganz andern Rhythmus geben, nicht mag. Nicht Klopstock'sche Hexameter, nicht Rückert'sche Alexandriner können bei mir die Sehnsucht nach dem Grundwort vergessen lassen. Rückert in seiner „Gereimten Evangelienharmonie" hat sich mit seiner Verskunst dem Original durchschnittlich sehr eng angeschmiegt, allein durch die Alexandriner mir dasselbe doch verfremdet. Ich kann nichts Schönes darin finden, wenn er z. B. sagt:

„Der Fuchs hat seinen Bau, die Vögel ihr Gehege,
Des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege.“

Ich fürchte, daß die Anhänger des Jungen Deutschland doch keine classischen Schriftsteller werden, weil sie die Literatur aus Rücksicht auf Geldgewinn zu sehr als Metier behandeln. Der Ruhm gilt ihnen nicht sowol von Seiten seiner begeisternden Idealität, als von der Seite, für Buchhändlerunternehmungen ein Capital zu sein. Selbst bei der Kritik lassen sie eine mercantilische Rivalität merken. Sie beobachten einander, ob nicht der Eine dem Andern mit einem glücklichen Erfolg den Markt verdirbt. Sie beobachten auch die Strömungen der Zeit nur, um ein „zeitgemäßes“ Fabricat aufzufinden, das sofort „eines großen Anklanges“ sicher sein könne. Sie haben ihren Lohn dahin.

König Ludwig von Baiern hat einen dritten Band seiner Gedichte herausgegeben. Es ist immerhin merkwürdig, daß er bei so großer Liebe zur bildenden Kunst doch auch soviel Sinn für die Poesie, ja soviel Vermögen dafür besitzt. Auch gehört in dieser philisterhaften Zeit bei einem Fürsten unstreitig viel Muth dazu, als Schriftsteller mit seinem Namen aufzutreten, sich durch die Presse unter das Autorenvolk zu mischen und sich der Kritik preiszugeben. Auch ich kann ihm in diesen Winkelnotizen einige Bemerkungen nicht

ersparen, die mir charakteristisch scheinen. An seine Frau macht er immer die schlechtesten Verse. Die Neuerungen in Staat und Kirche sind ihm sehr fatal. Die Demagogen sind ihm aber vorzüglich ihrer Armuth halber unangenehm, weil nach ihm Armuth zur Plattheit führt. Wenn nur die Demagogen nicht entgegnen, daß Reichthum auch nicht immer gegen Plattheit schütze, wie wenigstens das Gedicht „An die Geliebte“, „Königsgefühl“ und andere zeigten. Wenn er auf das Böse kommt, so beschäftigen ihn immer nur zwei Formen desselben: einerseits Sinnlichkeit, andererseits Verrath und Fürstenmord. Für Deutschthum hat er ein tiefes Gefühl.

Vieles von der neuen schwäbischen Lyrik kann ich gar nicht genießen. Es ist mir gar zu dünn und spielend. Aber in Eduard Mörike's „Gedichten“ (1835, S. 76) finde ich ein Gedicht, „Agnes“, das mir tief ins Herz geht und das mir so schön wie ein echtes Volkslied erscheint:

„Rosenzeit! Wie schnell vorbei, schnell vorbei
Bist du doch gegangen!
Wär' mein Lieb nur blieben treu, blieben treu,
Sollte mir nicht bangen.
Um die Ernte wohlgemuth, wohlgemuth
Schnitterinnen singen,
Aber ach! mir krankem Blut, krankem Blut
Will nichts mehr gelingen.
Schleiche so durch's Wiesenthal, so durch's Thal,
Als im Traum verloren,
Nach dem Berg, da tausend mal, tausend mal
Er mir Treu geschworen.

Oben auf des Hügels Rand, abgewandt,
Wein' ich bei der Linde,
An dem Hut mein Rosenband, von seiner Hand,
Spielet in dem Winde."

1840.

Das gestaltende Princip in der Architektur ist die Säule. Dies gilt auch für den Schiffbau. Hier in Königsberg hat man im Sommer alle Arten See- und Flußfahrzeuge vor Augen. Ich wollte mir gern ihre Unterschiede und Namen merken, konnte jedoch erst nicht damit zurechtkommen, bis mir einer meiner Freunde aus der Kaufmannschaft sagte, daß ich immer auf den Mast achten solle. Der Mast aber ist die Säule des Schiffs. Eine Jolle z. B. hat keinen Mast; eine Schaluppe (Bording) hat Einen Mast; eine Galeasse einen Mast und den kleinen Fockmast; ein Schooner zwei Masten von ungleicher Höhe; eine Brigg zwei gleich hohe Masten mit gleichem Quersegel; eine Barke drei Masten; eine Pinke drei Masten mit allen Nebensegeln. Dieser Unterschied, der den Gebrauch des Schiffs in nautischer Rücksicht bestimmt, gibt ihm zugleich seinen ästhetischen Charakter. Wie nun ein Mensch, was er ist, erst in seinem Handeln zeigen kann, so auch ein Schiff seine Schönheit erst, wenn es segelt.

Ruge hat doch etwas Perfides an sich. Da habe ich vorigen Winter eine kleine Komödie

geschrieben, „Das Centrum der Speculation“, worin ich die Bestrebungen der dermaligen deutschen Philosophen persiflire, sich es in dem Primat der Philosophie einander zuvorzuthun. Daß ich auf eine solche Komödie verfiel, war wol sehr begreiflich, da man sie mit mir selber spielt. Strauß hatte mich das Centrum der Hegel'schen Philosophie genannt, genau genommen nur im Verhältniß zur christologischen Frage. Er hatte jedoch wohlwollend meine Charakteristik so weit ausgeführt, daß sie auch als eine allgemeine gelten konnte. Dieses mir gezollte Lob, dieses mir von David Strauß gezollte Lob wurde mir natürlich beneidet. Was für hämische Anspielungen habe ich nicht deshalb schon hören müssen! Das wirkliche Centrum sollte ich einmal nicht sein. Das königliche Roth sollte nicht meine Farbe sein. Michelet ging in seinem Aerger so weit, mich zwar ein Centrum zu nennen, aber nur das des niederträchtigen Grau; Bayrhofer meinte gnädiger, ich sei doch wol das grüne Centrum u. s. w. Ich bin mir bewußt, niemals mich selbst als das Centrum der Hegel'schen Schule gerirt oder gar proclamirt zu haben. Ich bin von Natur aus so glücklich, mich um meine Berühmtheit wenig zu kümmern, und es ist gar kein Verdienst von mir, wenn ich Andere nicht beneide. So war es denn auch sehr natürlich, daß ich alles Gute und Böse, was man mir in dieser Sache anhing, recht gleichmüthig ertrug und mich endlich in jener Komödie humoristisch davon befreite. Ich habe in ihr Niemand geschont,

mich selber nicht. Ruge konnte für sich keine Ausnahme erwarten, und ich habe ihn wegen seines Streits mit Leo als Leo rugiens, Leo selber als den Historiker aufgeführt, der die Gendarmen herbeiholt, dem Skandal, welches ihm die Philosophen verursachen, ein Ende zu machen. Der „Evangelischen Kirchenzeitung" als Parteiblatt war es nun nicht zu verargen, wenn sie ihren Lesern erzählte, wie ich Ruge als brüllenden Löwen dargestellt. Das muß ich nun entgelten. Ruge hat in seinen „Jahrbüchern" von meiner Komödie eine giftige Anzeige gemacht. Er läßt sich auf nichts ein. Er gibt weder den Inhalt an, noch führt er Einzelheiten auf, aber er behandelt mich mit einem unendlichen Mitleid als einen Autor, der nicht ein Fünkchen Witz besitze und der nicht einen regelrechten Vers zu machen verstehe. Um mich vollends niederzuwerfen, declamirt er heftig gegen die Literaturkomödie als gegen eine der Sünden der romantischen Schule. Und diesen Unfug, dieses traurige Genre setzte ich nun fort.

Dies nenne ich perfid. Erstlich deshalb, weil Ruge sehr wohl weiß, daß uns Deutschen eine andere Komödie, als die literarische, nicht erlaubt ist; zweitens aber, weil er selbst eine Literaturkomödie: „Die liederlichen Vögel", hat drucken lassen. Freilich hat er hinterher alle Exemplare seiner „Theorie des Komischen" zurückkommen lassen, soweit er ihrer noch habhaft werden konnte, um den Anhang, der eben jene Satire auf das Junge Deutschland enthielt, mit dem er es doch nicht ganz verderben wollte, zurückzunehmen.

Genug, daß er mir zum bittern Vorwurf macht, was er selber gethan hat, und daß er es in einem hochmüthig schulmeisternden Ton ohne allen Beweis thut. Ich verlange keine Schonung im Urtheil über mich, aber wenn ein Redacteur einer Zeitschrift einen seiner Mitarbeiter, mit dem er von frühern Zeiten her sogar auf freundschaftlichem Fuße stand, so verächtlich abfertigt, so ist das eine Roheit, die mich, wie nachsichtvoll ich sei, ihm entfremden muß.

Ruge ist dermaßen ein Mensch der politischen Tendenz geworden, und dermaßen durch den Erfolg seiner „Jahrbücher" vereitelt, daß ich mir vollkommen denken kann, wie, hätte ich in dieser Komödie direct für ihn Partei genommen und Leo z. B. allein lächerlich gemacht, er im Stande gewesen wäre, meine kleine Komödie als eine wahrhaft Aristophanische zu preisen und ganze Bogen mit ihren Auszügen zu füllen.

Nun ist sie dahin, was mir selber nur komisch erscheint. Sie ist dahin, denn Ruge's Ansehen ist augenblicklich zumal bei der Jugend so groß, daß ein Product, worüber er sein Pereat ausgesprochen, unrettbar discreditirt ist.

Ich sehe aber jetzt auch ein, daß ich in der Behandlung einen Fehler gemacht habe, und zwar denselben Fehler, den auch Ruge in seinen „Liederlichen Vögeln" gemacht hat, wenn er Gutzkow Schmutzkow, Wienbarg Duienbarg u. s. w. nennt. Ich habe auch nicht den Muth gehabt, die spielenden Personen bei ihrem rechten Namen zu nennen. Weiße nenne ich Ubique, Fichte d. J.

den Revenant, Hinrichs den Methodiker, Baader Franz von Abdera, Göschel den Orthodoristen u. s. w. Das schlägt nicht ein. Man will mit solchem Allegorisiren der Personen weniger verletzen — denn verletzen wird man immer — und im Grunde ist der rechte Name doch die ehrenvollere Anerkennung, als diese feige Verkleidung. Aristophanes nannte den Sokrates eben Sokrates. Auch ist es zu langweilig für den Leser, sich erst den Kopf zu zerbrechen, wer denn unter der Maske gemeint sein könne.

In Nachahmung von Alexander v. Humboldt vorzüglich hat sich heutzutage eine eigene ästhetische Manier der Behandlung der Naturwissenschaften für populäre Zwecke gebildet, die mir in ihrer platten Arroganz und in ihrer dürftigen Schönfärberei oft ganz unausstehlich ist. Naturwissenschaft ist diesen faden Nachtretern eines großen Mannes der einzige Gegenstand, für den es sich zu interessiren noch lohnt. Und ihren Stil halten sie für mustergültig, weil er ganz modern und weder dem Alterthum, noch dem Mittelalter nachgeahmt sei. Als wenn Humboldt ohne Studium der Alten so schön schreiben gelernt hätte! Besonders ist bei diesen Trivialnaturwissenschaftlern eine hypothetische Wendung beliebt geworden. Ein solcher Autor sagt nämlich, man solle einmal annehmen, es existire kein Sauerstoff, oder kein Eisen u. dergl., und malt nun die schrecklichen Consequenzen aus, die ein

solcher Defect in rerum natura haben würde; das gilt denn als stupend geistreich. Und zuletzt thun sie so familiär mit der Natur, als hätten sie darüber zu commandiren und als verdankten wir es nur ihrer Weisheit und Güte, daß wir nicht so unglücklich sind, ohne Sauerstoff, ohne Eisen u. s. w. zu leben.

1841.

In unserm modernen überfüllten Bewußtsein werfen wir viele Dinge umher, die wir nicht ausgestalten können, weil es uns an Zeit dazu gebricht. Sie bleiben in der Form von Aufgaben in uns, die wir bearbeiten könnten. Es sind, mit Tieck zu reden, ungeborene Seelen, die nach Dasein verlangend im Hintergrund unserer eigenen Seele wie in einem Limbus schweben. So würde es z. B. gerade für unsere Gegenwart eine recht interessante Aufgabe sein, die theatralische Gestaltung des jüdischen Elements zu verfolgen, die, soviel ich weiß, bei den eigentlich romanischen Völkern gar nicht, nur bei den Engländern und Deutschen vorkommt und von den Erstern ausgegangen zu sein scheint. Von den Erstern erinnere ich mich des „Jew" von Marlowe, des „Merchant of Venice" von Shakspeare, des „Jew" von Cumberland. Dieser Schewa wird noch immer gern von unsern Schauspielern gespielt. Er ist der als Wucherer verkannte Wohlthäter. Für sich knausernd, wohl-

wollend gegen Andere, seinen Dank bezahlend, mit sich seines natürlichen Mitleids halber als Kaufmann oft hadernd, sein Herz verschließend, bedankt er sich für das Compliment, ein Christ geheißen zu werden. Sein Meschores dagegen ist ganz der unverschämte, zudringliche, gefräßige, sklavisch anhängliche, schnackende, trödelnde Jude. Lessing in seinen „Juden" (1749) und in seinem „Nathan" veredelte die Figur des Juden zur gebildeten, selbstbewußten Humanität. Später sehen wir auf der Bühne zwei Extreme, die Caricatur des verbildeten Juden, wie den Jakob in Voß' Posse: „Unser Verkehr"; oder den Juden als den Christenhasser des judenhässigen Mittelalters, wie den Knabenräuber Ben David.

1842.

Von einer letzthin hier erschienenen Schrift urtheilte Jemand, sie sei in einem äußerst pretiösen Stil verfaßt, wie wenn Jemand sagte statt: Bitte, setzen Sie sich doch! —: Bitte, hören Sie doch gefälligst auf, zu stehen!

Wenn man wirkt, so kann man zufrieden sein. Es ist nur Eitelkeit, unser Wirken auch anerkannt zu sehen. Aber zuweilen wünschen wir es doch lebhaft. Ich zähle dahin den Fall, wenn unser Wirken in eine andere Nation übergreift. Da finde ich in der „Revue universelle," die zu

Brüssel erscheint, 1841, III, S. 182 fg., einen Aufsatz von Henri Blaze, in welchem mir Vieles als bekannt vorkommt. Er handelt „De la poésie lyrique en Allemagne", und ich entdecke bei weiterm Lesen, daß er, ohne die Quelle zu nennen, ganze Massen aus meiner Darstellung der Lyrik in meiner „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" (1830) entnommen hat. Ich sage z. B. bei der Charakteristik des Volksliedes, als ich auf das Weinlied komme, S. 535:

„An den Ackerbauer schließt sich der Weinbauer, dessen Gewächs das eigentlich poetische ist. Er ist nicht so fromm und schlicht, wie der Feldbauer, sondern ein faunen- und satyrhaftes Blut regt sich in ihm. Aber die Lust einer Weinlese am Rhein ist auch glühender, als die einer Kornernte nordischer Bauern u. s. w."

Henri Blaze S. 202: „N'oublions pas le vigneron et son industrie, poétique entre toutes. Le vigneron n'a rien de la piété du laboureur, de ses moeurs graves et regulières. — Le vigneron a du sang de faune et de satyre dans les veines. C'est qu'aussi jamais opulente récolte ne donna aux paysans du nord de l'Allemagne des émotions chaudes et palpitantes d'une belle vendange sur les bords du Rhin etc."

Was bei uns jetzt lyrische Poesie genannt wird (Herwegh, Prutz, Hoffmann u. A.), ist eigentlich rhetorische Demonstration einer politischen Partei. Die poetischen Wendungen darin

sind oft Reminiscenzen aus Schiller, Hölderlin und Körner („Leier und Schwert"). Auch wol aus der Periode der burschenschaftlichen Poesie.

1844.

„Drei Vorreden, Rosen und Golem-Tieck. Von Otto v. Skepsgardh" (3 Bde.). — Ein sonderbares Buch, voll von Rachegestalten, die gegen Tieck heraufbeschworen werden; ein Pendant zu dem Buch von Kapp gegen Schelling.

Die Politik macht unsere Poesie jetzt recht prosaisch, weil die Reflexion unvermeidlich wird. Jetzt ist es die Censur, welche die radicalen Dichter am liebsten besingen. In Sehring's „Censoriade" wird ein Censor von allen Mädchen als Freier zurückgewiesen, bis eine Prostituirte sich seiner erbarmt. — In den „Censorliedern eines Nichthofpredigers zur häuslichen Erbauung eines wirklich Geheimen Hofpredigers" wird ein Censor von allen Thüren verjagt. Endlich kommt er zum Schinder. Doch auch dieser stößt ihn fort und fühlt sich über ihm erhaben:

„Ich tödte nur den Leib, du auch den Geist!"

1845.

In frühern Jahren habe ich mich sehr viel mit dem Studium des Mittelalters beschäftigt,

namentlich mit der Geschichte der deutschen Poesie. Wenn ich nun sehe, wie in unsern Tagen die Namen Lamprecht's, Walther's, Ulrich's des Lichtensteiners, Wolfram's, Gottfried's des Strasburgers, Konrad's des Würzburgers, wie die Dichtungen der „Nibelungen", des „Parcival", des „Tristan", des „Rosengarten", der „Gudrun" u. s. w. ganz populär geworden sind, so erstaune ich über die Macht der Wissenschaft. In meiner Jugend waren diese Namen und Dichtungen noch wenig bekannt. Sie hatten einen mythischen Charakter. Sie waren vergessen, verschüttet. Die Wissenschaft hat sie wiederentdeckt und wiedergeboren. — Ja, groß und mannichfaltig ist das Schauspiel der Natur, aber größer und mannichfaltiger ist das Schauspiel des Geistes. Der Kampf der deutschen Dichter im Mittelalter ist ein Kampf von Tendenzen und Bildungen gewesen, von dem man im vorigen Jahrhundert bei uns nur erst eine dunkle Ahnung hatte. Goethe und Schiller sind ohne die geringste Kenntniß davon aufgewachsen. Und nun hat sich uns auch hier eine ganze Welt erschlossen, so groß, so consequent, so vielstrahlig, daß man behaupten kann, wir Deutsche würden auch schon mit dieser aufblühenden, culminirenden und untergehenden Poesie des Mittelalters reich und würdig unter den Völkern dastehen.

Brunner's Parodie der Nibelungen, „Der Nebeljungen Lied", tritt förmlich für den Jesuitismus auf, den er mit dem Christenthum

identificirt, sodaß ihm die Polemik gegen den Jesuitismus zur Polemik gegen das Christenthum wird, wogegen er denn wieder polemisirt. Derbe, oberbairische Energie. G. Sand wird als Culotte persiflirt. Die Juden, Rothschild obenan, werden als die Kammerdiener der gnädigen Herren verspottet, welche sie gut auszuziehen verständen. Die Allgötterei unserer Zeit führe zur Allgüterei u. s. w.

Es gibt Schriftsteller, die wir nicht zu den Classikern rechnen und welche doch auf ihrem Gebiet classisch sind. Sie können auch einen Umfang der Wirksamkeit erreichen, der dem eines Classikers gar nichts nachgibt. Zu diesen Autoren rechne ich Adolf Glaßbrenner. Was hat die leichte, witzige, quecksilberne Feder dieses Mannes nicht schon hervorgebracht! Er ist der Schöpfer der sogenannten Guckkästnerliteratur, welche dem berliner Jargon ein so großes Publicum in allen Ständen durch ganz Deutschland erschaffen hat. Er ist der Schöpfer zugleich der demokratischen Anschauungsweise des berliner Bürgers, der aber in den andern Städten der Monarchie seine Stammgenossen hat. Erfreulich ist es, zu sehen, wenn ein solcher Mann Beweise einer höhern Auffassung, eines idealern Talents gibt. Das hat Glaßbrenner soeben durch seinen „Neuen Reineke Fuchs“, ein episches Gedicht in sehr gewandter Sprache, eine Satire auf den Jesuitismus, gethan.

Einiges vom Theater.

1838.

Heute Abend zum ersten male „Die beiden Klingsberge" gesehen. Kotzebue's Gemeinheit, Armuth und Unglück mit der Empfänglichkeit für das Laster zu identificiren, wirkt doch grenzenlos deprimirend und verdirbt allen sonstigen Spaß, den er wol zu machen versteht.

Jetzt, wo die Frage über die Mischehe an der Tagesordnung ist, finde ich die Aufführung von Iffland's „Jägern" ganz zeitgemäß, denn sie macht in dem Stück das ideelle Element aus. Iffland sagt ganz richtig: „Veraltet Vorurtheil ist nicht Religion."

1841.

Der „Affe Domi" von Told. Ein schwedischer Gliederverrenker spielte den Affen recht naturhistorisch correct. In diesem Bestiodrama ist der Affe einerseits der alte Harlekin; andererseits eigentlich ein stummer Mensch, der von Felsen zu Felsen springt, mit einer Schlange kämpft, eine Frau und ein Kind à propos aus den Händen eines Seeräubers rettet und zuletzt wegen dieses überthierischen Betragens von dem Neger-

capitän Dessa erschossen wird. Der Affenheld stirbt mit dem Blick und den Gesten, die für solche Situationen theatralisch herkömmlich sind. Voilà la tragédie!

Als ich letzthin im „Götz von Berlichingen" war, fiel mir auf, wie viele Wendungen aus ihm, jedoch nicht aus ihm allein, auch aus den übrigen Dramen Goethe's, Schiller's und Lessing's, bei uns so gut als sprüchwörtlich geworden sind.

Kotzebue's „Kreuzfahrer" gesehen. Wol die platteste Ausfolge des Lessing'schen „Nathan". Ein Emir hilft aus Dankbarkeit einem Ritter seine Braut aus einem Kloster, worin sie lebendig begraben werden soll, mit Sturm nehmen. Wie tolerant! Wie aufgeklärt!

1842.

Was doch ein Spiel vermag! Ich bin kein Freund der modernen Operneffecte. Ich habe aber zwei mal hintereinander jetzt die „Lucrezia Borgia" von der Sabine Heinefetter singen gehört und bin von der Glut, mit welcher sie ihre grauenvolle Rolle sang und spielte, in ein Entzücken versetzt, wie es mir der Bühne gegenüber ganz abhanden gekommen war. Welch ein Spiel, welch eine Stimme, welch ein Vortrag!

Ein Ungeheuer, diese Lucrezia, aber ein bezauberndes. Nie werde ich sie vergessen.

1844.

Als Bildungsmittel schätze ich das Theater außerordentlich. Eine Zeit recht zu verstehen, muß man sich mit Dem, was in ihr Epoche macht, mit der Gesammtströmung, welche durch sie hindurchgeht, irgendwie in Berührung setzen, und das geschieht am bequemsten und anregendsten durch das Theater, sowol von Seiten der Bühne, als von Seiten des Publicums.

Eine Posse von Hopp gesehen, „Doctor Faust's Hauskäppchen". Welch ein letzter, ziemlich fader Verbrauch des großen Faustnamens für die Bühne. Das Käppchen bewirkt, daß Jeder, der es auf hat, sofort die Wahrheit sagen muß. Das gibt denn natürlich einige komische Situationen, bei denen Alles auf das Spiel ankommt. Schlecht gespielt, sind sie unausstehlich. Die echt östreichische Pointe ist aber, daß das Kasperle schließlich verbrannt wird, weil das Sagen der Wahrheit gar zu viel Unfrieden und Streit erzeuge. Wiener Lebensphilosophie!

Die Aufführung von Tieck's „Gestiefeltem Kater" in Berlin hat 5000 Thaler ge-

kostet. Der Kater, eine Demoiselle Hartmann, bekam 25 Thaler Prämie.

Der Gedanke, der Laube's „Monaldeschi" zu Grunde liegt, ist neu und interessant, nämlich daß ein Abenteurer, auch bei den größten Anlagen und Einsichten, doch zu keiner organischen Wirksamkeit gelangt. Dies bringt Laube recht gut dadurch zur Anschauung, daß er Christine aus einer organischen Wirksamkeit umgekehrt zur Abenteurerei übergehen läßt. Christine, Schwedens angestammte Königin, gibt ihre königliche Stellung auf, verläßt ihre väterliche Heimat, schwört, die Schülerin Descartes', ihren angeerbten Glauben in Innsbruck ab, und verfällt nun in Skepsis und Maßlosigkeit. Der Italiener Monaldeschi, ein Abenteurer, fesselt sie durch seine männliche Unternehmungslust, durch sein Hinstreben nach organischem Wirken. Er möchte die Königin zu einem solchen durch einen Heirathszwang zurückführen. Und eben deswegen trifft ihn nun der maßlose Zorn Christine's, die es vergißt, daß sie auf Frankreichs Boden nur Gastfreundschaft genießt, und ihn ermorden läßt.

Ich habe immer behauptet, der abstracte Monotheismus könne kein Drama haben. Im „Magazin für Literatur des Auslandes" lese ich aber einen Bericht Chodzo's, worin er mittheilt, daß die Perser Schauspiele besäßen und zwar sowol

ernste als komische. Die ernsten heißen Teazie, d. i. Klaggesänge, und stellen Legenden am liebsten aus der Geschichte der Familie des Propheten dar. Die Komik soll sehr ungebunden sein. Auch einen persischen Tartüffe soll es geben: „Petschel Pehlewan.“

1845.

In unserm Theater wird jetzt ein Athlet aus Philadelphia, Risley, bewundert und beklatscht. Er nennt sich einen Professor der Gymnastik. Was enthusiasmirt das Publicum? Er liegt am Boden, präsentirt seinen ungeschlachten Allerwerthesten, indem er die Riesenbeine emporstreckt. Auf diese klettern dann seine beiden Söhnchen, niedliche Kinder, hinauf und setzen sich auf seine Fußsohle. Auch stellen sie sich darauf. Dann stößt er sie erst empor und weiß hierauf den Fallenden noch einen solchen Tritt auf ihre zarten Posteriora zu geben, daß die Jungen rechts und links in einem Bogen hinfliegen. Nordamerikanische Kunst! Wäre der Indianer würdig.

Ein Originallustspiel: „Die Modernen“, von v. d. Heyden, gesehen. Originallustspiel? Originell langweilig ist's. Eine Tochter läuft ihrem Vater weg, weil er sie mit einem reichen Gauner verheirathen will. Sie verkleidet sich als Lakai. Eine Frau verliebt sich in sie, deren Mann Schul-

den macht und mit Wechselarrest bedroht wird. Ein reicher, tugendhafter Bruder hilft aus der Noth und, o Wunder, nachdem viel von Emancipation die Rede gewesen und vielerlei witzlose Alltäglichkeiten und Gemeinheiten vorgekommen, werden zuletzt Alle, Alle tugendhaft. Natürlich heirathet die verlaufene Lakaientochter den reichen, tugendhaften jungen Mann. Was sollte wol ein Antiker denken, wenn er aus diesem Stück sich einen Begriff von uns Modernen machen sollte? Unser königsberger Publicum hatte übrigens so viel guten Geschmack, das Stück auszupfeifen.

Vorgestern, den Tag vor dem letzten Tag im Jahre, habe ich Himmel's Operette: „Fanchon", zum ersten male gesehen. Jahrelang hatte ich danach getrachtet, denn meine Mutter summte die Arien derselben gern vor sich hin. Aber es war mir nie geglückt. Hier im königsberger Theater ist diese Operette par excellence zu Hause, weil Kotzebue das ihr zu Grunde liegende französische Vaudeville für Himmel hier verarbeitete und hier zu Ehren unserer Königin Luise zuerst 1805 aufführte. Bei dem schönen Kalenderliede des Abbé wurden die Schlußworte:

„Doch wenn das Herz den Reim dictirt,
Steht im Kalender Luise!"

mit einem Tusch begleitet. Das Publicum erhob sich und brachte ein Vivat auf die Königin. Diese Sitte erhielt sich hier, bis unser verstorbener König sich mit der Fürstin von Liegnitz vermählte.

Welch eine Anmuth steckt in diesem Vaudeville, in welchem die Revolution bereits den Fuß erhebt, jedwede Aristokratie, außer der des Talents, der Bildung, der Liebenswürdigkeit und Güte, mit ihrem ehernen Tritt zu stürzen! Welche schöne Empfindung, welche schöne Sitte! Ja schön muß man sagen, denn sittlich wäre allerdings zu viel. Schön im griechischen Sinn der Kalokagathie. Der Major Saintval, der Oberst Francarville, der Abbé Lattaignant, Frau v. Rousselle, Adele, des Gewürzkrämers Bertrand Tochter, Fanchon, ihr Bruder André, der Tapezierer Martin, sie Alle, bis zum alten Diener Champagne herab, haben eine sociale Grazie des Benehmens, wie sie nur in jener allerdings auch corrumpirten Gesellschaft existirte und seitdem verschwunden ist. Frau v. Rousselle z. B. ist adelstolz, schützt ihre Livrée sogar gegen den kleinsten Misbrauch, aber welch ein Edelsinn, welch eine Anerkennung der Tugend auch im Nichtadeligen! Fanchon, das arme Savoyardenmädchen, das nur durch seine Lieder auf den Boulevards sich zu Vermögen und Ansehen emporgehoben hat, wie gefühlvoll, wie wohlthätig, wie feinsittig! Wohlthätigkeit, abstracte Wohlthätigkeit, d. h. Geldgeben, war vor der Revolution die nothwendige und doch so unzureichende Form zur Ausgleichung der maßlos gewordenen Vermögensunterschiede. Fanchon wirft mit Goldstücken um sich, hüllt sich aber zugleich ins Dunkel, ohne Pharisäismus, und adelt so ihr Wohlthun.

Eine warme Sinnlichkeit ist über diese Ge-

sellschaft ausgegossen; aber diese Sinnlichkeit ist schön, ist geistdurchdrungen. Der Abbé, der mit geistlicher Koketterie Fanchon umtänzelt, ihr Gedichte macht, die Extreme gesellig verbindet, muß das Lob dieser Sinnlichkeit aussprechen:

„Ich lobe mir die Tafelrunde
Im kleinen Cirkel, in traulicher Stunde,
Den Freunden nah' und nah' der Flasche,
Wo zur Minute die Stunde sich kürzt."

Besonders aber nach der Tafel, wo er sich am Mokkatrank nicht satt schlürfen kann, im Lob des Kaffees:

„Dem Kaffee Heil! In Greises Brust
Läßt er sein Feuer rinnen!
Und leidet Morpheus auch Verlust,
Wird Hymen doch gewinnen.
Im heißen Land ist er daheim,
Kein Dichter ihn verhöhne,
Er ist der Quell vom schönsten Reim,
Und Voltaire's Hippokrene."

Gleich bei der Introduction wird man in diesen spiritualisirten Sensualismus hinein versetzt. In der Opulenz der Tapeten, Möbel, Kleidung ist alle gemeine Bedürftigkeit verschwunden. Das Sopha bringend und bürstend, singt der Tapezierer Martin mit seinem Neffen Augustin ein Duett, welches immer in die Verse ausgeht:

„Warme Kissen, weich wie Moos,
Bieten lockend ihren Schoos."

Jedermann liebt und bewundert die reizende, tugendhafte Fanchon. Man küßt ihr die Hand, aber man respectirt ihre individuelle Freiheit, als

ihre Wahl unter beiden Offizieren den Obersten, der als Maler Eduard bei ihr sich eingeschlichen, vorzieht. Sie selbst nimmt die Huldigungen, die ihrer Schönheit und Güte dargebracht werden, mit Bescheidenheit ohne Eitelkeit als etwas Natürliches hin. Sie vergißt ihren Ursprung nicht:

„In Savoyen bin ich geboren;
Wackre Aeltern, aber arm,
Haben mich für Paris erkoren
Aus der Geschwister munterm Schwarm u. s. w.“

Die Galanterie der Männer ist nicht blos eine mechanische Form, sie ist Leben und Feuer. Wie köstlich die Scene, worin der Major Saintval die Rose an Fanchon überreicht, indem er erzählt, wie er dazu gekommen:

„Doch in des Mädchens Schoose
Erblick' ich, o wie schön!
Noch eine junge Rose,
Und glaube dich zu sehn.
Ich eile mich zu bücken,
Erhasche schnell mein Glück,
Und gebe mit Entzücken
Dich selbst an dich zurück!“

Die Lockerheit der Zeit wird in Adele's Entführung zur Anschauung gebracht. Auch in der Tändelei mit der Kammerzofe Florine blitzt sie hervor. Man sagt ihr Schmeicheleien, streichelt ihr das Kinn, kneipt ihr in die Wangen, blinzelt ihr zu. Der Abbé kann sich nicht enthalten, durchs Schlüsselloch zu blicken, die gerettete Adele zu erlauschen, lobt ihre rothen Lippen u. s. w. Den Geist aber, das Talent, ehrt man ohne Rangunterschied. Der Husarenoffizier nimmt keinen

Anstand, den Obersten, den er nur als den geistreichen Maler Eduard kennt, zum Secundanten mitzunehmen, der sofort bereit ist. Sein Duell gilt dem Räuber Adele's. Das Duell ist ihm eine Gewohnheit, doch niemals nüchtern, und er bittet Fanchon um ein Frühstück. Florine verwünscht das Duell und gibt auch ihre Sentenz ab:

„Für die Geliebte nur ziehet den Degen,
Für die Geliebte nur schießet euch todt!"

Der Ständeunterschied ist durch Geist und Herz aufgelöst. Die Savoyardin Fanchon lebt als vornehme Dame, hat ein Hotel, einen Portier, eine Equipage, sieht Adel und Klerus bei sich. Als nun ihr Bruder aus den heimatlichen Bergen bei ihr zum Besuch kommt, ist sie ganz Zärtlichkeit für ihn, öffnet ihr Familienherz und kann vom alten Vater, dessen Bild sie sich hat malen lassen, nicht genug erzählt bekommen. Der Oberst und der Abbé haben an dieser Kindesliebe ihre ungeheuchelte Freude, und der Bruder sitzt mit ihnen Allen zu Tische. Indem der Oberst um Fanchon in der Maske eines armen Malers wirbt, stellt er sich ihr gleich, denn er erscheint ihr nur als ein Talent, das sie beschützen, dem sie emporhelfen soll. Sie soll ihn bei der Aristokratie empfehlen, sie, welche ein schon zweifelloses Talent und dabei ein so gutes „seltsames" Geschöpf ist, deren verschwiegene edle Handlungen der Abbé ihre „Streiche" nennt. Adele wird von einer Misheirath zwischen Jugend und Alter bedroht, der väterliche Zwang

scheitert aber an der Dankbarkeit des Alten gegen Fanchon. Fanchon selber wird von einer Misheirath des Standesunterschiedes bedroht. Die Brust will ihr zerspringen. Sie greift zur Leier:

„Fort! daß die Leier klinge,
Dann wird das Herz mir still;
Geh', Fanchon, geh' und singe
Ein fröhlich Vaudeville.

Zerreiß die schwere Kette,
Die um die Brust sich preßt;
Die frohe Laune rette,
Wenn Liebe dich verläßt."

Und die Liebe überwindet die Ungleichheit des Standes, wie sie es gethan hat, solange die Welt steht.

Unsere heutige Oper leidet an drei Gebrechen, an hyperphantastischen, sinnlosen, undramatischen Sujets; an überstarker Instrumentirung, welche die edle Menschenstimme niederklingt, die mit ihr einen unnatürlichen athletischen Kampf bestehen muß; und an einer Effectmacherei durch Decorationen, Maschinen, Costüme, Massensammlungen. Da wird denn so einem Menschen, wie mir, der von dieser höhern Musik der Gegenwart nichts versteht, bei den einfachen Melodien Himmel's und bei seiner bescheidenen Begleitung recht wohl. Hier hat doch die Stimme nicht mit Piccolopfeifen, mit Pauken und Trompeten die ihrer unwürdige Rivalität zu bestehen! Wie treffend sind die Ansätze und Ausgänge der Couplets! Ein Flötenton, ein Violinenstrich, aber mit

der ganzen Intention und daher mit voller Wirkung. Wie einfach und doch mannichfaltig ist die ganze Handlung! Wie übersichtlich und doch wie spannend, sodaß der Musiker Gelegenheit hat, den reichsten Tonwechsel mit inniger Verständlichkeit zu offenbaren. In Martin's Arie:

„Die ganze Welt ist ein Orchester
Und wir die Instrumente drin u. s. w."

malt diese Musik sich selbst.

Die Marpurg als Fanchon und Düffke als Abbé waren, wenigstens nach meinem Gefühl, ganz vortrefflich, nur daß die Marpurg mehr unschuldige Kokketterie hätte zeigen müssen. Für eine Französin, die auf den Straßen singt, war sie zu deutsch-tugendhaft, zu streng, um nicht zu sagen, steif.

IV.

Politik.

1834.

Chateaubriand nennt die Proletarier die Autochthonen des Mistes. Die Alte Welt sei von der Demokratie zur Monarchie übergegangen, die Neue werde von der Monarchie zur Demokratie übergehen, und schon sehe man, wie die Fürsten vor der Flut des andrängenden Republikanismus von Stockwerk zu Stockwerk steigen müßten.

Durch die Revolution befreiten sich die Franzosen von ihrer Geschichte. Hierauf drängten sie aus sich heraus, den andern Völkern ihre Freiheit zu octroyiren. Aber die Freiheit läßt sich nicht octroyiren und die Völker mußten also gegen die von den Franzosen gegebene Freiheit reagiren. Gerade durch diesen Kampf aber erreichte nun die Geschichte das Resultat, daß die Völker zum Selbstgefühl ihrer eigenen Freiheit gelangten und an ihre Fürsten politische Foderungen stellten, oder vielmehr nur die Erfüllung der Versprechen foderten, welche die Fürsten, um sie gegen Napoleon zu begeistern, freiwillig gemacht hatten.

Das Mittelalter schuf Assecuranzen für das Jenseits. Die Priester hatten von den Seelmessen ein großes Einkommen. Die Gegenwart erschafft Assecuranzen für das Diesseits, um die Zufälle von Feuer und Wasser, Blitz und Hagel, Tod und Leben zu nivelliren. Dies gibt unserer Generation jenen specifischen irdischen Trotz, der sie dem Mohammedaner oder veritabeln Katholiken als frivol muß erscheinen lassen.

1835.

Bei dem Geldadel übersieht man jetzt oft eine Wendung, die bei ihm nothwendig vorkommt. Der Geldbesitzer wird nämlich in der Regel auch wieder Grundbesitzer. Der reiche Bankier, der reiche Rentier geht durch Ankauf von Landgütern, Rittergütern wieder in den Grundadel über. — Ebenso übersieht man oft bei den Klagen über Zerstückelung des Grundbesitzes, daß die Freiheit des Verkaufs auch wieder neue große und oft naturgemäßere, wirthschaftsgerechtere Gütercomplexe möglich macht.

Es ist eine Caricatur erschienen, wie ein russischer Offizier, einen preußischen umarmend, ihm hinten die Rockschöße abschneidet.

1836.

Das „Berliner politische Wochenblatt" streift doch in seinem Fanatismus an Wahnsinn. In der Nummer vom 20. Februar 1836 erklärt es die constitutionelle Monarchie für einen Rückfall in den Paganismus, nimmt als die Principien desselben Betrug, Unzucht und Mord an und sieht dies Alles classisch vollendet in Fieschi's Attentat.

Wer noch zweifelt, daß Rußland jetzt den Primat beansprucht, die Freiheit, Kunst und Wissenschaft der Völker zu schützen, der lese in dem bei Campe in Hamburg soeben erschienenen „Portofolio" das zweite Memoire: „Etat actuel de l'Allemagne en égard de la Russie, protectrice de la diète germanique." Da kann er es mit klaren Worten lesen, daß nur Rußland es ist, welches den Untergang der Freiheit und Bildung bei den Deutschen verhindert!

1837.

Wir Deutsche reden so unendlich viel von Politik, und am Ende, wenn es wirklich dazu kommt, ist sie uns höchst langweilig.

Für China bereitet dem Christenthum sein thaumatisches Element große Hemmungen, weil

die Chinesen ihre verständige Moralität damit nicht zu vereinen wissen. Der jetzige Kaiser, der „Ruhm der Vernunft", hat soeben wieder ein Edict gegen den „sittenverderblichen Aberglauben" erlassen, der in der Lehre eines „gewissen Jesus" enthalten sei.

Jetzt wird sehr häufig ein Ausspruch Hegel's wiederholt, daß eine siegende Partei sich dadurch bewähre, daß sie selbst wieder in zwei Factionen zerfalle. Man beruhigt sich oft mit diesem Citat, allein ich kann dasselbe doch nur so verstehen, daß Hegel hat sagen wollen, das Zerfallen der Partei beweise ihre Fähigkeit, sich in die Zukunft fortzubilden, weil nämlich der neue Gegensatz doch wiederum zu einer höhern Einheit sich aufheben muß. Man darf aber nicht außer Acht lassen, daß zwei Parteien, die sich untereinander bekämpfen, zum Sturz einer dritten sich verbinden können. Allein ebenso können alle drei sich gegen einen Angriff vereinigen, der sie gemeinschaftlich bedroht. Die Legitimisten z. B. und die Republikaner bekämpfen gemeinschaftlich das juste milieu der Philippisten. Würde aber die französische Nation zu einem auswärtigen Kriege gezwungen, so bin ich überzeugt, daß das Gefühl der nationalen Einheit die Parteidifferenzen sofort würde verschwinden lassen. Den Engländern z. B. gegenüber würden Philippisten, Legitimisten und Republikaner zur Fahne eilen — denn, wie das Volkslied singt:

„L'Anglais en France
Jamais, jamais n'y regnera."

Diese Kraft der nationalen Einheit macht die Franzosen uns Deutschen so sehr überlegen. Bei uns existiren die Parteien zugleich als Staaten, die von der Verfassung des Deutschen Bundes, wie die Vorgänge in Hannover und Baden recht augenscheinlich beweisen, nur lose umrahmt sind. Die Absolutisten bei uns stützen sich auf Oestreich, die Republikaner auf Baden und die Rheinprovinz, das juste milieu auf Altpreußen.

Die Associationen greifen immer weiter über die Welttheile hin. Sie werden das Mittel, den nationalen Egoismus aufzuheben, ohne doch die nationale Individualität zu brechen.

Eigentlich ist es ein hochkomischer Genuß, unsere Frommen in trefflich möblirten Zimmern bei einem comfortabeln Abendessen und einem Glase guten Weins über den betrübenden Materialismus und Industrialismus unserer Zeit klagen zu hören.

Gestern Abend war in einer Gesellschaft sehr viel über die Fähigkeit Preußens zu einer constitutionellen Verfassung die Rede. Man wollte mir durchaus nicht glauben, daß die Einführung ständischer Verfassungen und die Aufrechthaltung derselben in allen deutschen Bundesstaaten ein

Artikel der Bundesacte selber sei, bis man aus unserm obersten Richter intellectueller Streitigkeiten, dem Brockhaus'schen Conversations-Lexikon, sich überzeugte.

Daß unsere Publicisten größtentheils Belletristen sind, halte ich für einen großen Schaden unserer politischen Literatur, wenn von einer solchen überhaupt bei uns die Rede sein kann. Heutzutage ist die erste Bedingung zum politischen Urtheil ein gründliches Studium der Nationalökonomie — denn um Capital, Arbeit, Markt, Consumtion drehen sich unsere realen Verhältnisse —, und dieses Studium ist doch für Belletristen zu ernsthaft. Was aber das Schlimmste dabei, ist, daß sie von ihrem eigentlichen Metier — und das ist doch wol das Novellenschreiben — eine pathologische Färbung in die Darstellung mitbringen, welche die Thatsachen entstellt.

Eine sehr wichtige Schrift, die keiner unserer Diplomaten ungelesen lassen sollte, ist „Der Proceß gegen Ernst Schüler von Biel, dargestellt in der Anklageacte u. s. w." (Bern 1837). Schüler war Lehrer am Gymnasium, wurde auf bloßen Verdacht hin seiner Stelle plötzlich entsetzt, saß fünf Monate im Gefängniß und wurde zuletzt freigesprochen. Diese Schrift nun, aus demokratischem Standpunct verfaßt, gibt merkwürdige Aufschlüsse über die Handwerkerlesevereine in der Schweiz. Das Junge Europa, das für

Völkerfreiheit und Völkerverbindung ganz abstract schwärmt, das Junge Deutschland und die Junge Schweiz werden in ihrem Verhältniß zur Charbonnerie in Paris geschildert, die eine von geheimen Obern geleitete, also conspiratorische Gesellschaft ist. Die Tendenz der Schrift geht darauf, zu zeigen, daß nicht sowol die Flüchtlinge in der Schweiz die wahre Ursache der Besorgnisse sind, die man von ihr hegt, sondern daß vielmehr das Verhältniß der Schweiz überhaupt zu den Großmächten das beunruhigende Element ist.

In Nordamerika verhalten sich die südlichen Sklavenstaaten eigentlich als der Orientalismus der Union. Die Ehe ist zu einem formalen, etikettenmäßigen Bestande herabgesetzt. Die Frau wird vom Manne mit großer Höflichkeit behandelt, darf nichts thun, hat ihr Vermögen für sich und macht die Honneurs des Hauses. Der Pflanzer vernachlässigt die Frau, hat in seinen Sklavinnen einen Harem und sorgt für sein Einkommen, indem er Sklaven zeugt!

1838.

In Hannover hätte der König das Grundgesetz beschwören sollen. Die Gründe, die von Seiten der Agnatenschaft für die Verweigerung angegeben werden, sind unhaltbar. Formell kann man nicht blos, sondern muß man August den

Huldigungseid versagen, bis er seinerseits dem bestehenden Rechte und der religiösen Verbindlichkeit selbst gehuldigt hat. Dem Volk seine Liebe dadurch zeigen, daß er ihm scheinbar hunderttausend Thaler schenkt, ist ein schlechter politischer Geschmack. Zögernd huldigt man nun im Lande, aber, mit Ausnahme der göttinger Septemvirn, huldigt man doch, was sich nicht blos aus den Executionstruppen, sondern auch daraus erklärt, daß die Hannoveraner, als das deutsche Accidenz Englands, kein centrales Selbstgefühl haben und der Deutsche Bund, der es für sie haben sollte, indifferent bleibt. Herr v. Scheele, der einen hannoverschen Metternich vorstellen möchte, läßt sich zu jeder Vexation der Renitenten bereit finden. Der König konnte natürlich die Verfassung ändern, aber, gerade im Sinn eines britischen Tory, mußte er es nur auf verfassungsmäßigem Wege. Die Verfassung mag so schlecht sein als sie will; sie mag unfreier sein, als die von 1819; sie mag, wie man versichert, im Volke noch so wenig Wurzel geschlagen haben: so durfte doch gerade der Souverän die Continuität der geschichtlichen Entwickelung nicht abbrechen und den Trotz seines Eigenwillens nicht an die Stelle einer gesetzlichen Einrichtung setzen; denn er gibt hiermit das Beispiel eines revolutionären Handelns auf dem Throne. Wenn die Fürsten die bestehenden Gesetze misachten, wie können sie sich wundern, wenn dann von Unten Dasselbe geschieht! Und welche Unruhe der Gewissen hat er erzeugt, sodaß auch die protestan-

tischen Geistlichen angegangen worden, ihre Beichtkinder politisch zu berathen.

In ihren Consequenzen noch wichtiger als die hannoversche, ist die kölner Angelegenheit. Das Verhältniß der Lehre zum kirchlichen Dogma muß allerdings der Kirche selbst überlassen bleiben. Dies hat Preußen in der Hermesianischen Streitigkeit auch gethan. Es hat die Verwerfung der Hermesischen Doctrin durch die Curie anerkannt und die Professoren, welche Hermes anhingen, nur insoweit geschützt, als sie auch Staatsdiener sind.

Für die gemischten Ehen halte ich es am gerechtesten, wenn den Aeltern die Bestimmung der Confession für die Kinder überlassen bleibt, da aber, wo die Aeltern keinen Gebrauch von ihrer Freiheit machen, unsere alte landrechtliche Verordnung Platz greift, daß die Söhne der Confession des Vaters, die Töchter der der Mutter adhäriren, weil auf solche Art nicht nur ein numerisches Gleichgewicht der paritätischen Confessionen, sondern auch das erzielt wird, daß der Vater, wie die Mutter, innerhalb der Familie unmittelbare, innige Genossen ihres Glaubens haben. Freilich kann man in abstracto raisonniren, daß es besser wäre, wenn gar keine gemischte Ehen existirten und wenn jeder Mensch mit vollkommener Ueberzeugung sich zu einer Confession bestimmen möchte. Allein dies ist doch einmal factisch nicht zu erreichen, und die römische Kirche

hat die Mischehe jederzeit unter der parteiischen Bedingung anerkannt, daß die Aeltern sich verpflichteten, die Kinder in der römischen Confession aufzuziehen.

Droste-Vischering hatte nun unzweifelhaft unser Concordat mit der Curie verletzt. Der preußische Staat suspendirte ihn, beging aber in der Ausführung der Suspension juridische Fehler. Er mußte den Bischof auf dem linken Rheinufer vor Gericht stellen lassen, statt ihn auf dem rechten in eine Festung zu sperren. Der Alte Fritz hätte vielleicht noch so handeln können, Friedrich Wilhelm der Gerechte durfte es nicht. Wer auch, wie ich, unsere Regierung in ihrem principiellen Recht vertheidigt, wird doch ein Verfahren nicht billigen können, wodurch bei den Katholiken ein Mistrauen hervorgerufen wird, als ob ihren Rechten gewaltsam Abbruch gethan werden sollte. Merkwürdig genug ist es, wie unsere Regierung jetzt den Wunsch ausspricht, daß Männer, die bei der Nation in Ansehen ständen, sich öffentlich möchten vernehmen lassen. Sie zeigt zum ersten male in dieser Verlegenheit das Bedürfniß einer gebildeten öffentlichen Meinung.

Unter allen Renegatengestalten ist doch wol die des Joël Jacoby (der hier in der Vorstadt Brandenburg geboren sein soll) die widrigste. Dieser Jude, der früher im radicalsten Liberalismus machte, dann Haller's Restaurationstheorie in psalmodirende Verse brachte, haranguirt jetzt als

„eine Stimme aus Berlin" die Rheinländer und Westfalen, doch ja katholisch und preußisch, päpstisch und monarchisch zu bleiben; declamirt von der Zerstörung der Religion durch die Philosophie und ist überzeugt, daß zum Heil der Menschheit ein Theil immer katholisch bleiben müsse. In den Noten zu seinem Geschreibsel belfert er Strauß, Ruge, Gutzkow an und stellt den Letztern mit Schinderhannes zusammen!

1839.

Politisch ist die Familie, kirchlich aber die Gemeinde Anfang und Ende.

Die augsburger „Allgemeine Zeitung" enthält einen Bericht über eine Ansicht des Protestantismus, die Schelling im letzten Winter in seinen Vorträgen zu München entwickelt haben soll. Er soll gesagt haben, daß der Katholicismus für Deutschland mit dem Protestantismus gleich nothwendig sei, weil der eine die höchste Ausbildung des Gemüths, der andere die des Verstandes darstelle. Auf die Politik müsse Deutschland verzichten und sich ganz in sich ausbilden.

Ich lasse die Richtigkeit dieser Zeitungsmittheilung dahingestellt, kann mich aber in die Ansicht nicht finden. Ich halte den Protestantismus für einen nothwendigen Fortschritt der Erscheinung des Christenthums. Ich sehe daher nicht

ein, wie nicht jedem Christen das Aufgeben von Irrthümern und Misbräuchen eine Pflicht sein müsse. Die Konstantinische Donationsurkunde ist unecht. Die Decretalen sind unecht. Fünf unter den katholischen Sacramenten sind nicht von Christus eingesetzt. Statt der Firmelung sollte unter ihnen eher das Fußwaschen vorkommen. Die Infallibilität des Papstes ist eine Usurpation. Die Transsubstantiation, die Messe für die Verstorbenen, die Vorstellung eines Fegefeuers, das Opus operatum, der Begriff eines Ueberverdienstes, eines Opus supererogatorium, das ein Mensch haben und das Andern supplementarisch zugerechnet werden könne, der Ablaß von Strafen für Sünden, der sehr begreiflich zur Vorstellung eines Erlasses der Sünden selbst ausartet, das Vorurtheil für die größere Heiligkeit eines ehe- und thatlosen Klosterlebens — dies Alles ist doch einmal nicht christlich. Der Protestantismus hat aus der Schrift, aus der Geschichte, aus der Vernunft den Beweis dafür gegeben. Dieser Beweis ist es, der dem heutigen Katholicismus eine innere Unsicherheit eingeimpft hat, die er nach außen durch den Schein seiner sieggewissen Autorität gern verbergen möchte. Die Kritik ist nicht mehr aus der Welt zu schaffen und arbeitet auch an der Umwandlung des Protestantismus, ihn dem ewigen Evangelium immer adäquater zu machen. Die Vernunft des Christenthums ist in ihrer Göttlichkeit immer sich selbst gleich, aber die geschichtliche Verwirklichung des Christenthums ist ins Unendliche hin per-

fectibel. Sofern der Protestantismus empirisch dies nicht erkennt, fällt er, wie oft geschehen, in das katholische Element zurück. Ich glaube daher, daß die Weltherrschaft der römischen Kirche trotz des Jesuitismus vorüber ist, wenn auch der Ultramontanismus als eine Secte künftig ebenso forteristiren wird, wie die Anhänger des Zendavesta neben denen des Koran, wie die Nestorianer und Arianer neben den orthodoxen Byzantinern u. s. w. äußerlich fortbestehen. Durch solche Ruinen liebt der Weltgeist den spätern Geschlechtern ein lebendiges Zeugniß seiner frühern Stufen zu geben und ihnen Achtung vor der relativ nothwendigen Form der Wahrheit einzuflößen, durch welche er hindurchgehen mußte.

Dem Katholicismus das Gemüth, dem Protestantismus den Verstand als Hauptfunction zuzuschreiben, halte ich auch für irrig. Wenn zum Gemüth doch wol Innerlichkeit erfoderlich ist, so sehe ich nicht ein, wie man dem Protestantismus das Gemüth absprechen könne. Betrachtet man den Protestantismus in den Menschen, die ihn besonders repräsentiren, so wird man gerade bei ihnen Das, was wir Gemüth nennen, in der größten Energie und Liebenswürdigkeit finden können. Luther, Melanchthon, Hans Sachs, Jakob Böhme, Shakspeare, Flemming, Paul Gerhard, Lessing, Klopstock u. s. w. werden doch wol nicht blos Verstand, sondern auch Gemüth besessen haben. Einzelne Richtungen, einzelne theologische Schulen im Protestantismus sind ja doch nicht er selber, dessen ganzes Princip, daß wir nicht

durch die Werke, nur durch den Glauben selig werden können, wesentlich gemüthvoll ist. Im römischen Katholicismus ist schon durch seinen Mechanismus, durch seine objective Starrheit ungleich mehr Verständigkeit.

Wollte man sagen, der Katholicismus habe mehr transscendentale Phantasie, so würde ich das gelten lassen. Die Kunst ist dem Protestantismus keineswegs versagt, auch nicht als bildende, allein es fehlen ihm die epischen Motive, an denen der Katholicismus so reich ist. Ich glaube jedoch, daß hier mannichfache Täuschungen obwalten. Das mildere Klima, die malerischen Gegenden, die Rebengelände des südlichen und westlichen Deutschland, lassen uns Norddeutschen die größere Leichtigkeit und Anmuth des Lebens auch schon für Gemüthlichkeit ansehen und sie mit dem religiösen Princip vermischen, als ob sie ein Product von diesem wären.

Warum soll Deutschland aber auf die Politik verzichten? Ich kann mir denken, daß Schelling vielleicht gesagt hat, daß wir Deutsche nicht, wie die Romanen und Slawen, eine exclusiv nationale Politik haben können, weshalb ich auch die föderative Form im Allgemeinen für diejenige halte, die unserer aus so verschiedenen Stämmen und Richtungen bestehenden Nation entspricht. Für das burschenschaftliche Kaiserthum habe ich selbst als Student mich nie begeistern können. Kann nun unsere Politik nicht eine einseitig nationale sein, so folgt, daß sie kosmopolitisch sein muß. Diese kosmopolitische Politik aber müssen

wir mit Bewußtsein ausbilden, und in Kant's „Ewigem Frieden" scheint mir auch der Fundamentalcodex derselben schon geschrieben zu sein.

Welche Thorheit, zu glauben, daß, wenn jetzt ein allgemeiner Krieg ausbräche, damit eine größere Sittlichkeit vom Himmel fallen würde. Der Krieg schränkt allerdings den Luxus und die Willkür nach der einen Seite hin ein; nach der andern aber entfesselt er sie auch, und Planmacherei, Abenteurerei, Hurerei, Geldsucht, Ehrgeiz, Roheit u. s. w. wachsen mit ihm maßlos empor. Sterben aber müssen wir ja auch ohne Krieg.

In Brewer's „Geschichte des französischen Gerichtsverfahrens" wird berichtet, daß in der Periode des Uebergangs aus den germanischen Institutionen zur Zeit ihrer Entstellung die Richter, sobald ihr Urtheil verdächtig war, mit den Parteien sich persönlich schlagen mußten.

In der politischen Literatur halte ich die „Europäische Pentarchie", die vor einiger Zeit in Leipzig erschienen, für eins der wichtigsten Bücher. Es ist mit Kenntniß, mit Geist und mit einer ungemeinen Kunst der äußersten Perfidie geschrieben, die Thatsachen so zu ordnen, daß sie den Anschein des natürlichsten Zusammenhangs gewinnen. Der Plan geht auf folgende Protectoratstheilung Europas aus: England soll Italien,

Frankreich die Pyrenäische Halbinsel, Preußen den skandinavischen Norden, Oestreich die Türkei und Griechenland, Rußland die deutschen constitutionellen Staaten unter sein Protectorat nehmen.

Ein anderes sehr wichtiges Buch ist der vom Freiherrn v. Wagemann herausgegebene „Urkundliche Bericht über die Revolution in Deutschland". Er unterscheidet folgende Stufen: 1) den Tugendbund; 2) die Freiheitskriege; 3) die Burschenschaft (Kampf der Arminen und Germanen); 4) den Männerbund; 5) den Bund der Jungen; 6) das Hambacher Fest; 7) das Frankfurter Attentat (Koseritz' Zug nach Savoyen); 8) Fanatisirung des Landvolks durch Exercirübungen und der Handwerker durch Lesevereine und Singekränzchen; 9) das Junge Europa, von welchem das Junge Italien, Frankreich, Polen und Deutschland nur besondere Abzweigungen sind. — Sand, Jordan, Weidig, der sich selbst ermordete, Rauschenplat, Wirth, Siebenpfeiffer und Mazzini sind die persönlichen Exponenten dieser Evolution der Revolution. Die Zahl der deutschen politischen Flüchtlinge erreicht nach Wagemann an 13,000!

1840.

Weil ich ein Gegner der privatrechtlichen Haller'schen Restaurationspolitik bin, so folgt daraus noch gar nicht, daß ich zu allen Dogmen unsers

dermaligen Rotteck-Welcker'schen Liberalismus Amen sage. Diese Kritik der Einseitigkeiten und Schwächen der liberalen Abstractionen, die ich mit Freimüthigkeit auszusprechen mich nicht scheue, wird mir dann von einigen meiner nächsten Bekannten zuletzt doch als Hegel'scher Servilismus ausgelegt.

Es ist eine Heuchelei, wenn die reactionäre Presse die constitutionelle Monarchie dadurch verächtlich machen will, daß sie immer von papiernen Constitutionen spricht. Das Glück, die Wohlfahrt eines Volks kann allerdings auch ohne ausdrückliche Verfassungsurkunden bestehen. Aber ebenso wol mit einer solchen. Es kann ein Standpunct der Bildung eintreten, der eine auch geschriebene Verfassung nothwendig macht. Denn geschrieben heißt ja doch nur so viel, als zur Bestimmtheit und Klarheit des Bewußtseins gebracht. Das Fehlen eines solchen Ausdrucks des politischen Bewußtseins kann für ein Volk erst ein geistiges, dann auch ein praktisches Unglück werden. Wenn ich aber sage, daß das Schimpfen auf die papiernen Verfassungen Heuchelei sei, so denke ich dabei einmal an alle Gesetze und Verordnungen, die im Namen der Fürsten erlassen werden, und die ja auch die Verfassung des Staats ausmachen. Sind denn diese Gesetze, Cabinetsordres nicht geschrieben? Wie nun, wenn man sie als eine papierne Farçe behandeln wollte? Ferner: haben nicht die Fürsten, die Adeligen, die Priesteraristokraten beständig das geschriebene

Wort sehr hoch zu schätzen gewußt? Haben sie sich nicht, wenn ihnen Veränderungen zugemuthet wurden, die ihrem Egoismus unbequem waren, auf ihre wohlverbrieften und versiegelten Gerechtsame berufen? Haben sie dann nicht den Werth des Papiers sehr wohl, ja nur zu sehr anerkannt? Sind nicht Ströme Bluts von den Fürsten wegen Auslegung von fürstlichen Testamenten vergossen worden? Endlich die Priester. Sie sollten doch nicht vergessen, daß ihre Macht vorzüglich darauf beruht, daß die Offenbarung der Religion auch als Schrift existirt. Wie nun aber in der Religion der Buchstabe allein es freilich nicht thut, so auch nicht in der Politik. Auch in ihr ist der Buchstabe ohne den Geist nichts nütze, aber der Buchstabe deshalb nicht unnütz.

Frankreich, kann man sagen, ist in Europa der Herd seiner centralen, Polen seiner peripherischen Revolution. Daher die innige Sympathie der polnischen und französischen Revolutionäre, wozu noch kommt, daß jene in französischer Sitte, Sprache, Lectüre aufzuwachsen pflegen.

Die Schrift: „Die evangelische Landeskirche Preußens und die Wissenschaft“, welche jetzt so viel Aufsehen macht, soll den Licentiaten Bruno Bauer, der jetzt in Bonn docirt, zum Verfasser haben. Sie führt den Grundgedanken der Schrift von Rothe: „Die Anfänge der Kirche“, bis

zum Extrem aus. Rothe meint, daß die Kirche, gerade je mehr sie sich verwirkliche, d. h. je mehr sie zum wirklichen Geist werde, um so mehr in den Staat als in das System objectiver Sittlichkeit aufgehen müsse. Bauer rückt nun, was der verständigere Rothe nicht gethan hat, diesen Gedanken schon ganz in unsere Gegenwart, die ihm denn doch wol noch sehr fern ist, ganz abgesehen davon, daß nach meiner Meinung, wie hoch auch die Sittlichkeit eines Volks stehe, die Religion dennoch eine von ihr unterschiedene Existenz behaupten wird, die wir Kirche nennen. Der Staat hat es mit dem Menschen zu thun, die Religion mit dem Menschen in seinem directen Verhältniß zu Gott, das, wie immer wir auch philosophiren mögen, ein mystisches Element im besten Sinne des Worts in sich schließen wird. Der Unterschied des religiösen Pathos vom politischen Ethos wird daher auch als Unterschied, d. h. als Kirche und Staat zum Vorschein kommen. Bauer überstürzt sich nun in Abstractionen, wenn er meint, die Union der Lutheraner und der Reformirten habe die Kirche eigentlich schon aufgehoben; Symbole seien fortan nicht mehr möglich; Selbstverleugnung und Rechtfertigung, die Principien der protestantischen Kirche, seien auch die des protestantischen Staats geworden, ja des Staats überhaupt u. s. w. Was Bauer dagegen über die Kirchenzucht sagt, halte ich für sehr beherzigenswerth. Der Staat übt jetzt über seine Bürger Recht und Gerechtigkeit nach allgemeinen Landesgesetzen ohne Rücksicht auf die Confession.

Wollte aber die Kirche wieder die Untersuchung und Bestrafung der Verbrechen übernehmen, so würde ja ein Staat im Staate entstehen; eine Tendenz freilich, die jeder Hierarchie einwohnt. Die Kirche muß sich in dieser Beziehung mit dem Recht der Ausschließung Dessen aus ihrer Gemeinschaft begnügen, der nach den Gesetzen des Staats eines Verbrechens überwiesen ist. Ist er zur Strafe verurtheilt, oder gar hat er sie bestanden, so kann und darf sie ihn noch weniger von sich ausschließen, als der Staat. Die Kirche muß vielmehr gerade des Verbrechers als eines solchen sich annehmen, der ihrer Sorge mehr als ein Anderer bedarf. Wie Christus sagt: die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, aber die Kranken. Die Kirche kann jetzt das Privilegium der Sittlichkeit nicht mehr für sich in Anspruch nehmen, sie kann nur die Lücken, die in ihrer Organisation sich finden, mit ihrem absoluten Idealismus ausfüllen. Weiter aber geht es jetzt nicht mehr, weil unsere Staaten principiell selber christlich geworden. Nehme ich z. B. an, daß Jemand stiehlt, so verbietet das religiöse Gesetz das Stehlen ebenso wol als das bürgerliche. Der Diebstahl wird entdeckt. Es erfolgt die Anklage, die Verhaftung, die Untersuchung. Schon während derselben gestattet der Staat der Kirche durch Gefängnißprediger die religiöse Einwirkung auf das Gemüth des Verbrechers, was ich für viel besser halte, als die Romantik der englischen Gefängnisse, in denen Frauen dermalen die Predigt des Evangeliums übernehmen. Das führt zu krank-

haften, sentimentalen Ausartungen, die oft zwar noch nicht im Gefängniß, wol aber hinterher im Leben sichtbar werden. Der Verbrecher wird, wenn überwiesen, verurtheilt; zum Tode, so kann er durch einen Geistlichen sich vorbereiten lassen; zur Haft, so kann der Geistliche in der Kerkerzelle ihn besuchen. Aber mit der Anklage, Untersuchung, Verurtheilung und Bestrafung darf die Kirche nichts zu thun haben. Die Geschichte aller Religionen zeigt uns ja, daß das sogenannte „verletzte Gefühl" der Gemeinde zur scheußlichsten Splitterrichterei, Angeberei und Grausamkeit führt.

In Frankreich verbreitet man jetzt den Atheismus auf systematische Weise. Da liegt ein „Catéchisme des croyans par Dubois" vor mir, der den religiösen Glauben in einer trocken cynischen Sprache parodirt. Man vernehme ein Pröbchen dieses Glaubens:

Frage.

Was ist Gott?

Antwort.

Gott ist ein chimärisches, unmögliches Wesen, welches nur im Munde der Gläubigen existirt.

Frage.

Was ist ein Gläubiger?

Antwort.

Ein Gläubiger ist ein Mensch, der auf den gesunden Menschenverstand (bon sens) und auf

die Vernunft (raison) verzichtet, um an alle Possen zu glauben, welche fanatische Betrüger sich den Spaß machen vorzutragen.

Was wir Deutsche aber doch immer den Franzosen nachäffen! Da hat jener obscure Becker gegen Herrn Thiers gesungen:

„Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie auch wie die Raben
Sich heiser danach schrein.“

Ein Stück davon bei Strasburg hätten die Franzosen leider doch schon. Das Lied ist also nicht ganz richtig. Und ob wir die stammverwandten Holländer so geradezu noch als Deutsche ansehen können, ist in politischer Hinsicht gewiß fraglich. Ob der Rhein frei genannt werden kann, scheint mir noch fraglicher, denn mindestens über die vielen Zölle auf ihm wird sehr geklagt.

Aber dies dahingestellt. Das Liedchen hatte dem Selbstgefühl der Deutschen wirklich geschmeichelt. Man sang und singt es überall — wo ein Fortepiano steht, wo eine Liedertafel zusammenkommt, denn ins Volk ist es nicht gedrungen. Wie tauft man aber das Lied? Man nennt es die Deutsche Marseillaise! Im Augenblick also, wo man den Franzosen gegenüber sich einmal auf das Deutschsein besinnt, muß man sie doch wieder copiren! Wie erbärmlich!

Doch noch mehr. Die Franzosen, eine Nation von vielen Millionen, haben nur Eine Marseil-

laise, die aber auf dem Schaffot in der Revolution, die beim Schlachtenangriff gesungen worden. Wir vielstaatige Deutsche, wir haben gleich ein paar Dutzend Marseillaisen, eine Berlinoise, eine Colognoise, eine Bavaroise u. s. w. Die Berlinoise z. B. singt:

„Wir wollen ihn nicht haben
Den Herrn von Haß und Fluch,
Den eine Schar von Raben
Ins Nest des Aaren trug u. s. w."

Je schlechter es mit der Privatökonomie mancher Herren zu stehen scheint, desto mehr Broschüren schreiben sie über die Nationalökonomie. Je mehr ihre Schulden wachsen, desto mehr schwelgen sie in den Reichthümern, die sie auf dem Papier uneigennützig für ihre Nation produciren.

Was für Synchronismen! Fabelhaft! Am 15. October ward in Berlin unserm König gehuldigt; ward in Paris auf Ludwig Philipp geschossen; ward auf St.-Helena Nachts die Leiche Napoleon's ausgegraben! Welch eine sonderbare Conjunctur des Zufalls!

1841.

Das Raisonnement der Zeitungen schwankt doch recht haltunglos auf und ab. Noch ist es kaum ein halbes Jahr her, daß man die Macht

und den Aufschwung Frankreichs hervorstrich und die Deutschen aufrief, sich gegen den gefährlichen Nachbar vorzusehen. Seit vier Wochen aber entdecken die Herren Correspondenten mit Einem male, daß es schwach, alternd, in sich lebensmüde zusammensinkend sei. Warum? Der Plan zur Befestigung von Paris soll der Beweis dafür sein. Schon Vauban hatte diesen Plan, den Ludwig Philipp aber, wie ich denke, nicht sowol zum Schutz der Stadt gegen auswärtige Feinde, als zu seinem eigenen Schutz gegen eine Emeute ausführt. Aber die Zeitungen raisonniren darauf los, Frankreich als abgethan, als passirt zu schildern. Die communistischen Republikaner sogar sollen sich jetzt in sich selbst zerstören und keinerlei Zukunft mehr haben. Der wahre Maßstab für Frankreichs Selbstvernichtung soll in den Gräueln zu suchen sein, die seine „Gazette des tribunaux" schildert. Was man in dieser criminalistischen Romantik nicht finde, das finde man in den Romanen, namentlich Paul de Kock's, z. B. seiner „Fille du faubourg" u. s. w.

Ich gestehe, daß ich dieses Raisonnement für sehr einseitig und übertrieben halte, weil ich nämlich geneigt bin, jene socialen Gebresten, die man gewöhnlich als specifisch französische Zustände darstellt, für allgemeine europäische Thatsachen zu halten. Ludwig Philipp befestigt Paris gegen die Revolution, weil Paris der continentale Herd der europäischen Revolution ist. Die Revolution hat ihn auf den Thron gehoben; die Revolution könnte ihn auch wieder stürzen. Daher

die enceinte der geliebten Stadt Paris. Sind denn aber unsere Fürsten seit der Julirevolution wol so ganz ohne Mistrauen? Thun sie nichts für etwaige Fälle? Sind unsere stehenden Heere nur der auswärtigen Politik wegen da? Schwerlich. Was die republikanischen Tendenzen angeht, so halte ich ihre Propaganda auch für eine europäische. Ueber das communistische Element derselben habe ich kein Urtheil. Es scheint mir zu utopistisch. Als Revolutionsparole könnte es nur Räuberbanden organisiren. Daß man die französische Literatur als erschöpft malt, ist gewiß irrig. Selbst wenn einige Autoren sich ausgeschrieben hätten — was ich aber von Lamennais, Leroux und G. Sand noch gar nicht glaube —, so begründet das noch keine Schwäche der ganzen Literatur, die noch immer eine sehr große und auch an Gehalt bedeutende ist, nicht blos auf dem belletristischen Gebiet, auf welchem sie uns unbedingt beherrscht, sondern auch auf dem Gebiet der historischen Forschung und der exacten Wissenschaften. Die Criminalprocesse sollen Frankreichs Verderbniß statistisch beweisen. Wenn bei uns Schwurgerichte existirten, wenn wir eine „Gazette des tribunaux" haben dürften, ach! ich fürchte, es würde eine so ungeheure Masse der brutalsten, raffinirtesten, scheußlichsten Verbrechen actenmäßig zum Vorschein kommen, daß die Franzosen umgekehrt sehr wohl für den Untergang des deutschen Volks besorgt werden könnten. Wenn ich nur Feuerbach's merkwürdige Criminalfälle, lediglich aus Baiern, nehme, welche

Rückschlüsse könnte man nicht daraus auf die Entsittlichung, auf die Bosheit, Wollust, Grausamkeit, Habsucht, Irreligiosität der Baiern machen! Ich kann dies pharisäische Gelobhudel unserer deutschen Ehrlichkeit, Redlichkeit und Treue, unserer von den „frommen Vorvätern ererbten Tugenden" gar nicht ausstehen. Wer die Geschichte kennt, muß sagen, daß wir Deutsche nicht schlechter, wahrlich aber auch nicht ein Haar besser sind als die Franzosen. Sogar die Romane werden endlich herangezogen, die Franzosen als ein nichtswürdiges Volk hinzustellen, selbst der lustige Paul de Kock. Aber um des Himmels willen, bedenkt doch, was für eine Jammerfigur wir wol ausmachen würden, wenn ein Franzose unsere Gegenwart nach den Romanen der Herren Clauren, Schilling, Belani, v. Sternberg u. s. w. beurtheilen wollte? Sind denn das literarische Monumente classischer Tugenden, oder wühlt nicht auch in ihnen die Corruption? Noch mehr aber. Wenn der französische Roman eine solche entsittlichende Lectüre ist, seid ihr Deutsche denn nicht tausend mal verächtlicher als die Franzosen, daß ihr diese frivole Literatur zehnfach übersetzt und außerdem im Original lest — denn euer Adel liest doch von Jugend auf mehr französische Romane als irgend andere Schriften, und ist mit allen Wendungen der französischen Corruption aufs intimste familiarisirt. Vom deutschen Theater will ich ganz schweigen, denn dreiviertel, selbst in der Oper, ist es französisch.

Nimmt man dem Protestantismus die Freiheit der Kritik, der Philosophie, so zwingt man ihn, sich in den Katholicismus zurückzubilden.

In der Nummer der „Evangelischen Kirchenzeitung“ 97 vom 2. December vorigen Jahres finde ich folgenden Passus:

„Dem Christen ist das Sittengesetz nicht der Ausspruch seines Gewissens, nicht die Vorschrift des Staats, sondern zunächst und vor allem der geoffenbarte Wille Gottes, das Wort Christi, und nur, wo dieses schweigt oder zweifelhaft läßt, folgt er dem Staatsgesetz und zuletzt seinem Gewissen.“

Das scheint mir doch eine sehr bedenkliche Lehre. Wenn wir erwägen, daß in der Bibel das Evangelium des Neuen Testaments doch mit Ausnahme der Zehn Gebote das Ceremonialgesetz des Alten Testaments aufhebt; wenn wir erwägen, daß selbst für das Neue Testament ohne Kritik seiner verschiedenen Aussprüche nicht zur Einheit gelangt werden kann, so ist es offenbar sehr gefährlich, unser Handeln so ohne weiteres auf das Wort der Bibel zu begründen. Die bloße Berufung auf dasselbe hat bekanntlich den abscheulichsten Verbrechen zu ihrer Rechtfertigung nicht gefehlt.

Unsere Staatsgesetze sind ja doch schon Emanationen eines vom Christenthum determinirten Willens. Wir können in concreten Fällen in ihnen positive Auslegungen des allgemeinen christ-

lichen Gesetzes der Liebe finden. Sie haben die Ableitungen ins Besondere, die wir erst machen müßten, schon gemacht. Die Arbeit ganzer Jahrhunderte ist oft in ihnen enthalten. Daß die Staatsgesetze dem Wesen des Christenthums noch nicht überall entsprechen, ist eine Unvollkommenheit, welche durch die fortschreitende Geschichte immer mehr aufgehoben werden soll.

Wenn nun die Hengstenberg'sche Kirchenzeitung sagt, ich soll mich:

1) durch das göttliche Wort bestimmen lassen; wo dieses schweigt oder zweifelhaft läßt

2) durch das Staatsgesetz; wo dieses schweigt oder zweifelhaft läßt

3) durch das Gewissen,

so wird hiernach die Thätigkeit des Gewissens in einer gefährlichen Weise vom Glauben getrennt. „Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde." Glaube und Gewissen können für uns Protestanten wenigstens nicht auseinanderfallen. Es wird aber auch ein revolutionäres Handeln dadurch sehr leicht möglich gemacht, daß die Bestimmung durch das göttliche Wort dem Staatsgesetz vorangestellt wird. Erst wo jenes schweigt oder zweifelhaft läßt, soll dem Staatsgesetz gehorsamt werden. Nun ist z. B. gar nicht zweifelhaft, daß im Neuen Testament völlig communistische Ansichten in Ansehung des Privateigenthums herrschen. Soll ich nun dieselben gegen das Staatsgesetz geltend machen, da ich doch als Christ der Bibel mehr gehorchen müßte, als dem Staatsgesetz?

Auswanderung und Almosen sind nur Palliative gegen die Revolution, mit welcher der Pauperismus die europäischen Staaten bedroht. Namentlich ist das Almosengeben ein praktischer Irrthum. Es erleichtert wol augenblicklich die Noth, und das hat für den Leidenden einen großen Werth; aber seine Wirkung ist nicht bildend. Es führt daher nur immer tiefer ins Elend. Die Menschen, statt erfinderischer, thätiger, vielseitiger zu werden, gewöhnen sich daran, daß die Besitzenden und Arbeitenden sie ernähren. Sie machen ihre Hülflosigkeit zu einem Recht und das Geben den Andern zu einer Pflicht. Wir müssen, diesem System passiven Wohlthuns gegenüber, vielmehr danach streben, Fähigkeit und Liebe zur Arbeit, echte Wissenschaftlichkeit und Muth zum Leben zu erzeugen. Aus solcher Bildung und Gesinnung heraus wird bei weitem mehr Glück hervorgehen, als aus dem steten Unterstützen, welches immer unproductiver macht und das Ehrgefühl der Menschen nivellirt.

Merkwürdigerweise existirt eben jetzt, wo wir das dreihundertjährige Bestehen der Buchdruckerkunst feiern, eine durch die Censur des gedruckten Buchstabens hervorgezwungene kryptische geschriebene Literatur.

Ein Philosoph taugt wol zur Kritik von Gesetzen und Verfassungen, aber für das eigent-

lich politische Handeln ist er eben durch die Idee des Staats zur Beurtheilung concreter Fälle zu biegsam und zum Entschluß durch die vielen Möglichkeiten, die seiner Reflexion vorschweben, zu unbestimmt. Platon richtete in Syrakus nichts aus, obwol er es drei mal versuchte, und Aristoteles konnte wol den Alexander erziehen, hätte aber gewiß nicht den Orient erobert.

In den phantastischen Schriften, mit welchen die Communisten jetzt die Massen zur Empörung gegen die bestehenden Zustände aufstacheln, kommen recht alberne Fictionen vor. Die albernste ist unstreitig, daß alle Menschen, wenn sie nur gut wohnten, gut gekleidet wären, gut äßen und tränken, auch gut, tugendhaft, liebenswürdig, arbeitslustig sein würden, als wenn dann alle Leidenschaften verschwinden müßten. Hinge die Güte der Menschen wirklich hiervon hauptsächlich ab, dann müßten ja die Fürsten, die Reichen nothwendig immer vortreffliche Menschen sein, und gerade sie werden von den Communisten immer als die corrumpirtesten Subjecte geschildert.

Die Fürsten sind in einer übeln Lage. Ihre Umgebung verwöhnt sie, oft, um an der Ausbildung ihrer Leidenschaften ein Mittel zu haben, sie zu beherrschen. Man vergottet sie durch ein Uebermaß von Schmeichelei. Es ist ein Wunder, daß die Fürsten noch so viel Menschlichkeit

bewahren. Man verwirrt sie in den wichtigsten fundamentalsten Begriffen. Seit der Huldigung bei uns z. B. muß ich oft hören und lesen, daß man von einem Fürsten nichts als Recht fodern, Alles nur als Gnade erbitten dürfe. Wozu ich ein Recht habe, das brauche ich allerdings nicht zu erbitten, das darf ich fodern. Sollte ein Volk von seinem Fürsten Rechte nur zu erbitten haben? Oder sollte es gar keine haben? Sollte es dem Fürsten gegenüber rechtlos sein? Kann, was ein Recht ist, überhaupt durch einen Gnadenact hervorgebracht werden? Betrachten wir den Willen Gottes, das Gesetz der Welt, als eine Gnade Gottes? Habe ich, als ein von Gott geschaffenes Wesen, als ein nach seinem Ebenbilde geschaffenes Wesen, nicht unmittelbar, weil ich Mensch bin, Rechte, die mir kein Fürst zu gewähren vermag? Bin ich nicht Gott verpflichtet, diese Majestätsrechte der menschlichen Natur, die von ihm stammen, auch dem Fürsten gegenüber geltend zu machen? Und kann man nicht wahrnehmen, wie jene Begriffverfälscher unter gewissen Umständen sofort, auch den Fürsten gegenüber, in Erinnerung bringen, daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen? Sind nicht die Jesuiten immer die ärgsten Feinde der von ihren Illusionen bethörten Fürsten gewesen? Haben sie nicht das Dogma der Volkssouveränetät, haben sie nicht das Dogma von der Erlaubtheit des Fürstenmordes jahrhundertelang gepredigt? Haben sie nicht die Französische Revolution viel gründlicher vorbereitet, als

die Philosophen, denen sie die Schuld derselben zuzuwälzen pflegen?

Die Thiere haben keine Vernunft und können gegen uns keine Foderungen geltend machen. Dennoch gestehen wir ihnen das Recht zu, von uns nicht unvernünftig gequält zu werden. Wir glauben heutzutage nicht mehr, daß in den Thieren büßende Menschenseelen ein angstvolles Dasein verbringen, durch welche Fiction der Orient zu einem maßlosen Respect gegen die Thiere gekommen ist. Aber unsere Gesetzgebungen fangen schon an, Strafen über Thierquäler zu verhängen; Vereine bilden sich schon, der Grausamkeit gegen die Thiere immer mehr zu steuern. Mitunter wird das komisch sentimental, aber die allgemeine Basis solcher Tendenzen ist doch der Gedanke, daß die Thiere ein Recht haben, von uns nicht gemishandelt zu werden. Es ist eine Pflicht, die wir gegen uns selbst erfüllen, und wir nennen daher die Thierquälerei unmenschlich. Eine Gnade gegen die Thiere zu üben, wenn wir sie vernünftig behandeln, bilden wir uns nicht ein.

Das „Berliner politische Wochenblatt" sollte sich doch in Acht nehmen, für seine Theorie so oft ins Alte Testament zurückzugreifen. Einen Adel gab es doch einmal nicht bei den Juden, denn die Leviten, ein besonderer, einem besondern Geschäft gewidmeter Stamm, waren nicht, was

wir Adel nennen. Die andern Stämme fühlten sich ebenso wol als Söhne Jakob's. Von naturwüchsiger, organischer Entfaltung ist bei dem Staat der Juden auch nicht zu reden. Sie wanderten nach Kanaan ein, wanderten aus, wanderten wieder ein, bekriegten und ermordeten die Stämme, die sie vorfanden u. s. w. Die Monarchie war bei ihnen, wie Samuel ganz richtig erkannte, eine Inconsequenz. Der jüdische Staat als ein theokratischer war ein patriarchalisch-demokratischer, aber weder ein aristokratischer, noch ein monarchischer. Widerwillig gab Samuel dem Drängen des Volks nach, aber der erste König war sogleich unglücklich und ermordete sich selbst. David, ein Wahlkönig des Priesterthums, war ein guter Feldherr, aber ein wollüstiger Mensch und ein unglücklicher Vater. Salomo war eine jüdische Copie des persischen Schah und einer der wollüstigsten Könige. Nach ihm zerstörte das Doppelkönigthum die Einheit der Nation und zog ihren Untergang herbei. Aber auch abgesehen von diesen traurigen Geschichten finden sich in den Einrichtungen des jüdischen Staats Dinge, welche das „Berliner Wochenblatt", wenn man sie jetzt als Theorie aufstellen wollte, geradezu communistisch nennen würde, z. B. daß immer nach funfzig Jahren alles private Recht des Landbesitzes verfiel, weil nur Gott selber als der eigentliche Besitzer und Lehnsherr gedacht ward.

Verstand, Unverstand, Misverstand! Auch drei wichtige Stände.

Im „Berliner politischen Wochenblatt“ finde ich oft versichert, daß der Adel ein natürliches Recht und Geschick zum Befehlen habe, daß er dafür aber auch höhere Pflichten erfüllen müsse, nämlich für die andern Stände Gut und Blut in die Schanze zu schlagen.

Soll ich dies einen Selbstbetrug, oder eine Lüge, oder eine Heuchelei nennen?

Wie kann man in einem Blatte, worin Alles historisch hergehen soll, der Geschichte so ins Gesicht schlagen?

Haben Edelleute allein unsere Schlachten geschlagen? Sind Bauern und Bürger, als es 1813 galt, daheim geblieben? Ist der Ritterorden des Eisernen Kreuzes nicht auch dem tapfern Bauernknecht und dem tapfern Schustergesellen gegeben worden? Sind wir in Preußen jetzt nicht Alle wehrpflichtig? Haben wir nicht die Landwehr? Hat der Adel früher im Mittelalter die Schlachten allein geschlagen? Und hat er es wirklich für die andern Stände so ganz uneigennützig gethan, nicht auch, um sich und seine Privilegien zu erhalten, ja sogar zu vermehren? Haben Bürgerliche, wie Derfflinger, nicht auch zu commandiren gewußt?

Alle Hierarchien können sich nur dadurch befestigen und verewigen, daß sie in dem Detail

des gewöhnlichen Lebens den Begriff des Gleichgültigen gar nicht statuiren, sondern alle Begehungen, auch die trivialsten, in die Form eines Gesetzes redigiren, das, als ein religiöses, absolute Bedeutung hat. Diese Verabsolutirung des Gleichgültigen muß dann bei der Etikette des Priesterstandes auf das höchste getrieben werden, um ihn von den andern Ständen desto specifischer abzuscheiden, und die Sklaverei, in welche dadurch der Priester fällt, ist gewissermaßen die Rache, welche der Geist der Geschichte an ihm für seine sonstigen Privilegien nimmt. Ich studire seit einiger Zeit die indischen Geschichten mehr im Detail, und da drängt sich mir jene Bemerkung überall auf das lebhafteste auf. Z. B. ich kann aus dem Bett mit dem rechten oder linken Fuß treten. Es ist gewiß sehr gleichgültig, mit welchem ich die Mutter Erde zuerst berühre. Aber diese Gleichgültigkeit wird aufgehoben. Es wird vorgeschrieben, ob der rechte oder linke den Vorzug verdient. Es wird ein Gesetz daraus gemacht und dadurch eine Handlung, die nicht werth ist, in unser Bewußtsein aufgenommen zu werden, zur Wichtigkeit eines „heiligen" Thuns emporgeschraubt. Im Talmudismus finden wir auch diese Tendenz.

1842.

Ich will nicht gut dafür sagen, daß nicht der russische Kaiser einmal durch Orden und ähnliche Mittel deutsche, anglikanische und römische

Theologen aufmuntert, zu beweisen, daß der deutsche Protestantismus, das anglikanische Hochkirchenthum und der römische Papismus sich mit der griechischen Kirche als der wahren, ursprünglichen Mutterkirche zu uniren hätten. Ich kann mir eine Menge von sehr scheinbaren Scheingründen dafür denken. Das Buch von Stourdza, das 1819 so viel Aufsehen machte, ist mir nur noch dunkel erinnerlich, aber es war schon ganz in solcher Richtung geschrieben, zu zeigen, daß das Ende wieder in den Anfang zurückkehren müsse.

Nein, das ist doch zu lächerlich! Auf Rotteck's, des Universalhistorikers und Vorkämpfers des badischen Liberalismus, Grabstein haben sie folgende Schiller'sche Verse gesetzt:

„'Er ist hin — vergebens, ach vergebens,
Stöhnet ihm die bange Klage nach;
Er ist hin — und alle Lust des Lebens
Wimmert hin in ein verlornes Ach!"

Pauthier: „Les livres sacrés de l'Orient" (mit Ausnahme der Bibel).

I. Civilisation chinoise:

1) „Chuking de Kong-fu-tseu."

2) „Tseeking, les quatres livres moraux de Meng-tseu."

II. Civilisation indienne:

„Les loix de Manou, d'après la traduction de Loiseleur des Longchamps."

III. Civilisation mahométane:

„Le Koran, traduit par Kasimirski, avec une introduction sur les sectes des mahométans par Sale (traduit de l'Anglais)."

Ist es Jemand, der diese Gesetzbücher, welche die Civilisation vieler Millionen noch in diesem Augenblick bestimmen, aufmerksam liest, möglich, zu glauben, daß die im „Pentateuch" enthaltenen Gesetze von Moses so, wie sie vorliegen, verabfaßt seien? Finden sich nicht die größten, dem Gange der Sache nach nothwendigen Analogien der Bildung unter diesen Büchern, zu denen übrigens Herr Pauthier den Zendavesta billigerweise für die Civilisation der Iranier (Arier) noch hätte hinzunehmen sollen? Wurde nicht der Koran sogar erst nach Mohammed's Tode aus den hier und da von ihm occasionell gegebenen, zerstreuten Suren in einer schon völlig historischen und literarischen Zeit gesammelt?

Ich sehe nicht ein, weshalb die akademische Corporation in einem Staate, wie der preußische, das Vorrecht haben soll, die Studirenden wegen Contraventionen selber zu richten, denn bei eigentlichen Verbrechen werden sie gesetzlich sofort dem Criminalgericht übergeben. Ich sehe es um so weniger ein, als sie auch von dem akademischen Gerichtshof nach den allgemeinen Landesgesetzen gerichtet werden, und als diejenigen Studirenden, die zugleich als Freiwillige ihr Militärjahr abdienen, bei Excessen dem Militärgericht verfallen.

Schuldenmachen, Störungen der öffentlichen Ruhe, politische Conspirationen u. s. w. sind Handlungen, für welche der Staat bestimmte Gesetze gegeben hat, die für alle seine Bürger gleich verbindlich sind. Warum soll der Student, der sich betrinkt und auf der Straße lärmt, vor dem Handwerksburschen etwas voraushaben? Muß er nicht, als der Gebildetere, sich dergleichen Ausschreitungen um so weniger zu Schulden kommen lassen? Man spricht von der Poesie des studentischen Lebens, von der Nothwendigkeit, die jungen Leute väterlich zu behandeln. Als ob nicht das Wanderleben des Gesellen auch seine Poesie hätte? Als ob er nicht auch seiner Jugend halber eine gewisse Nachsicht ansprechen dürfte? Ich glaube nicht, daß das Bewußtsein der Gleichheit vor dem Gesetze unsere Studenten verrohen würde. Solange wir ein eigenes akademisches Gefängniß haben, solange wir Professoren selber als Schöffen über Duelle, Nachtwächterprügeleien, Injurien, zu Gericht sitzen, solange die Schulden bei einem Universitätsgericht angemeldet werden müssen, so lange liegt darin eine Begünstigung der Excesse. Im Mittelalter, wo Alles noch corporativ war und das Recht nur in Sonderrechten, die Freiheit nur in Freiheiten bestand, war das eine ganz andere Sache als jetzt, wo die Monarchie und die Geldwirthschaft alle Privilegien nivellirt haben. Der Student, welcher weiß, daß er, wenn er Unfug macht, nicht das gemüthliche Carcer beziehen wird, sondern zunächst auf die Wache transportirt wird,

eventuell ins allgemeine Gefängniß wandern muß, wird sich unstreitig ganz anders zusammennehmen, als Derjenige, der hinterher sogar damit renommirt, daß er so und so oft auf dem Carcer gesessen. Die akademische Disciplin kann sich nur noch auf den Fleiß und auf das Betragen in den Auditorien beziehen.

Bei Streitigkeiten, die auf Principien beruhen, muß man sich von diesen nicht auf anderweite Beziehungen derselben, die Aristoteles συμβεβηκοτα nennen würde, ablenken lassen. Was streitet man jetzt nicht über die Schule! Der Eine vindicirt sie der Kirche, der Andere dem Staat. Es kann auch unter Vernünftigen gar keine Frage sein, daß sie nicht ebenso wol zur Kirche als zum Staat ein Verhältniß hat. Aber diese Relation schließt nicht ihre Selbständigkeit aus, für die ich immer kämpfen werde, denn die Schule hat es mit dem Unterricht im Wissen und Können zu thun. Beides, die Erkenntniß und die Fertigkeit, sind qualitativ vom Glauben der Kirche und vom Handeln des Staats unterschieden. In dieser Qualität ihrer Function liegt ihre Berechtigung zur Selbständigkeit, die wir negativ jetzt als ihre Emancipation vom Staat und von der Kirche aussprechen. Das Wissen in der Kirche hat den Inhalt ihres Glaubens, das Wissen im Staat hat den Inhalt seiner Gesetze zum Gegenstand, aber dort ist das Glauben, hier das gesetzmäßige Handeln der Zweck, während in der

Schule das Wissen und Können zunächst sich selbst Zweck sind. Zunächst, denn weiterhin kann das Wissen, wie die Fertigkeit (im Schreiben, Zeichnen, Reiten u. s. w.), ein Mittel für die Zwecke der Kirche oder des Staats werden. Das Wort Emancipation verwünsche ich, denn ich sehe klärlich, wie die Elementarschullehrer, namentlich in Schlesien, dadurch verführt werden, über der Selbständigkeit der Schule (zu der ich natürlich auch die Universitäten rechne) die des Staats und der Kirche, die ebenso berechtigt ist, zu verkennen.

Es ist eine falsche Praxis, die Monarchie durch Dinge zu vertheidigen, die nicht wesentlich in ihr liegen. Oft lese ich jetzt, daß große, langwierige Unternehmungen in Kunst und Wissenschaft nur durch die Monarchie gefördert werden könnten. Das ist offenbar ein Irrthum. Republiken können ebenso wol Kunst und Wissenschaft emporbringen. Ich will nur an Athen, an Venedig, an die Schweiz erinnern. Das heutige Nordamerika will man nicht gern heranziehen, weil es noch zu sehr im Werden begriffen. Allein um so merkwürdiger ist es, wie viel in kaum einem Jahrhundert von ihm geschehen ist. Ich besitze ein Kupferwerk über Nordamerika von Bartletts, und wundere mich, wie viel Kirchen, Rathhäuser, Brücken und Monumente ich in dem jungen Lande finde. Und jetzt haben **200** Personen in der Union die Summe von **13,000** Pfund zusammengebracht, um die Reise

von Stephens und seinem Zeichner Cathewoot nach den denkwürdigen Ruinen von Palenque möglich zu machen.

Man kann jetzt nicht ausweichen, politisch und kirchlich einer Partei zugezählt zu werden. Aber mehr als je muß man sich den Muth erhalten, bei einer wirklichen, gewissenhaften Aenderung seiner Ueberzeugung auch seine Parteistellung zu ändern. Die theoretischen Ansichten müssen sich bei dem schnelllebigen Proceß, in welchem wir stehen, in praktischer Beziehung den heftigsten Schwankungen unterworfen sehen. Man kann daher dazu kommen, mit Personen, die man durchaus hochachtet, nach außen hin nicht mehr gemeinsam wirken zu können, weil man innerlich von ihnen sich getrennt sieht, sei es, weil sie ihren Standpunct ändern, sei es, weil wir den unserigen modificiren. Heuchelt man eine Einheit, wo sie nicht mehr da ist, so wird theoretisch eine grenzenlose Verlegenheit, praktisch eine verächtliche Zweideutigkeit entstehen müssen.

Es wird jetzt der Hegel'schen Philosophie so oft vorgeworfen, daß sie die Individualität nicht begreife und sie der Guillotine des logischen Processes opfere. So geht es der Philosophie immer. Was die allgemeine Richtung der Zeit, wird ihr als Schuld beigemessen, aber mehr im Schlechten als im Guten. Ich wüßte nicht, warum

die Hegel'sche Philosophie gegen die Individualität intoleranter sein müßte als eine andere. Sie wird doch wol ihren Bekennern erlauben, eigenthümlich sein zu können, wenn sie es nämlich sind? Aber die Monarchie, die alle ständischen Vorrechte, nunmehr auch die des Adels, bei uns aufgehoben hat; die strenge Disciplin in unsern stehenden Heeren; der Maschinismus unserer bureaukratischen Verwaltung; die Gleichförmigkeit der Lebensarten; die Centralisirung unsers ethischen Ideals in Christus: dies Alles sind ja Mächte, welche die Unterschiede der Individualitäten außerordentlich dünn machen müssen. Viele von uns haben die ihrige schon auf der Schulbank sitzen gelassen. Und nun soll die Hegel'sche Philosophie, weil sie eine strenge logische Zucht des Denkens fodert und damit dem Seichtling, dem Vagabonden des Geistreichthums, unbequem wird, das Nivellement der Individualität verschulden? Geht doch, geht! Habt nur eine tüchtige Individualität, so wird sie durch das Studium Hegel's nur erkräftigt werden. Seid ihr aber schon bloße Exemplare, bloße Fabrik- und Dutzendmenschen, freilich, so werdet ihr auch wol von der Hegel'schen Philosophie weiter nichts davontragen als eine weitere Vernichtung.

Ich erschrecke oft über den revolutionären Leichtsinn der Jugend und merke recht daran, daß ich viel älter geworden bin. Ein Lieblingsaxiom unserer jungen Leute ist jetzt, daß eine geschenkte

Verfassung keine sei, daß nur eine blutig erkämpfte Werth habe. Herwegh, der diesem Axiom einen beredten Ausdruck geliehen, ist daher auch ihr classischer Dichter. Heißt das aber nicht den Bürgerkrieg als für den politischen Fortschritt nothwendig voraussetzen? Herwegh kennt den Krieg nicht, so wenig als die jungen Leute, die ihm nachschwärmen und nachdichten. Sie sind Alle mitten in satten Friedensjahren geboren und in den freundlichsten Zuständen herangewachsen. Ich habe in meiner Kindheit den Krieg gesehen und einen tiefen Eindruck seiner Fürchterlichkeit behalten. Was muß nun aber nicht erst der Bürgerkrieg für ein ganz grauenvoller Krieg sein! Und was zeigt uns die Geschichte als das gewöhnliche Resultat des Bürgerkriegs? Den Despotismus einer Militärherrschaft, die sich auf den Trümmern der Parteien etablirt und willkommen oder unwillkommen mit eiserner Gewalt Einheit und Ordnung in das von Anarchie zerrissene Leben zurückbringt.

Aber es ist oft genug mit Recht gesagt, daß wir aus der Geschichte nichts lernen.

Indem ich dies niederschreibe, muß ich es doch gleich noch wieder beschränken und sagen, daß wir aus der Geschichte oft Irrthümer lernen, die für uns die gefährlichste Praxis zur Folge haben können.

Die heutige Jugend liest sehr viel französische Revolutionsgeschichte und hat sich nun, besonders seit Mignet's Werk in Deutschland so viel Verbreitung gefunden, eine förmliche Theorie der

politischen Revolution danach zurecht gemacht. Sie vergleicht unsere Zustände unaufhörlich mit jenen französischen, und kann sich in Versen sogar für die blutige Fabrikarbeit der Guillotine begeistern! Welch ein Irrsal! Als ob wir Deutsche nicht wegen unsers Gemüths, unserer Vielstaaterei und unserer Weltlage eine ganz andere Entwickelung haben müßten! Wenn pariser Studenten sich für Copirungen der alten Französischen Revolution begeistern, so hat das doch noch einen Schein für sich, aber hier in Königsberg kommt mir ein solches Beginnen wie Wahnsinn vor.

Ein zweiter aus der Geschichte abstrahirter Satz scheint mir gegenwärtig ebenso viel Verbreitung zu haben und nicht weniger Unheil anrichten zu können. Es ist der, daß die Russen sich zu den Germanen verhalten wie die Römer zu den Griechen, daß also unser Schicksal, von den Russen unterjocht zu werden, unabwendbar ist. Mir ist diese leichtfertige Manier eines oberflächlichen Parallelisirens auf das äußerste verhaßt, denn ich verhehle mir nicht, daß eine Menge Menschen, wenn sie solche Theorien oft wiederholen hören, endlich daran glauben, und daß wir zuletzt durch solche im Grunde doch des historischen Halts entbehrende Vorstellungen uns im voraus schon den Russen gegenüber entmächtigen, weil wir uns in den Fatalismus hineinlügen, daß wir Deutschgriechen diesen Neurömern ja gar nicht widerstehen könnten.

Da ich nunmehr auch die geheimsten Papiere Hegel's, alle seine in Frankfurt und Jena geschriebenen nicht für den Druck bestimmten Papiere kennen lerne, so überzeuge ich mich immer mehr, daß er die constitutionelle Monarchie wirklich für die der Vernunft entsprechende, für die, sozusagen, philosophische Verfassung gehalten hat. Und zwar faßt er die Monarchie wesentlich als Erbmonarchie. Bei einer guten Verfassung und Verwaltung, d. h. also in einem guten Zustande, in welchem gute Gesetze auch gut ausgeführt werden, sei der königliche Name nur der Punct auf dem I. Das hat er, nach Gans, einmal gesagt. Wenn aber abstracte Legitimisten und abstracte Republikaner darin eine Misachtung der Monarchie gesehen haben, so haben sie Hegel ganz falsch verstanden. Er hat damit sagen wollen, daß in der Monarchie als der festesten Verfassung der Monarch die besondern Einrichtungen, Gesetze, nur mit seiner Affirmation zu weihen habe, daß also der unmittelbar persönliche Antheil des Fürsten an einer Institution oft nur ein sehr geringer sein könne und zu sein brauche, aber es ist ihm nicht eingefallen, die unendliche Wichtigkeit zu leugnen, welche in jener Affirmation liegt. Ohne daß ein Gesetz, eine Verordnung, Einrichtung, in den Willen des Monarchen als in den individuellen Totalwillen des Staats aufgenommen und von ihm bestätigt ist, hat sie so wenig Geltung, als ein Strich ohne den Punct darüber ein I ist.

Man hört und liest jetzt oft, daß von den Aristokratien die Geburtsaristokratie doch die am wenigsten drückende sei. Die Aristokratie des Geldes und die der Bildung sei viel unbequemer. Ist dieses Raisonnement nicht vielleicht eine List der Geburtsaristokratie, die, soviel ich sehe, zum Vorrecht der Geburt allerdings gern noch Geld und Geist obendrein hat?

Mickiewicz in Paris hat eine Construction der Geschichte ersonnen, die Polen zu trösten. Sie ist edel, aber sie ist eine Chimäre. Die Lage der heutigen Polen wird der der Juden vor Christi Geburt verglichen. Aus ihrer Verzweiflung heraus sollen sie sich einen Messias gebären. Dann soll das polnische Volk wiederum der Messias der übrigen Völker werden. Bisher habe es nur negativ durch Abhaltung der tatarischen und türkischen Barbarei für die Menschheit gewirkt. Dann werde es positiv erlösende Thaten vollbringen. — Träume! Träume! Wenn es uns auch nicht angenehm ist, so dürfen wir uns doch nicht darüber täuschen, daß die Russen sich einmal zum Mittelpunct des Slawismus gemacht haben. Der russische Kaiser ist schon das absolute Subject des Panslawismus. Die Russen attrahiren die andern Slawen nicht blos künstlich durch die Emissare der Nesselrode'schen Propaganda, die so viel Artikel in unsere Zeitungen schreiben, sondern noch mehr als ein natürlicher Gravitationspunct. Augenblicklich sind zwar

die Polen als Besiegte und als Katholiken den Russen feindlich, aber zuletzt werden sie zu den Russen immer noch mehr Wahlverwandtschaft haben als zu den Oestreichern und Preußen, deren Germanenthum ihnen mit der gänzlichen Entnationalisirung droht.

Im Saal der Börsenhalle haben gestern unsere Radicalen Herwegh ein großes Bankett gegeben, bei dem es sehr stürmisch hergegangen ist. Man hat viel Champagner consumirt und viel Toaste ausgebracht. Was muß es sonst sich ein Mensch sauer werden lassen, auch als Künstler, es zu einiger Anerkennung zu bringen. Lessing oder Schiller ist wol nie ein Diner gegeben, bei welchem man sie mit Lorber gekränzt hätte. Gegenwärtig wird das Dem, welcher „auf der Zinne der Partei" steht, viel leichter geboten. Man hat in den Reden viel auf die Zahmen, die Anständigen, die Bequemen und Vorsichtigen gestichelt, dagegen in Vergötterung der Leidenschaft, in dem Licht des anbrechenden Völkermorgens, in der Luft der Kerker, in dem Flug des freien Aaren, in der Rücksichtlosigkeit des ewigen Rechts, im Donner der Freiheitsschlachten, im Umgürten der Schwerter um die Lenden, in der Zukunft der Einheit Deutschlands geschwelgt. Herwegh hat ein Gedicht vorgelesen: „Lerche und Nachtigall", worin er die Lerche als den Vogel des Morgens, des Lichts und der Arbeit, ich möchte sagen, als den ehrenwerthen Proletarier

des Vogelgeschlechts preist, die Nachtigall dagegen als den Vogel der Nacht, der Finsterniß, Ueppigkeit und Wollust schmäht. Alles Gleichniß hinkt, kann zwar der Dichter sagen, allein doch thut mir die süße Nachtigall leid, zum Bilde für eine schwelgerische, faule Aristokratie verbraucht zu sein. Was würde wol Hafis sagen, daß seiner Bulbul so begegnet, von einem Dichter so begegnet worden? Er würde sich und sie gewiß sogleich durch ein schöneres Gedicht gerächt haben, worin er die gute Freundschaft der Lerche und Nachtigall und die Weisheit Allah's besungen hätte, dem Ackerer und Wanderer des Tags die Lerche, dem Träumenden und Liebenden Nachts die Nachtigall zu anmuthigen Gefährtinnen geschenkt zu haben.

Der Engländer Prince Smith, der hier jetzt Vorlesungen über Nationalökonomie in vortrefflicher deutscher Sprache hält, ein Antipeelit übrigens, verglich gestern den Zustand unserer deutschen Volkswirthschaftslehre sehr witzig mit dem Homunculus im Faust.

1843.

Um die Einführung von Schwurgerichten als unpraktisch zu widerlegen, lese ich jetzt oft in den Zeitungen, daß das Volk vom accusatorischen Proceß keinen rechten Begriff habe. Hat

es denn aber, möchte ich wol gegenfragen, einen solchen vom inquisitorischen? Da nun aber in unsern Ostprovinzen der accusatorische Proceß nicht existirt, wie soll denn auch das Volk jetzt schon von ihm einen klaren Begriff haben? In der Rheinprovinz hat es ihn gewiß.

Republik halte ich bei uns Deutschen und gar bei uns Preußen für Thorheit. Erbliche Monarchie halte ich für uns durchaus nothwendig. Wären wir wahnsinnig genug, sie aufzuheben, so bin ich überzeugt, daß wir sie bald genug wiederherstellen würden. Unsere Journalpolitiker verwechseln gewöhnlich den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft mit dem des Staats. Für den Staat ist die Einheit und Ruhe nur durch die natürliche Continuität der Souveränetät erreichbar. Die nordamerikanische Union steht noch wesentlich auf dem Standpunct der bürgerlichen Gesellschaft; erst wenn sie in ihrer unaufhaltsamen Wanderung nach Westen hin das Ufer des Stillen Meeres erreicht hat, werden bei ihr die Kämpfe um die Austiefung der Souveränetät ihren Anfang nehmen.

Meine Ansicht, daß, was wir in Deutschland Socialismus und Communismus nennen, in Frankreich die Bedeutung hat, auf eine phantastische Weise das Bedürfniß der Provinzen und Städte nach einer selbständigern, ihrer Eigen-

thümlichkeit angemessenern Verwaltung, die Nothwendigkeit der sogenannten Decentralisation auszudrücken, hat durch eine neue Schrift des Publicisten L. Stein weitere Bestätigung erhalten. Er hat ein Buch über „Die Municipalverfassung Frankreichs" geschrieben und faßt sie so, daß das römische Element, der Staat ohne Volk, und das germanische, das Volk ohne Staat, sich in Frankreich überhaupt und in der Verfassung seiner Städte insbesondere verschmolzen habe. Daß kein Theil des Staats ein selbständiges Leben, einen eigenen Willen haben, sondern von dem höchsten Staatswillen absolut abhängig sein solle, ist das römische Princip; daß jeder Einzelne im Staat berechtigt ist, an dem Beschluß des höchsten Willens wieder seinen Theil zu haben, das germanische Princip. Stein kommt nun in seiner historischen Analyse zu dem Resultat, daß seit 1789 die Commune nur das administrative Organ des einheitlichen Staats ist.

Wie hoch müssen wir Preußen also unsere Städteordnung ehren, wie sehr uns ihre Verwirklichung und Fortbildung angelegen sein lassen, da wir in ihr das trefflichste Mittel besitzen, uns gegen das öde Nivellement absoluter Centralisation und damit gegen den socialistischen und communistischen Fanatismus zu schützen, der wesentlich eine Reaction gegen den Absolutismus von Paris ist.

Der König hat einen Festtag angeordnet, das Andenken an die Stiftung des Deutschen Reichs 843 zu begehen. Was ihn nur dazu bewogen haben mag? Oestreich gegenüber sollte man doch nicht geflissentlich daran erinnern, daß die Könige Preußens aus der Auflösung des römischdeutschen Reichs hervorgegangen sind. Oder ist es nur seine große Vorliebe für historische Erinnerungen? Oder hat er Frankreich gegenüber die Absicht, das Selbstbewußtsein der Deutschen zu kräftigen? Oder will er die Deutschheit Preußens damit betonen? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß die deutsche Geschichte für mich so viel Trauriges, Widriges, Demüthigendes, und so wenig des ungetrübt Erfreulichen enthält, daß ich Gott danke, am heutigen Tage nicht ein Prediger oder Toastredner sein zu müssen. Ich habe zwei Predigten gehört. Sie haben mich nicht aufgeklärt und, sehr entschuldbar, in ihren Geschichtrepetitionen sehr Vieles als Deutsch aufgezählt, was allgemein Europäisch oder gar ursprünglich Romanisch ist, z. B. die Kreuzzüge. Recht Deutsch ist nur die Reformation und der Siebenjährige Krieg, denn an unserm letzten sogenannten Freiheitskrieg haben die Briten und Russen ebenso großen Antheil.

Der Communist Weitling ist von Geburt ein Magdeburger, weshalb ich mich, da ich auch einer bin, für ihn interessire. Seines Handwerks ist er ein Schneider. Dies scheint offenbar ein

Irrthum bei ihm zu sein, denn politische Reform, Redenhalten, Broschürenschreiben, Versemachen, liegt ihm thatsächlich weit mehr am Herzen als Zuschneiden und Nähen, und statt des „Pariser Modejournal" wird er wol nur den „National" lesen. Allein ich bezweifle auch diesen Beruf in ihm und glaube, wenn ein Phrenolog Weitling's Kopf untersuchte, würde er ein ganz anderes Organ als das eminenteste bei ihm entdecken. Ich würde vorschlagen, es das culinarische zu nennen. Ich finde nämlich, daß Weitling in seinen Schriften nur dann recht beredt wird, wenn er die Freuden einer guten Tafel schildert. Da ist er hinreißend und der Bratenduft kitzelt uns in der Nase. Nehmt Weitling die Aussicht fort, durch eine Revolution zu einem wohlbesetzten Tisch zu kommen, und er rührt den Finger nicht mehr an. Oder noch besser, gebt ihm ordentlich zu essen und zu trinken, oder bringt ihn auf die Idee, bei Ludwig Philipp Oberkoch zu werden, und ihr habt an ihm einen ganz zufriedenen Menschen. Wäre er nicht gemein bürgerlicher Abkunft, so könnte man ihm auch die diplomatische Carrière vorschlagen, da ein Hauptpunct der höhern diplomatischen Cultur im Diniren und Soupiren besteht.

Gott sei Dank, daß die Menschen auch besser sind, als unsere Reformer und Revolutionäre sie oft machen wollen. Wie grenzenlos bornirt, dumm, elend kommen mir diese Beschreibungen der communistischen Glückseligkeit vor, wo die

Menschen nach der Uhr schlafen, frühstücken, arbeiten, essen, verdauen, spazieren gehen und so gut, so verständig, so leidenschaftlos, so freiwillig resignirt leben. Nein, glaubt mir, ein Stück trocken Brot und ein Schluck reinen Wassers in einer Hütte ist dem Menschen, der individuelle Freiheit zu schätzen weiß, tausend mal lieber als die reichlichste Kost in euern Phalanstèren, die ja in unsern Klöstern, Kasernen, Gefängnissen, Waisenhäusern längst realisirt sind und aus denen jeder Mensch, der noch eine Ahnung von Freiheit hat, sich zuletzt heraussehnt. Glaubt mir auch, daß der Affect zum Menschen gehört, und daß es einem ordentlichen Menschenleben auch nicht daran fehlen darf, einmal die Poesie der Leidenschaft durchzuerfahren. Das ist es ja, was die Menschen im Kriege, wenn er nur erst recht im Gange ist, so berauscht, daß er einmal die regelrechten Ordnungen der Philisterei durchbricht und den Witz auf die Probe stellt. Ich bin überzeugt, daß in dem langweiligen Pedantismus eines Phalanstère, worin kein Mensch mehr soll ein Schicksal haben können, viel feinere, intensivere, corruptere Leidenschaften aufkommen würden, als in dem mannichfaltigen freien Dasein der Menschen, das ihrer Individualität doch immer noch einigen Spielraum gewährt.

Von O'Connell in Irland aus verbreitet sich gleichsam eine neue Theorie der Revolution, nämlich der unblutigen, lediglich durch die andere

Ueberzeugung der Massen erzwungene. Die französischen Communisten und unsere deutschen Radicalen sprechen nun auch schon so. Ist das nicht zum Theil Diplomatie der Agitatoren? In Ostindien gibt es das Durrhasitzen, daß Einzelne und auch Tausende durch stummes Sitzen vor der Schwelle eines Hauses, vor den Thoren einer Stadt etwas ertrotzen. Aber in Europa würde man doch gegen eine solche Masse, wenn sie dem Befehl zur Auflösung nicht gehorchte, wol mit gefälltem Bayonnet vorgehen.

1844.

Nun will man bei uns einen Gustav-Adolf-Verein stiften. Klingt das nicht schon ganz nach einem neuen Religionskriege? Ich wenigstens gehöre nicht zu den Leuten, die einen solchen für so ganz unmöglich halten.

Taillandier in der „Revue des deux Mondes" ist ein recht aufmerksamer Beobachter der deutschen Zustände. Er hat jetzt einen Aufsatz drucken lassen: „La France et l'Allemagne", worin er meint, daß wir jetzt gar nicht mehr so träumerisch liebenswürdig, wie ehedem, dagegen, aber auf unkluge Weise, sehr praktisch seien. Für Deutschlands Centrum hält er Preußen. Das Motto unserer Praxis sei: „Nil sine Gallis." Nun sei aber der große Unterschied zwischen den Deut-

schen und Franzosen, daß bei diesen die politischen und religiösen Veränderungen nebeneinander herliefen, bei jenen aber die Religion den Ausschlag gebe. Falle bei uns Deutschen die Religion, so falle Alles bei uns. Nicht so in Frankreich. Ist das nicht eigentlich ein großes Lob für uns, daß wir Gottlos sofort gleich Null geachtet werden?

Die Natur lagert in den animalischen Organismen Fett ab, aus denen sie in Zeiten knapper Ernährung sich noch eine Weile erhalten können. So muß auch ein Staat einen Schatz als Zehrpfennig für kommende schlechte Zeiten anlegen.

Der Abbé Combalot wüthet gegen die Universität in Frankreich. Ihr Monopol unterdrücke alle Freiheit des Unterrichts. Wenn nur nicht der Klerus dafür das Monopol haben wollte! Cousin leistet in diesem Kampfe gegen die Usurpationen des Klerus viel. Combalot nennt die Professoren der Philosophie skeptische Rhetoren.

Graf Circourt aus der Lorraine, ein höchst gebildeter Legitimist und noch liebenswürdigerer Mensch, der sich mit seiner interessanten Frau jetzt hier aufhält, sagt mir, daß die Masse der Franzosen wirklich noch sehr ungebildet sei. Tausend gebildete Franzosen etwa regieren das Land. Deutsche, die sich in Paris domiciliren, gehen oft

unter, Italiener dagegen arten sich leichter an, finden als Romanen sich instinctiv zurecht und erwerben oft große Herrschaft über die Franzosen. Aufsehen zu machen in Paris sei leicht, aber schwer, es zu erhalten und das momentane Aufsehen in ein dauerndes Ansehen zu verwandeln, weil immer Neues das Neue verdränge.

Die Debatten in der Pairskammer über die Freiheit des Unterrichts haben nun ein Ende erreicht. Sie sind von einer Tragweite, die man erst nach einem Jahrhundert vielleicht recht wird ermessen können. Der für den Klerus kämpfende Graf Montalembert hat oft mit hinreißender Beredtsamkeit gesprochen, aber auch seine Gegner, Cousin, Villemain, haben ganz Außerordentliches geleistet, und ich wundere mich, daß man von ihren trefflichen Reden in Deutschland, das jeden kleinsten französischen Roman übersetzt, so wenig Notiz zu nehmen scheint. Als ob nicht unter jener Frage in Frankreich das Wesen des Protestantismus, die Freiheit der Kritik auch auf dem Gebiet des Glaubens, mit zur Sprache gekommen wäre! Man drückte sich in der Pairskammer dahin aus, daß der Unterricht in der Philosophie auf den Collegien eine beunruhigende Ausdehnung gewonnen habe. Er soll daher künftig auf die Elemente der Logik, Psychologie und Moral beschränkt bleiben; Metaphysik, Geschichte der Philosophie und Religion sollen ausgeschlossen werden.

Die staatsrechtlich garantirte Parität der Confessionen darf die Erlaubtheit des theoretischen Kampfes derselben nicht ausschließen. Den einzelnen Katholiken werde ich als Protestant immer mit der höchsten Toleranz behandeln und selbst für ihn in die Schranken treten, wenn man seine Freiheit, auch das Absurdeste zu glauben, beschränken wollte. Allein ebenso fodere ich von ihm, daß er mein menschliches und göttliches Recht anerkennt, die Irrlehren der katholischen Kirche einer polemischen Kritik zu unterwerfen, wie ich ihm natürlich dasselbe Recht in Betreff der Principien des Protestantismus zugestehe. Die Staatsregierung kann sich in dieser Beziehung nur rationell verhalten. Man redet jetzt so viel vom christlichen Staat. Ich halte alle modernen Staaten für wesentlich christliche, aber die Regierung in denselben kann nach meiner Meinung nur rationell sein, denn, wollte sie dies nicht, so würde sie ja confessionell sein müssen und diese Beschränktheit würde ja consequent zu Ungerechtigkeit und Zwang aller Art, daher letztlich zum religiösen Bürgerkrieg führen. Es ist nur merkwürdig, daß man sich unter der Vernunft oft ein unchristliches Princip vorzustellen scheint, denn man declamirt gegen den Vernunftstaat, gegen den politischen Rationalismus, gegen den Staat der Ideologie, als wenn der Begriff der Vernunft nothwendig mit dem Begriff des Destructiven identisch wäre. In diesem Betracht hat Schelling doch viel Schuld an der Sprachverwirrung, die Vernunftphilosophie — ein Pleonas-

mus — negative Philosophie zu nennen. Bei einem Diner neulich mußte mir der eine meiner Nachbarn, ein Graf, nicht Schlimmes genug von der Vernunft zu sagen. Als ich in Ansehung der Politik, von der wir eigentlich sprachen, bemerklich machte, daß doch weder Christus noch die Apostel eine Politik gelehrt hätten, daß alle Staatsformen sich auf das Christenthum berufen könnten, besonders die republikanischen, daß solche Aussprüche, wie der von Gott eingesetzten Obrigkeit zu gehorchen, doch noch weit von einer organischen Regierung entfernt wären, mußte er mir Recht geben. Worauf beziehen Sie sich denn also? fragte ich voll Spannung. Da nannte er mir das Staatsrecht des Professors Mauerbrecher, das ich allerdings noch nicht kenne.

Es ist in unserm Leben durch die politische Parteiung eine so große Reizbarkeit hervorgebracht, daß man auch nicht das Harmloseste mehr sagen oder thun kann, ohne daß immer irgendwelche Tendenz wenigstens anvermuthet wird. Ich suche mich, soviel ich vermag, einsam zu halten, denn als Philosoph habe ich das Bedürfniß der freien, universellen Kritik und kann mich für die unvermeidlichen Einseitigkeiten und extremen Handlungen einer wirklichen Partei nicht verbindlich machen. Am wenigsten kann ich mich auf die Religionsstreitigkeiten einlassen. Unser Königsberg ist jetzt politisch und kirchlich in einer unglaublichen Gährung, von der man aus-

wärts kaum eine richtige Vorstellung zu haben vermag.

Oefters treten die charakteristischen Elemente unsers Preußen nebeneinander in scharf markirten Manifestationen gleichzeitig hervor. Ein solch interessanter Moment findet in diesem jetzigen September statt. In Trier ist den Gläubigen der ungenähte Rock Christi (von dem es anderwärts aber auch noch Exemplare gibt) zur Anbetung ausgestellt. Der römische Katholicismus kann an der Masse der zuströmenden Verehrer ungefähr die Stärke berechnen, die er noch in den untern Volksschichten dort besitzt. In Berlin findet eine große Kunst- und Industrieausstellung statt: das Interesse unsers heutigsten praktisch-ästhetischen Zeitgeistes. Hier in Königsberg ist das dreihundertjährige Jubiläum unserer protestantischen Albertinauniversität mit einem gewaltigen Zudrang alter Commilitonen aus der Provinz gefeiert worden. Es ist der Grundstein zu einem neuen Universitätsgebäude gelegt worden, das unser König, der den ersten Hammerschlag that, als Rector unserer Universität zu einem „Herde des Lichts im hohen Norden" weihte. Es war der aufklärungsbegierige Wissensdrang, der politische Liberalismus, die protestantische Frömmigkeit, die akademische burschikose Lebenslust, die bei diesem großartigen Fest hervortraten. Als die Grundsteinlegung beendet war, entblößten sich die Tausende und Tausende von Köpfen, mit denen der weite Raum

des Königsgartens bedeckt war, und sangen: „Nun danket Alle Gott!“ was auf mich einen Eindruck machte, wie ich ihn nicht erlebt, seit die Preußen in meine Vaterstadt Magdeburg wieder einzogen und dieses Lied auf dem Alten Markt zum Schluß der öffentlichen Huldigung gesungen wurde.

O'Connell hat seine Stärke weniger im irischen Patriotismus, als im römischen Katholicismus. Seine jetzige Befreiung aus dem Gefängniß schreibt er selber der Novena zur heiligen Jungfrau bei,

ut sit plena, sit sonora,
sit jucunda, sit decora
mentis jubilatio!

Unsere Zeit rühmt sich oft ihrer philosophischen Bildung, allein ich glaube wenig daran. Ein wenig Kenntniß der Geschichte der Philosophie, das Aufraffen einiger Principien und eine dialektische Gewandtheit sind doch noch keine wirkliche Bildung. Gesundes Denken, wie ich es nennen möchte, ist bei uns selten, und in ihm müßte sich doch zeigen, was die Beamten, die Geistlichen, die Journalisten, von Philosophie gelernt haben. Die ärgsten Begriffsverkrüppelungen, die haarsträubendsten Schlußfolgerungen, die lahmsten Definitionen, die confusesten Begriffsmischereien stolziren quasi re bene gesta bei uns einher. Was für Schiffsladungen von logischer

Verkehrtheit kommen nicht in dem Hafenplatz des „christlichen Staats" zusammen! Das Christenthum soll mit Recht das absolute Princip unsers Lebens sein, aber kann man denn so ohne weiteres eine Politik aus ihm extrahiren? Politik ist eine sehr schwere, vielseitige Wissenschaft, welche so gut studirt sein will als Algebra, Geographie, Mechanik u. s. w., die alle mit dem Christenthum nichts zu thun haben, was, zu meiner großen Freude, Schelling in Berlin auch anerkannt hat. Nun denkt aber so ein heutiger Beamter, wenn er nur recht gut christlich gesinnt sei, Sonntags die Kirche besuche, das Theater nicht besuche, Biernatzki's Novellen lese, Eugène Sue's „Ewigen Juden" nicht lese, die Haller'sche „Restaurationspolitik" kaufe, um sie gelegentlich zu lesen u. s. w., er bilde sich zu einem recht brauchbaren Mann. Im Kleinen gewissenhafte und persönlich wohlgesinnte Männer können wir dadurch wol bekommen, aber an Staatsmännern dürften wir endlich einen sehr fühlbaren Mangel spüren. Eine Gemeindeordnung, ein Waarentarif, eine Gerichtsordnung, ein Gewerbepolizeireglement u. s. w., wie sollen sie christlich sein? Nur große Erfahrung und gründliche Bildung, nicht aber ein „christlicher Tact", von dem man jetzt so viel faselt, können darin etwas ausrichten. Namentlich aber begreife ich nicht, wie man die Finanzen, die in allen heutigen Staaten unbedingt als die erste Aufgabe der Politik dastehen, weil leider die Moralität unserer Zustände mit der Geldfrage innigst ver-

schmolzen ist, ich begreife nicht, wie man die Finanzen christlich organisiren will? Die christliche Religion ist gegen das Geld mehr als gleichgültig, sie verachtet es, und dieses von ihr verachtete Geld ist in der heutigen innern wie äußern Politik das wichtigste Element. Wie soll ich für den Entwurf eines Steuersystems oder einer richtigen Verwaltung der Staatsschuld aus dem Christenthum ein Regulativ herausnehmen? Ich konnte daher gestern in einer Gesellschaft, in welcher man alle politischen Fragen mit der Tautologie behandelte, daß sie eine christliche Lösung finden müßten, nicht umhin, zwar das Christenthum als schlechthinnige Norm unsers individuellen Lebens in der Nachfolge Christi anzuerkennen, aber, was die Politik angehe, auf den Kirchenstaat aufmerksam zu machen. Dies ist doch gewiß ein exclusiv christlicher Staat, der von dem Papst als dem directen Statthalter Christi regiert wird. Wo aber findet eine elendere Polizei, eine schlechtere Administration, ein zerrütteteres Finanzwesen, ein jämmerlicheres Militärunwesen statt? Hat nicht der jetzige Papst durch den Versuch seiner Reformen das Traurige dieser Zustände selber anerkannt?

Die Todesstrafe ist gleich ein Problem, das man durch Berufung auf Christlichkeit im Allgemeinen nicht lösen kann. Kain war der erste Mörder, der Brudermörder. Und doch bestraft der Gott des Alten Bundes ihn nur mit dem Exil. Aus den Neutestamentischen Schriften lassen

sich Stellen pro und contra zusammenlesen. Die Richtung des Christenthums geht jedoch meiner Ueberzeugung nach auf die Aufhebung der Todesstrafe, die aber von einer Höhe des Culturstandes abhängig ist, den wir noch lange nicht erreicht haben. Für den prämeditirten Mord halte ich die Todesstrafe für gerecht. Das ist jetzt meine feste Ueberzeugung, nachdem ich oft und viel geschwankt und im Vortrag des Naturrechts in verschiedenen Jahrgängen ganz Entgegengesetztes gelehrt habe. Für den prämeditirten Mord ist der Tod, der einfache Tod die homöopathische Strafe. In Rußland existirt keine Todesstrafe, aber man kann einem Menschen einige Tausend Knutenhiebe geben lassen, in deren Folge er unfehlbar den Geist aufgibt. Joseph schaffte in Oestreich die Todesstrafe ab, ließ die Menschen dafür Schiffe an der Donau ziehen. Zschokke und Eugène Sue wollen den Mörder blenden lassen. Gutzkow schlägt vor, dem Mörder die Wahl zu lassen, wie er sich selbst morden wolle. Schopenhauer will den Mörder castriren lassen u. s. w. Das sind Alles unzureichende, unangemessene Surrogate.

1845.

Das vielbesprochene Buch von Karl Heinzen: „Die preußische Bureaukratie", ist gewiß kein unbedeutendes Symptom, und die Regierung am wenigsten darf es ignoriren. Daß man aber solche Bücher jetzt bewundern, wol gar genial

finden kann, ist ein noch bedenklicheres Symptom. Dieses aus rachsüchtigem Herzen geschriebene Buch haucht einen mordbrennerischen Geruch aus, der mir gräßlich ist. Die letzte Seite, die in der Mitte nur das Wort „Tschech" mit Frage- und Ausrufzeichen enthält, kommt mir selber wie ein Attentat vor.

Mably: „Doutes proposés aux économistes sur l'ordre naturel et essentiel des sociétés" (1768), behauptet schon, daß die Erstattung aller Bedürfnisse an den Einzelnen aus einer allgemeinen Kasse oder Vorrathskammer, auch bei vorausgesetzter Bildung der Individuen, sie doch bald zur Trägheit, zum Sichverlassen auf das allgemeine Vermögen führe, und daß daher der Privatbesitz als natürlichster und kräftigster Antrieb zur Arbeit und Wirthlichkeit nothwendig sei. Lauter Philosophen würden vielleicht, wie Platon meinte, einen communistischen Staat bilden können, auch kleine Gesellschaften in einem Staat, aber nicht die Menschen, wie sie einmal sind und Staaten als größere sociale Organismen bilden müssen.

Man spricht jetzt so viel von arbeitenden Classen. Wäre nicht der eigentliche Gegensatz dazu müßige Classen?

In nichts sind wir jetzt größere Virtuosen als im Mistrauen, und leiden Alle an einem größern oder geringern Jesuitismus des Handelns.

In unsern Tagen kommt sich Zweierlei einander entgegen. Einerseits die ruhmlüsterne Großmannssucht der kleinen Geister, andererseits die unendliche Schwäche des Urtheils der halbgebildeten Massen. Die Massen geben jetzt den Ton an. Ragt nun ein Mensch etwas hervor, so wird ihm gleich ein übertriebenes Lob gespendet. Es wimmelt, sollte man glauben, bei uns von Heroen, Classikern, Volkstribunen, Mirabeaus, Tyrtäen, Luthern. Schnell nutzt die Menge die Individuen ab, die sie sich zur stupiden Anwunderung ausgestellt hat. Nach einiger Zeit hat sie aber ihren so gefeierten Helden gänzlich vergessen und nach einigen Jahren wird ein solcher in seines Nichts durchbohrendem Gefühl vereinsamt sich fragen, ob er denn wirklich einmal ein großer Mann gewesen? Das fällt mir jetzt immer bei dem Götzendienst ein, den man, wie erst mit Herwegh, nun mit Ronge treibt und der mindestens ebenso schlimm ist, als der Cultus mit dem ungenähten Rock.

Der ekle Götzendienst, den unsere Zeit im sogenannten Cultus des Genius treibt, wie sie Strauß, Feuerbach, Herwegh, Lißt, Ronge u. s. w.

vergöttert, ist nur die ihr selbst unbewußte ironische Kehrseite ihres Atheismus, die sich doch aufdrängende Nothwendigkeit, das Absolute auch als ein Subject, als eine Persönlichkeit zu besitzen.

Nach der Ausfuhr bemessen, steht die Cultur eines Volks auf der niedrigsten Stufe, wenn es Thierfelle und Menschen als Sklaven, auf der höchsten, wenn es, in sich überfruchtet, freie Menschen in der Colonisation exportirt. Zwischen diesen äußersten Puncten liegt die Scala des Holzes, der Metalle, der Cerealien und Manufacturen.

Schneller als Espartero ist wol selten ein Sterblicher die Scala von der Vergötterung zum Enthusiasmus, von ihm zur Achtung, von ihr zur Gleichgültigkeit, von ihr zur Verachtung, von ihr zum Haß durchlaufen. Der Herzog v. Vittoria ist jetzt in eine dunkle Vorstadt Londons verworfen.

Varnhagen, dieser unermüdliche Biograph, hat eine höchst merkwürdige, tapfere, traurige Schrift herausgegeben. Merkwürdig, denn das Leben, was er jetzt beschrieben, ist eins der seltsamsten, die je gelebt sind. Tapfer, denn er hat nicht gescheut, die Misstände unsers Bureaukra-

tismus offen und scharf, soweit seine Erzählung ihn dazu veranlaßt, darzulegen. Traurig, denn er berichtet, wie ein Menschenleben nach vielem Drangsal und Kampf endlich noch am Selbstmord zu Grunde geht.

Ich besitze eine ganze Reihe von Briefen Varnhagen's. Wenn ich sie zuweilen ansehe, so erstaune ich über die Gleichmäßigkeit seiner eleganten, klaren Handschrift, über die Salonfähigkeit des kleinsten Blatts. Aber diese Zierlichkeit würde den Chiromanten zu einem ganz falschen Schlusse verleiten, wenn er glauben wollte, daß diese feine Cavalierfeder nicht die energischste Sprache führen und auch die unseligsten Zustände mit kräftigen Zügen malen könnte.

Varnhagen hat „Das Leben des Hans v. Held, ein preußisches Charakterbild", geschrieben. Dieser Hans v. Held war in den Kampf Zerboni's gegen v. Hayn in Breslau verflochten. Er mußte seine ehrenvollen Angriffe auf Ministerwillkür in jüngern Jahren mit der Hausvoigtei, mit Kolberg büßen. Die Minister ließen ihm sogar ein Manuscript auf der Post erbrechen und entwenden. Später war er Beamter, zuletzt beim Salzamt in Berlin, und zwei mal verheirathet. Aus seinen Kämpfen hatte er sich die Kraft der Poesie gerettet und machte gelegentlich gute Verse. Die ihm untergebene Salzkasse wurde bestohlen. Er war unvermögend, den Defect zu decken. Er sah das Glück seiner Familie durch etwaige Abzüge auf Jahre hin zertrümmert. Nach dreiundfunfzigjährigem Dienst, 78 Jahre alt,

erschoß er sich eines Morgens in den Gebüschen des Gartens vor dem Invalidenhause!

Wer ruft nicht mit dem Dichter aus:

„Opfer fallen hier
Weder Lamm noch Stier:
Aber Menschenopfer unerhört!“

V.

Pädagogik.

1834.

Autodidakten bilden sich oft ein, die Negation des Vorurtheils überhaupt schon durchgemacht zu haben, wenn sie nur mit diesem und jenem Vorurtheil fertig geworden sind.

Wie doch Alles in der Welt zu Ehren kommt! In China gilt das Rülpsen als eine wohlgefällige Dankbezeigung des vollgestopften Gastes gegen den Wirth.

Goethe schreibt einmal an Zelter: „Wenn ich etwas nicht aus dem Grunde verstehe, muß ich Phrasen machen." Das sollten die Lehrer recht bedenken, die den Unterricht im Deutschen ertheilen, denn bei den lateinischen Aufsätzen ist es allerdings mit Bewußtsein nur um die Phrase zu thun.

Wenn Jemand zu einem Philosophen sagt, er sei freilich in der Philosophie nur ein Laie und erlaube sich daher nur die und die Bemerkung, so darf man sicher sein, daß er sich im Stillen für einen großen Philosophen hält, der dem Ein-

geweihten einen rechten Trumpf auszuspielen vermeint.

Lichtenberg sagt einmal, er kenne Leute, die heimlich trinken und öffentlich besoffen sind. Das kann man jetzt für viele Schriftsteller gelten lassen.

Alle Menschen haben eine Abneigung, vom Gemeinen abzustammen. Daher der Selbstbetrug der Heraldik. Ist Jemand aber durch sich selbst geadelt, so hebt sein Stolz wol den niedrigen Ursprung hervor, wie Attila, als er auch auf dem Throne noch aus hölzernen Schüsseln aß, oder wie Napoleon, als er sagte: „Je suis sorti de la canaille."

In unserm Pietismus steckt doch noch viel Judaismus. So finde ich in einem Buch von Liebetrut „Ueber die Ehe nach ihrer Idee und nach ihrer geschichtlichen Entwickelung", worin auch viel Gutes, das Wort Herr immer: HErr gedruckt. Dieses große E soll nun gegen Gott eine sonderliche Ehrfurcht ausdrücken! Wie albern! Warum sollen die beiden r dann nicht auch als große Buchstaben figuriren? Gehören sie nicht auch zum Herrn?

„Ein Weltmann muß nicht nur ein Hinterpförtchen zum Entschlüpfen, sondern einen Thorweg zum bequemen Herausgehen offen haben."

Ein Schriftsteller, der den Leser mit dem weitläufigen Apparat seiner Vorbereitung verfolgt, ist wie Jemand, der ein Gastmahl, das er zurichtet, in der Küche geben will.

Wenn man die Grundsuppe pedantischer Betriebsamkeit und literarischer Gemeinheit, die chronique scandaleuse einer Literaturzeitung, das Untergegangensein des Menschlichen im Literarischen kennen lernen will, dann lese man: „Chr. G. Schütz. Von F. K. Jul. Schütz" (3 Bde.).

1835.

Es ist ein einfältiger Aberglaube, die Massen an die Stelle großer, productiver, centralisirender Naturen setzen zu wollen. Gerade die Massen bedürfen der leitenden Individuen, und wir sehen, wie sie selbst untergeordneten, mittelmäßigen Individuen sich hingeben und sie mit leidlichem Enthusiasmus präconisiren, wenn sie in ihnen Führer gefunden zu haben vermeinen. Es ist ein Misverständniß der Philosophie, die Individualität und Subjectivität gering anzuschlagen. Gegen die Eitelkeit einer gehaltlosen Subjectivität kann die Philosophie sich nicht stark genug erklären, aber die Kraft der subjectiven Energie wird sie immer zu schätzen wissen, auch in einer Zeit, in welcher „die Allgemeinheit des Selbstbewußtseins so außerordentlich erstarkt ist".

1836.

Von allen Künsten ist die Baukunst diejenige, welche die größten materiellen Anstrengungen erfodert. Dies drückt sich auch in den Sagen aus, welche die Entstehung vieler Gebäude betreffen. Die schönsten, gewaltigsten Bauten haben mit dem Teufel selber in ihrem Beginn zu kämpfen gehabt. Unter den Thorschwellen hat man neugeborene, unschuldige Kinder begraben, den Neid dunkler Mächte abzuhalten. So erinnere ich mich, in Halle an einem Pfeiler der Klausbrücke (hohen Brücke) das Bild des Saalaffen in Stein gehauen und in dem Dom zu Merseburg die Schalen einer großen Schildkröte gesehen zu haben, die allnächtlich, bis ihnen das Menschenopfer gebracht war, den beginnenden Bau umgewühlt haben sollen.

Es gibt zwei ganz verschiedene Classen von Mönchen, solche, die nach Ausschweifungen oder Unglück aus Bedürfniß die Einsamkeit und Ruhe suchen, und solche, die im Klosterleben ganz unbefangen nur einen Stand ergreifen, wie man Schuster und Schneider wird.

Zur Persiflage der gewöhnlichen Rechenmethode mit benannten Zahlen:

Wenn 3 Gänse 28 Silbergroschen kosten, was kosten 5 Ochsen?

1838.

Unter der Menge von medicinischen Popularschriften habe ich jetzt eine ganz vortreffliche in folgender gefunden: „Hygiastik oder die Kunst, ein gesundes und lebensfrohes Alter zu erreichen. Nach Dr. Johnson von Dr. Calman.“ Johnson ist lange in Ostindien gewesen und hat auch in London ein überaus mannichfaltiges und reiches Material zur Beobachtung gehabt, aus welchem er sehr merkwürdige Erfahrungen mittheilt. Die für mich interessanteste ist der Bericht über eine Seelenstörung bei dem in den Reformbillstreitigkeiten bekannter gewordenen Lord Kerell, dessen nervus vagus sich bei der Section incrustirt fand. Johnson nennt unsere moderne Nervenreizbarkeit die Proteuskrankheit, weil sie in tausendfachen Verlarvungen erscheine. Als wirkliche Heilmittel weiß er zuletzt sehr verständig nur Mäßigkeit, auch in den Affecten, freie Luft, Bewegung, Wechsel der Luft wie der gröbern Nahrungsmittel anzuempfehlen. Für die zerstörendste Leidenschaft hält er den Ehrgeiz. Wir sind nach ihm, gegen die frühern Menschen gehalten, mäßiger, auch zur Unmäßigkeit unfähiger, aber unmäßiger im Denken und Sorgen. Wir intellectualisiren unsern Magen zu sehr und denaturalisiren ihn dadurch.

1840.

Einen entsetzlichen Tag verlebt! Unter meinen Zuhörern zeichnete sich ein junger Mann durch außerordentlichen Fleiß aus. Ich gewann ihn sehr lieb und er schloß sich mir enger an. Er hatte ein sehr reges Dankgefühl und legte dasselbe öfter auf zarte und rührende Weise an den Tag. Er zeichnete vortrefflich und porträtirte die renommirtesten Studenten in einem Album. Mir schenkte er einmal eine Landschaft, die er nach einem Kupferstich in Goldblättchen auf einem dunkeln Grunde vortrefflich ausgegraben hatte. Eine zeitlang ging er von hier fort nach Berlin, wo er kaum das Theater besuchte, fast immer zu Hause saß, stundenlang aber am offenen Fenster verbrachte, sich an dem Wechsel der Physiognomien zu ergötzen, die auf der Straße vorüberzogen. Als er zurückkam, reichte er eine in sehr gutem Latein geschriebene Abhandlung über das Verhältniß von Kant und Hamann in Betreff des Urtheils des Letztern über die Vernunftkritik des Erstern bei unserer philosophischen Facultät ein und wurde promovirt. Hierauf trat er als praktischer Jurist bei dem Gericht ein, wurde späterhin auch Freimaurer.

Dieses sind die Hauptdata seines äußern Lebensganges. Von Gemüth war er ein reiner, kindlicher Mensch, etwas rechthaberisch, ein zärtlicher Bruder, von großer, aufopfernder Gefälligkeit. Während einer sehr gefährlichen Augenentzündung vor zwei Jahren hat er mir stundenlang

vorgelesen. Er besaß vielerlei Talente und Kenntnisse. Er zeichnete nicht nur vortrefflich, sondern spielte auch das Fortepiano vorzüglich.

Aber er war nicht glücklich. In seinem vierten Lebensjahre hatte man ihn unvorsichtig fallen gelassen und er in Folge dessen ein freiwilliges Hinken bekommen. Der eine Fuß verkürzte sich, verkümmerte und nöthigte ihn, eine Krücke zu tragen. Später ließ er sich den Fuß schienen und trug nun einen großen Spazierstock. Und selbst diesen legte er in der letzten Zeit bei Tage ab und ging nur mit einem kurzen dicken Fischbeinstock. Seit zwei Jahren schon veränderte er sich auffallend. Er wurde stärker, lebenslustiger, aber unstreitig krank, denn er klagte mir oft über Kopfweh, Schlaflosigkeit, Herzklopfen, konnte vor Unruhe Nachts nicht im Bette bleiben und ging oft schon früh um 5 Uhr spazieren. Auch kam er, was nie der Fall gewesen, in kleine Geldverlegenheiten, borgte von mir, gab aber das Entliehene immer pünctlich zurück. Mit dieser Unruhe wuchs eine Neigung zum Sonderbaren. Er las obscure, bizarre Schriftsteller, wie er denn Hamann und Swift immer vergöttert hatte, bildete sich ein, von kryptischen Jesuiten verfolgt zu werden, als welche er mir sogar bestimmte Personen in der Stadt bezeichnete, was ich ihm vergeblich auszureden suchte, und erfand sich eine Geheimschrift, mit welcher er ein Tagebuch schrieb. Die Stenographie hatte er schon als Student geübt. Im Gespräch trat seine Neigung zur Rechthaberei greller hervor und

streifte öfter sogar gegen mich, den er unendlich liebte, an das Zänkische.

Seit einem halben Jahre traten Symptome des Irrsinns hervor. Sein Benehmen erregte öffentlichen Anstoß, und man fing an, die wunderlichsten Aeußerungen von ihm in der Stadt umherzutragen. Seine Familie mußte ihn unter eine gewisse Obhut stellen, und er konnte beim Gericht nicht mehr fungiren.

Heute kam er nun in großer Aufgeregtheit zu mir, ließ sich etwas Geld vorstrecken und klagte darüber, daß man ihn für toll erklärt habe. Ich wußte nicht, daß er heute in die Irrenanstalt abgeliefert werden sollte. Er hatte schon zwei mal in den letzten Monaten höchst excentrische Aeußerungen bei mir gemacht, es war mir aber, ich möchte sagen, durch meinen psychischen Einfluß auf ihn, gelungen, ihn zu beruhigen und ihn getröstet, erheitert von mir gehen zu lassen. Heute wollte es nicht gelingen. Er sprang öfters auf, gesticulirte heftig und empfahl sich endlich lächelnd, aber stürmisch. Ich wußte nicht, daß man ihm nachgegangen war und daß der Wagen, ihn ins Irrenhaus zu transportiren, nebst einem Polizeidiener vor meiner Hausthür hielt, wo man ihn sofort empfing, als er heraustrat. Er sträubte sich aber heftig gegen den Transport im Wagen und gab mit Pathos sein Ehrenwort, daß er ruhig seinem Schicksal entgegengehen werde, was er auch wirklich that.

Unglücklicher, du wirst meinem Herzen ewig theuer sein! Aber ich erblicke nun heute auch

viele seiner Aeußerungen in einem innern Zusammenhang und komme nicht davon los, mir die, welche mir gerade noch erinnerlich sind, aufzuzeichnen.

Wir hatten im Gespräch einen Mann berührt, der, früher ein wohlhabender Kaufmann, später sich in einen völligen Cynismus hatte fallen lassen, den er mit Bewußtsein geltend machte, bei welcher Apologie ihn eine nicht unbedeutende Bildung unterstützte. Die Stadt nannte ihn mit Recht ihren Diogenes. Mein armer Freund hatte an ihm sein Wohlbehagen. Das franke, rücksichtlose Auftreten des Cynikers hatte seine ganze Sympathie: „Ich kenne ihn nicht, aber ich verehre ihn. Sonderlinge sind immer die besten Menschen gewesen.“

„Gott ist der Namenlose. Ich heiße Wilhelm. Gott heißt nicht.“

„Die Leute sagen oft: wer weiß! Ja, wer weiß! Er weiß, der Unbegreifliche.“

„Es kommen mir jetzt unaufhörlich so viel Gedanken, daß ich immer lachen muß.“ Und dann konnte er das Gespräch öfters lange Zeit durch ein, ich möchte sagen, gegenstandloses Lachen unterbrechen, das zuletzt unheimlich wurde. Er behauptete auch, Alles sprechen zu hören, selber den Tisch. Als ich den Kopf schüttelte, lachte er wild und sagte:

„Sehen Sie, Herr Professor, ich bin humoristisch. Gott ist der erste Humorist. Das hat noch Niemand gesagt. Ich, Wilhelm N. N. sagt' es zuerst.“

Ich.

„Sollte Jean Paul wirklich das nicht auch schon gedacht, gesagt haben?"

Er (ohne darauf zu achten).

„Was ist Humor? Humor ist Alles, was die Natur thut. Die Natur ist humoristisch. Die Apfelsinenmädchen sind ganz natürlich, ganz humoristisch. Der Vater hat mir verboten, mit ihnen mich ferner zu unterhalten. Aber ich könnte so interessante Schilderungen darüber machen, als Herr Glaßbrenner von den berliner Eckenstehern, die wir Helfer nennen." —

Als ich ein andermal ihm sagte, daß ich mich über seine Veränderung wundern müsse, zu hören, wie er jetzt Conditoreien und Ressourcen besuche, entgegnete er:

„Das ist ganz in der Ordnung. Ich habe unendlich viel Talente, verstehe viele Sprachen. Ich verstehe auch Englisch. Ich porträtire. Ich spiele Klavier. Ich blase die Flöte. Ich bin siebenundzwanzig Jahre alt. Lange (mit einem tiefen Seufzer), lange habe ich gelitten. Nun will ich genießen. Das sollten Sie als Philosoph doch einsehen."

Ich.

„Aber Sie sind unvorsichtig. Sie gerathen in Streit. Sie verwickeln sich in ärgerliche Scenen.

Er.

„Herr Professor, kommt nicht Alles auf die Basis an? Sehen Sie, mir ist Alles gleich. Ich

frage nach nichts. Ich bin über Alles hinaus. Ich bin ein vernünftiger Mensch, also thue ich, was mir beliebt. Sagen Sie, soll ich Angst haben? Wovor soll ich mich fürchten?"

Als ich, ihn auf ein anderes Thema zu bringen, fragte, was er jetzt für eine Lectüre habe, bedauerte er, daß er theils so Weniges, theils so Vieles zum Lesen habe. So Weniges, denn Gereimtes könne er nicht mehr lesen. Der Reim sei häßlich, eine überflüssige Künstelei, die zu vielen Gewaltsamkeiten in Gedanken und Ausdruck führe. So Vieles, denn er habe sich vorgenommen, alle solche Bücher zu lesen, die von Andern nicht gelesen, wol gar verachtet würden. Er habe sich daher Klinger's Werke angeschafft, denn Klinger schreibe nur Prosa und werde zwar viel genannt, aber fast gar nicht mehr gelesen. Gerade deshalb werde er ihn lesen. — Als ich ihn fragte, ob er noch zuweilen juristische Studien mache, erwiderte er, daß er ein wichtiges Werk „De civitate" schreiben werde. Als ich auf diese Aeußerung wol etwas verwundert aussehen mochte, wurde er sehr heftig und schrie: „Wie, Sie zweifeln doch nicht daran, daß ich Professor werde?"

Und nun sprang er auf das Thema über, daß man ihn, der Professor werden könne, für verrückt halte. „Gestern z. B. habe ich in der Siegel'schen Conditorei zwölf Knallbonbons losgelassen, daß Alles auffuhr. Man wies mir die Thür. Nun frage ich Sie, ist das böse? In welcher Moral steht, daß, einen Knallbonbon loszulassen, böse sei? Ich habe einem Mann seine

Chocolade ausgetrunken. Einem Andern habe ich Alles nachgemacht. Wenn er sich setzte, setzte ich mich auch. Wenn er aufstand, stand ich auch auf. Foderte er sich etwas, so foderte ich Dasselbe. Ich frage Sie, ist das böse? Und doch hat man mir die Thür gewiesen. Ich behalte den Hut auf, denn ich bin ein freier Mann. Der Hut ist ja das Symbol der Freiheit. Die Juden behalten ihn ja auch in ihrer Synagoge auf. Ich habe ihn letzthin auch auf der Sternwarte beim Geheimrath Bessel aufbehalten. Wünschen Sie es aber als mein verehrter Lehrer, oder wollen Sie mir hundert Thaler geben, gut, so nehme ich ihn sogleich ab. Ich frage Sie, ist das ein Verbrechen?"

Ich.

„Ein Verbrechen? Gewiß nicht. Warum stellen Sie aber Alles gleich auf die Spitze? Ist denn nicht die Sitte, das Schickliche, zu berücksichtigen?"

Er.

„Ich gebe Ihnen das zu, im Allgemeinen, aber im Besondern muß es doch dem vernünftigen Menschen freistehen, das Allgemeine nach seiner Eigendürftigkeit zu beschränken. Sehen Sie, die Straße ist für Jedermann. Ich bin aber lahm. Man soll mir also aus dem Wege gehen. Das deute ich mit diesem Stöckchen an. (Nun erhob er seinen Fischbeinstock und fuchtelte damit in der Luft umher.) Wehe der matten Fliege, die mir nicht ausweicht! Sie trifft mein Zauberstöckchen. Ich gehe auch mit Fleiß auf

den Mittelsteinen der Straße, denn ich bin lahm. Das sieht man ja und darum muß mir Alles ausweichen."

Nun warf er sich in die Brust und nahm einen renommistischen Ton an, der seiner ursprünglich bescheidenen Natur eigentlich ganz fremd war. „Sie denken doch nicht, daß ich mich fürchte? Ich sagte Ihnen ja schon meine Basis, die mich unverwundbar macht, daß mir Alles gleich ist. Da waren letzthin so ein paar Jammerkerle. Ich lasse also Kuchen geben und will die Elenden damit füttern. Aber sie wollten nicht und verlangten meine Entfernung aus dem Local. Ich habe sie auf Pistolen gefodert. Sie schütteln den Kopf? Ja, das habe ich. Pistolen werde ich schon bekommen."

Heute nun kam er schon in größter Aufgeregtheit, ließ sich zwar bestimmen, sich zu setzen, sprang aber im Laufe des Gesprächs vom Sopha auf und lief die Stube auf und nieder, fürchterlich mit dem Stock um sich hantierend. Ein Gespräch kann ich es auch kaum nennen, da er wenig auf Das hörte, was man ihm sagte. Erst klagte er, daß seine Familie ihn so sehr in den Ausgaben beschränke. „Denken Sie", rief er empört, „worüber man mich gescholten hat. Ich begegne einem jungen Matrosen, der mir sehr gefällt, und dem schenke ich einen Thaler, denn ich mußte an meinen Bruder denken, der auch Seemann ist und jetzt vielleicht in China, vielleicht aber auch todt auf dem Meeresgrund ist. Ich frage Sie, ist das böse?"

Hierauf fiel er in unsinnige, aber sehr sinnliche Betrachtungen über den Geschlechtstrieb und wollte Heinse's „Ardinghello" von mir haben. Als ich ihm denselben verweigerte, rief er höhnisch: „Aha, ich merke, Sie wollen Plan in meine Studien bringen?"

Nun machte ich ihm bemerklich, daß sein Zustand mir für eine solche Lectüre nicht geeignet erschiene. „Aha", schrie er, „da haben wir es. Sie halten mich gewiß auch für toll. Mein Vater hat mich untersuchen lassen und die Aerzte haben mich für toll erklärt. Ich bin mente captus, sagt der Kreisphysikus. Toll nenne ich einen Menschen, der wüthet, der schäumt, der um sich schlägt, der Andere mordet. Thue ich das? Bin ich toll, Herr Professor?"

Je innigeres Mitleiden ich mit ihm hatte, desto ruhiger blieb ich äußerlich, worauf er sich etwas besänftigte und mich, da ich nicht weiter antwortete, als nur daß ich ihn für krank hielte, bald verließ, und nun die oben geschilderte Scene erfolgte.

Nachschrift aus späterer Zeit. Wäre N. N. Kupferstecher geworden, statt zu studiren, so wäre er vielleicht gesund geblieben, dachte ich früher. Allein ich habe mich heute überzeugt, daß er einer Hirnkrankheit erliegt. Ich habe ihn im Irrenhause besucht. Eine zeitlang hat er sich für den Admiral Coligny gehalten, Französisch gesprochen, sich gefreut, daß er doch noch lebe, obwol die Katholiken ihn so schändlich ermordet hätten u. s. w. Den Stock nahm man ihm und gab

ihm wieder eine Krücke, allein auch diese mußte man ihm nehmen, da er damit zu schlagen drohte. Als ich heute kam, fand ich ihn mitten unter den andern Irren im Garten. Er erkannte mich sogleich. Ich bot ihm die Hand, setzte mich mit ihm auf eine Bank unter einem Baum. Er hatte sich sehr ins Blödsinnige hin verändert und wußte mir von nichts als von der Tyrannei zu sprechen, mit der man ihn, einen Doctor der Philosophie und königlich preußischen Referendarius, behandle. Besonders aber schimpfte er über das schlechte Essen und foderte mich auf, doch hierin, wenn ich könnte, etwas zu seinen Gunsten zu thun.

Heute ein langes und merkwürdiges Gespräch mit einem französischen Elementarlehrer gehabt, der mehre Jahre in Paris unterrichtet hat und nun in einer kleinen Stadt in der Nähe von Paris als Lehrer fungirt. Er vertheidigte die Franzosen mit Feuer. Wir sprachen viel über den Unterschied der deutschen und der französischen Erziehung, und Manches von Dem, was er sagte, verdient wol, daß ich es mir aufzeichne, wobei ich soviel möglich, seine eigenen Worte gebrauchen werde.

Ich äußerte meine Besorgniß über den innern Zustand Frankreichs, über die Noth der Arbeiter, von der man in unsern Zeitungen so oft lese.

Er.

Ah bà! Ce sont les chimères des gazettes,

car chacun, qui veut travailler, peut gagner sa vie. A la bonne heure, si l'on ne veut pas travailler, quoiqu'on s'y trouve en état, c'est bien autre chose, comme partout.

Ich.

Wenn man nun zwar arbeiten möchte, aber der Mittel ermangelt, die eine Arbeit fodert, was dann beginnen?

Er.

Les moyens? On les aura, car chaque homme, qui veut travailler, réellement travailler, aura de crédit, tant que vous voudrez. Nous savons fort bien, que le capital le plus sûr, c'est le travail lui-même.

Nach Besprechung einiger Thatsachen der öffentlichen Politik in Betreff der Arbeiter kamen wir auf die Erziehung. Ich erzählte ihm von der unserigen und erwähnte auch den bekannten Ausspruch, daß man Preußen das Land der Schulen und Kasernen zu nennen pflege. Er lobte Preußen sehr und fuhr dann fort: Chez nous l'éducation est tout-à-fait militaire. On forme les jeunes gens en rangs, avant de commencer les leçons et commande: à droite, à gauche etc. Nous nourrons l'ambition par principe. Un jeune homme, c'est à dire, de six ans déjà, est appellé Monsieur.

Als ich ihn fragte, ob die Entfremdung der Kinder von den Aeltern durch das Ammenwesen und die Pensionate noch immer in Frankreich fortdauerte, wurde er etwas bitter.

Er.

Que voulez vous, Monsieur? Ce sont là des reproches, qu'on reproduit contre nous encore toujours en Allemagne. Je le sais fort bien. Ce sont les rédites de la lecture de Rousseau. Mais, Monsieur, n'avez vous pas de nourrices? Et n'avez vous pas de pensionats?

Das Erstere konnte ich um so weniger leugnen, da ich gerade selber für eins meiner Kinder eine Amme noch im Hause hatte. Als ich daher zustimmend stillschwieg, fuhr er fort:

L'éducation dans les pensionats donne de bonne heure une grande autonomie et inspire, quoiqu'on en dise, un grand amour vers les parens, dont on ne connoit pas les foiblesses, les altérations, les gaucheries avec cette accuratesse, qui me semble détruire en Allemagne souvent l'estime sincère des enfans pour les parens. Mais d'ailleurs, Monsieur, il ne faut pas oublier, que les pensionats ne sont que pour les hommes de bien, comme chez vous. Nous distinguons dans nos collèges entre les internes, qui habitent dans le gymnase, comme on dit chez vous, et entre les externes, qui habitent dans la ville et qui fréquentent le collège seulement pendant les heures de l'instruction.

Er malte mir nun jene Autonomie der Schüler etwas stark aus und behauptete z. B., daß ein Schüler, dem ein Lehrer etwas gegen das Reglement zumuthe, sich nicht scheue, ihm geradezu

zu sagen: „Vous êtez injuste, Monsieur. C'est contre le règlement. J'obéirais à vous, mais certainement, je m'en plaindrais."

Ueberhaupt nahm er die französische Jugend sehr in Schutz. Sie sei zwar oft maline, d. h. durchtrieben, auch méchante, d. h. verkehrt, halsstarrig u. dergl., allein selten mauvaise, d. h. eigentlich schlecht. Die Wahrheitsliebe stehe unter ihren Tugenden obenan und man sage sich ins Gesicht: „Vous êtez un lâche, Monsieur. Vous dissimulez la vérité. Ce n'est pas votre opinion là. Expliquez vous, Monsieur!" Auch sei sie nicht so vergnügungssüchtig, so corrumpirt, als der Deutsche sie sich nach einigen Romanfiguren, die nun stereotyp geworden, vorstelle. Sie spiele z. B. gern Billard, aber nicht um Geld, sondern um eine Flasche Wein. Um Geld zu spielen, würde der junge Franzose mit den Worten ablehnen: „Est ce que, que vous me croyez joueur de profession?"

Als wir zuletzt noch den Zustand der Philosophie in Frankreich berührten, meinte er, daß der Franzose zwar nicht so tief speculiren möge als der Deutsche, daß aber in Frankreich eine gewisse philosophische Zuversicht verbreiteter sei, als man vielleicht in Deutschland glaube. Der Franzose habe heutzutage ein vollkommenes Bewußtsein darüber, daß jeder Mensch durch das Denken vor allem Mensch sei. Er lasse sich daher die Kritik nicht nehmen. Seine Ansichten könnten oft unwahr, seine Ausdrücke ungebildet sein, ungebildet im Sinn der Schule, untechnisch,

denn sonst würde ich ihm wol zugeben müssen, daß der streng logische Charakter der französischen Sprache der verständigen Klarheit auch beim gemeinen Mann sehr günstig sei. Aber die subjective Freiheit, das Selbstbewußtsein als eines durch seine Vernunft zum Urtheil über Alles berufenen, seien doch für das Philosophiren eine wesentliche Grundlage. Er habe in Paris bei einem Handwerker gewohnt. Es seien Bekannte zu ihm gekommen und sie hätten ein philosophisches Problem mit Lebhaftigkeit discutirt. Sein Wirth sei zufällig auch auf das Zimmer gekommen und habe sich nach einigem Hinhören in das Gespräch gemischt. Er habe ihn daraus entfernen wollen und daher, jedoch in der artigsten Weise, geäußert, daß das Gespräch ihn wol nicht interessiren könne, da es Themata behandle, die ihm wol unzugänglich, trop ardues, seien. Hierauf sei der Professionist tief verletzt gegen ihn aufgefahren: „Comment, Monsieur? Il me semble, que vous me croyez incapable, de juger de ces choses là. Pourquoi? Chaque homme peut raisonner. Ne suis-je pas homme? Moi? Eh bien?"

1841.

Devrient's „Verirrungen" gesehen. Ein gutes Gemälde moderner weiblicher Verziehung. Erst lassen die Aeltern den Launen ihres lieben Töchterleins freien Lauf. Es heißt: „Sei doch

vernünftig. Es geht nicht." Setzt nun das Kind seinen Kopf auf, so heißt es wieder: „Ja, wenn du durchaus willst." Oder: „Nun, du hast ja deinen freien Willen."

Als dann das Unglück hereinbricht, machen die Aeltern der Tochter, die sich beklagt, den Vorwurf, daß sie ja selbst es gewollt habe. „Man hätte mich", erwidert die Tochter, „nicht sollen wollen lassen."

Die Aeltern müssen sich mit der Tochter von der großen Welt zurückziehen, knapp leben, werden griesgrämig, abergläubisch. Der Vater bekommt einen Brief; die Mutter seufzt, er könne Unglück bringen; man solle ihn nur heute nicht öffnen.

Die Tochter entgegnet treffend:

„Wird denn morgen etwas Anderes darin stehen?"

Wenn wir älter werden, lernen wir begreifen, daß Vieles, was wir zuerst als etwas ganz Individuelles bei uns zu nehmen geneigt sind, etwas allgemein Menschliches ist, das auch in uns anzutreffen wir daher uns nicht wundern dürfen.

1842.

Es hat seine Richtigkeit. In der Sittlichkeit soll Niemand Laie sein.

Raum und Zeit sind allerdings nichtig für den Geist, denn er ist in seiner Ewigkeit, Absolutheit über sie hinaus. Er denkt ihre Weiten in sich zusammen. Aber als fundamentale Formen der Erscheinung alles Endlichen sind sie auch für den Geist von einer ungeheuern Wichtigkeit. Hier, auf diesem Felsrande, noch einen Schritt — und ich liege zerschmettert im Abgrunde; jetzt, noch eine Secunde, und ein Ja oder Nein ist von uns gesprochen, das uns für Jahre, für ewig bindet. Es gehört zur Erziehung, der Jugend diese Doppelseite von Raum und Zeit begreiflich zu machen, um sie weder zu hoch noch zu niedrig zu achten.

1843.

In der Jugend befriedigt uns oft schon das Wollen. In magnis voluisse sat est. Wir haben ja noch das ganze Leben vor uns. Wird man aber älter, so lernt man auch das Ausführen schätzen, denn mit Schrecken sehen wir, wie wenig wir von dem Gewollten vollbringen, und jedes Jahr eilt bekanntlich, je älter wir werden, desto schneller dahin.

Viele Menschen bilden sich jetzt ein, man könne groß sein, wie man gerecht, ehrlich, fleißig, sparsam, ordentlich sein könne. Viele bilden sich sogar ein, sie seien groß, wenn sie recht eitel, hochmüthig, vornehm, unverschämt, anmaßend

sind. Noch Andere verwechseln das Große mit dem nur Brillanten.

In den Handbüchern der Pädagogik finde ich die Langeweile immer nur negativ erwähnt. Als ob sie nicht auch eine sehr positive Seite hätte? Als ob sie nicht unter gewissen Bedingungen ein nothwendiges Phänomen wäre? Als ob es nicht ein Zeichen der Stumpfheit wäre, wenn ein Kind niemals Langeweile äußerte? Als ob nicht die Langeweile auch die Reaction gegen sich erzeugte, die zu erfinderischen Stimmungen führt? Ich möchte daher wol einmal ein Hülfsbüchlein für Pädagogen unter dem Titel „Nutzen der Langeweile" schreiben.

Viele Menschen sind in ihrer Bildung, wie man es nennt, bis zum zwanzigsten Jahre vollkommen fertig, ja mit dem Leben fertig. Von da ab oft bis zum sechzigsten hin verbringen sie, namentlich Frauen in den mittlern und sogenannten höhern Ständen, den größten Theil ihrer Zeit mit Unterhaltungslectüre, d. h. Romanlesen, und verschlingen ganze Leihbibliotheken. Sie verträumen ihr Leben im fictiven Interesse an fictiven Personen und Begebenheiten und glauben oft schon eine gewisse Arbeit auf sich zu nehmen, wenn sie die Romane einmal nicht in ihrer Muttersprache lesen. Entsetzlich!

1 8 4 4.

Man muß den jungen Leuten einprägen, daß wir zwar von den Gesetzen der Welt abstrahiren können, sie aber deshalb nicht zu wirken aufhören, sondern in jedem Augenblick sich geltend zu machen fortfahren.

Die befreiende Wirkung des Lebens in einer großen Stadt liegt weniger positiv darin, daß man mit vielem Bedeutenden in Berührung kommen kann, als vielmehr negativ darin, daß man dem Unbedeutenden, das in kleinen Städten uns so zudringlich zu hemmen bereit ist, leichter auszuweichen und seine individuellen Zwecke geschlossener zu verfolgen vermag.

Nicht übel hat man als Ergänzung der Kleinkinderbewahr-Anstalten den Vorschlag zu einer Großbengelbewahr-Anstalt gemacht.

Man kann folgende Scala aufstellen:

Arbeitsfähigkeit und Arbeit.
Indifferenz von Arbeit und Genuß.
Arbeit und Genuß.
Arbeit als Genuß.
Arbeit ohne Genuß.
Arbeitsfähigkeit ohne Arbeit.
Genuß als Arbeit.
Genuß ohne Arbeit.
Genießen ohne Genuß.

Man muß zwischen Menschen, die sich von Unten nach Oben emporgearbeitet haben, und zwischen *Emporkömmlingen*, *Parvenus*, unterscheiden. Zu jenen gehören die größten Menschen, welche die Geschichte kennt. Sie haben von engen und dunkeln Anfängen her sich Schritt vor Schritt durch die Wahrheit und Gediegenheit ihres Strebens auf die weiten und heitern Höhen der Herrschaft hinaufgerungen, wie ein Sokrates, ein Luther, ein Kant, um bei den Philosophen zu bleiben, denn Luther war ja Professor der Philosophie in Wittenberg. Sokrates der Sohn eines Steinmetzen, Luther der Sohn eines armen Bergmanns, Kant der Sohn eines Riemers. Ganz anders der Emporkömmling. Er wird durch *Glück* auf eine Stufe gehoben, deren Höhe zu seiner Bildung und seinem Charakter in keinem Verhältniß steht. Er *usurpirt* Verdienste, die er nicht hat, er wird durch den Zufall äußerlicher Verkettung ohne innere Berechtigung auf Stufen hingestellt, denen er nach seiner Realität nicht entspricht. Der große Mensch, der sich in Folge des objectiven Werthes seiner Leistungen aus dem kleinen Kreise in den größern versetzt sieht, wie Napoleon, der Artillerielieutenant, zum Weltkaiser emporstieg, überspringt keine Stufe, wenn er auch durch sein Genie und durch das dem Genie folgende Glück die Dauer der Stufen abkürzt. Der Parvenu dagegen hat seine hohe Stellung erschlichen, erbettelt, erkauft, geschenkt erhalten oder gleichsam — mitunter auch wirklich — gestohlen. Er ist *Besitzer*, aber nicht

Eigenthümer. Der wirklich große Mensch, der sich emporgebracht hat, schämt sich seines Ursprungs nicht; der Parvenu sucht ihn zu verbergen, zu verfälschen. Der große Mensch ist sicher nach außen, der Emporkömmling unsicher, denn der Erste nimmt den Maßstab von den Dingen selber her, der Zweite hat gewöhnlich ein heimliches Vorbild, das er copirt. Der Erste ist bescheiden, denn er weiß die Arbeit zu würdigen, der Zweite ist anmaßend und verwundert sich im Stillen ewig über sich selbst, wie er, das pauvre Subject, es zuletzt doch so herrlich weit gebracht. Der große Mensch gibt sich uns einfach, wie er ist; der Parvenu macht eine Menge Künste, uns groß zu erscheinen, und fällt in der persönlichen Berührung mit Andern bald in eine Gedrücktheit, die er durch äußerliche Geschäftigkeit zu verdecken sucht, bald in einen abstoßenden Hochmuth, mit dessen Illusion er sich über das unwillkürliche Gefühl der Nichtebenbürtigkeit mit der wahren Größe hinausschwingt.

Shakspeare, im „Ende gut, Alles gut", sagt einmal:

Wer klügelnd abwägt und dem Ziel entsagt,
Weil er vor Dem, was nie geschah, verzagt,
Erreicht das Größte nie. — Wann rang nach Liebe
Ein volles Herz und fand nicht Gegenliebe?

Die Kraft geht gerade. Die Lüge kommt oft aus der Schwäche, die sich nicht eingestehen will.

Selig bei unserer Erziehung der Mensch, der von sich sagen kann: mit der Sentimentalität ist es aus, aber das Herz geht mir auf; denn in der Kunst, uns und Andern Gefühle vorzutäuschen, haben wir es mit all unsern Scheinphrasen, unsern Romanen, Theatern, unserer Virtuosität im Gelegenheitsgedicht u. s. w. unglaublich weit gebracht.

Gutzkow in einer Novelle: „Die Selbsttaufe", im Taschenbuch „Urania" auf 1845, sagt S. 207: „Haben wir doch Alle ein zweites Leben oder sollen doch dahin dringen, zum zweiten male geboren zu werden. Das Eine gibt uns die Welt, das Andere der Geist; in Einem sind wir abhängig, im Andern frei. Jedermann sollte das Recht haben, sich in einem gewissen Alter über seine Stellung zur Gesellschaft, über seinen Stand, seine Religion, ja selbst über seinen Namen zu entscheiden, Jeder, der es dahin gebracht hat, sich aus sich selbst zu erzeugen."

Sehr schön hat Schelling gesagt: „Jede Sache bedarf eines Anfangs, der nicht sein soll und nicht sein selbst wegen ist; sodann aber für ihre Entwickelung einer höhern Potenz, durch welche sie von ihrer Voraussetzung frei wird." — Verdiente, jeder Pädagogik als Motto vorgesetzt zu werden.

Fichte in den „Reden an die deutsche Nation“: „Eine Entschließung sollt ihr fassen, die Jedweder nur durch sich selbst und in seiner eigenen Person ausführen kann. Es reicht hierbei nicht hin jenes müßige Vorsatznehmen, jenes Wollen, irgend einmal zu wollen, jenes kluge Sichbescheiden, daß man sich darin ergeben wolle, wenn man einmal etwa von selber besser würde; sondern es wird von euch gefodert ein solcher Entschluß, der zugleich unmittelbar Leben sei und inwendige That, und der da ohne Wanken oder Erkältung fortdaure und fortwalte, bis er am Ziele sei.“

Hegel, „Geschichte der Philosophie“, II, 178: „Dies gehört zu den Schwächen unserer Zeit, die Größe, das eigentlich Ungeheure der Anfoderung des Menschengeistes nicht tragen zu können, sich erdrückt zu fühlen und darum schwachmüthig von ihm sich zurückzuflüchten.“

1845.

Wenn es heißt: Jemand sei zu weit gegangen, so ist das im Guten gut, im Bösen böse. Aber zu weit gehen überhaupt ist nur erst eine relative Bestimmung, obwol wir uns angewöhnt haben, einen Tadel darin zu sehen. Welcher große Mensch wäre den kleinen nicht zu weit gegangen?

Eine der Krankheiten unserer Zeit ist, auch die empirischen Menschen und Zustände immer und überall vollkommen haben zu wollen, woraus denn eine unerträgliche Nergelei Aller über Alle, eine grenzenlose kritische Unzufriedenheit entsteht. Was sagt der Prediger, Capitel XVII, Vers 7: „Sei nicht allzu gerecht, sei nicht allzu weise, willst du dich nicht selbst zerstören.“

Da das Leben so kurz ist, so sollte man den Kindern einprägen, alle ersten Eindrücke gleich recht scharf aufzufassen. Localitäten, Personennamen, Physiognomien, Büchertitel, Facta, Alles sollte man gleich recht aufmerksam und bestimmt nehmen. Dadurch gewinnt man Zeit, erleichtert die Reproduction, entgeht vielen Täuschungen und erspart sich den Verdruß, durch genaueres hinterheriges Nachsehen umlernen zu müssen.

VI.

Askese.

1834.

Diese Stunde, sie ist's, die dich für ewig geboren!
Halte nur fest den Moment, ewig dann bist du beglückt!

Es ist eine bedeutende Redensart, zu sagen, „Jemand sei wie verwandelt". Dächte sich Jemand als verwandelt, so würde er dadurch oft eine höhere Wirklichkeit, als ohne den Zauber dieser Fiction, erreichen können; in solchen Lagen nämlich, in denen kein Uebergang, nur ein Sprung stattfinden kann.

Oft erscheint uns unsere ganze Existenz provisorisch. Eine geheime Angst überfällt uns, als würde einmal Alles zusammenbrechen und das gesammte Sein vom Nichts verschlungen werden. Der Mönch in Goethe's „Eugenie" spricht dieses Gefühl vortrefflich aus, und die alten Religionen, auch das alte Christenthum, haben es in der Vorstellung vom Weltuntergang energisch ausgedrückt. Es ist eigentlich ein echt speculatives Gefühl.

1835.

Man muß sich nicht für zu gut halten, für das Rechte und Gute mit einer Art handwerksmäßiger Unverdrossenheit zu wirken.

Die Sagen der Inder von der Verlockung großer Büßer durch schöne Nymphen, die Apsarasen, welche die Weisen in Vergessenheit all ihrer hohen Zwecke zu tausendjährigem Liebesleben fortrissen; die Sagen der Hellenen vom Aufenthalt des Odysseus bei der schönlockigen Kirke und Kalypso; die Sagen des Mittelalters von Merlin's Gefangenschaft durch Niniane, von Rinaldo's Verweichlichung bei Armiden, vom Tannhäuser im Venusberge, — sie drückten alle Dasselbe aus, den Opiumrausch der sinnlichen Liebe.

Semper aliquid haeret, gilt vom Bösen, glücklicherweise aber auch vom Guten.

Heute erinnerte ich mich eines merkwürdigen Gesprächs, das ich mit dem Minister des Cultus v. Altenstein zu Berlin hatte, als ich ihn im Herbst 1833 auf der Durchreise hierher nach Königsberg besuchte. Wir hatten von theologischen Schriften gesprochen. Von ihnen waren wir auf die Idee des Opfers, von dieser auf den Begriff der Liebe und weiter der Wollust gekommen, und

nun vertiefte sich Herr v. Altenstein ganz in dieses letztere Thema und entwickelte mit einer Beredtsamkeit, wie ich sie nie von ihm vernommen hatte, fast zwei Stunden hindurch das Wesen der Liebe und Wollust, sodaß ich nur zu hören hatte. Sein Gedankengang war etwa folgender: Die Liebe ist entweder geistige, welche das Sinnliche opfert, oder sinnliche, welche das Geistige opfert, die eigentliche Wollust; oder sie ist Ueppigkeit, welche die sinnliche Lust mit Bewußtsein genießt, daher nicht blos den thierischen Trieb, sondern auch den Schönheitssinn befriedigt, aber der idealen Kraft der wahrhaften, geistigen Liebe entbehrt. Herr v. Wittgenstein, der sich melden ließ, unterbrach diese tiefen, geistvollen Expositionen.

Man verliert sich in sich selber,
Man vergißt sich mit der Zeit,
Und gewöhnt sich ganz gelassen
An die Niederträchtigkeit.

Die Schadenfreude der Bornirtheit und Gemeinheit, die bei dem geringsten Anlaß Alles sogleich ins Grelle ausmalt, übertrifft in ihrem Aberglauben an das Böse den sonst so verspotteten Aberglauben hundertfach.

In Zeiten, wie die unserigen einmal sind, wird man versucht, so einsylbig zu werden wie Cato, so geizig wie Augustus, so mäßig wie der erste

Friedrich von Preußen, so elegant wie Herbart, und so mystisch wie Schelling, der große Hierophant.

O wie schmerzt es, sich gemisbraucht zu sehen! Wie schmerzt es, gerade in seinen höchsten Bestrebungen nicht verstanden zu werden! Schließt euch denn, ihre redebeflügelten Lippen; zieht euch zurück, ihr freundlichen Hände; schwinde vom Antlitz, zuvorkommendes Lächeln; flieh in die Tiefen der Seele, Poesie; haltet kühne Gedanken, wie Prometheus in den Vögeln, einen vorsichtigen Schirm über euch, den Philister nicht in seinem laissez aller zu erschrecken!

1837.

Ruhe wünsche ich mir, doch in der Ruhe was wünsch' ich?
Wie der selige Gott, lautere Thätigkeit nur.

Uns Menschen ergeht es mit unsern Bestrebungen oft, wie jenen Durstigen, welche am Brunnen die Plumpe ziehen. Kommen sie aber an die Röhre zum Trinken, so ist das Wasser oft schon bis auf einen dünnen Strahl verlaufen.

Unsere tiefsten Freuden und Leiden müssen wir, Andern gegenüber, oft in Albernheiten verhüllen, um sie nicht zu profaniren.

Es ist merkwürdig, wie in der Gesellschaft auch ganz unterrichteter, gescheuter Menschen das Gespräch oft stockt, als ob das Bewußtsein gänzlich verarmt wäre, und wie dann die bekanntesten Anekdoten, die trivialsten Neuigkeiten, die absurdesten Einfälle willkommen sind, über die Peinlichkeit des leeren Moments hinauszugelangen.

Wenn das Leben sich zu größerer Mannichfaltigkeit ausdehnt, so muß man die Geschicklichkeit erwerben, Manches sofort mit Entschiedenheit beseitigen, Anderes aber für einen andern Moment, als den augenblicklichen, aufsparen zu können und ihm vorerst einen nur provisorischen Aufenthalt in unserer Seele gewähren.

Christus schärft oftmals ein, daß das Größte mit dem Kleinsten zusammenhängt, und fodert uns auf, auch im Kleinen treu zu sein. Er hat Recht, denn der Geist greift ja durch alle Momente seiner Existenz als derselbe productive Grund hindurch, und es ist immer der ganze Mensch, der in allen einzelnen Gedanken, Handlungen, zum Vorschein kommt. Wie oft scheitern wir an Kleinigkeiten, die wir vollkommen in der Gewalt gehabt hätten, die wir aber als unbedeutende Umstände vernachlässigen zu dürfen glaubten und die sich hinterher empfindlich rächen, weil sie uns plötzlich die Seite entgegenkehren,

nach welcher hin sie mit dem Größten, das wir erstreben, in der engsten Verbindung sind.

Gutzkow sagt in seiner „Seraphine" von einem wißbegierigen Menschen: er habe immer examinationsfähiger zu werden gesucht. So müssen wir immer todesfähiger zu werden suchen. Wir müssen uns so einrichten, jeden Augenblick mit Ruhe sterben zu können. Aber das Sterben selber, die Vorstellung des Todes, womit so viele Menschen ganz vergeblich die Zeit verbringen, muß uns zur Nebensache werden.

Ein an Hemiplagie leidender Mann springt in Feuersnoth aus dem Fenster und ist gesund. Könnten wir nicht moralisch zuweilen Dasselbe thun?

Unter den von Feuerbach so meisterhaft erzählten Criminalfällen ist einer, der mir oft beifällt, wenn mein heftiges Temperament mich zu Zornausbrüchen oder andern Uebereilungen hingerissen hat. Sie hat die Ueberschrift: „Verführung des Augenblicks", und erzählt, wie ein junger Mensch wohlgemuth zum Tanz gehen will. Er bemerkt an seinem Stiefel eine aufgetrennte Naht, tritt bei einem Schuhmacher ein, sie zunähen zu lassen, erblickt bei diesem eine silberne Uhr auf dem Tisch, möchte beim Tanz damit prunken, ergreift den Hammer, erschlägt den

Schuhmacher, dessen beide Kinder und seine Frau — in kaum einer Viertelstunde!

Soll man nicht in der Angst der Schönseligkeit, d. h. in der Angst vor dem Egoismus umkommen, so ist uns auch wieder ein gewisser Leichtsinn, eine Kunst der Abstraction vom Vergangenen wie vom Zukünftigen nothwendig, wollen wir anders den Muth des Daseins behaupten.

1 8 3 8.

Ist man schon einmal auf einer gewissen Stufe der intellectuellen oder moralischen Bildung angelangt, so bleibt nur ein Rigorismus des Gehorsams gegen ihre Foderungen übrig, weil er das einzige Mittel ist, zur höhern Stufe, die über der erreichten liegt, vorzudringen. Es ist unmöglich, fortan die Bedingungen zu vergessen, unter denen allein uns die Existenz noch erträglich wird. Jeder Rückfall aus der schon erworbenen Fertigkeit in ein niedrigeres, ausgelebtes Stadium unserer Bildung muß mit Reue, Widerwillen und Ekel gegen uns enden, weil es eine Zerrüttung unsers immer zum Höhern strebenden Menschen ist.

Gleichen wir Menschen, wenn wir uns Termine setzen, von denen ab wir besser sein, edler handeln wollen, um einstweilen noch in dem

Schlendrian unserer süßen Schwachheit hinzuleben, nicht jenem Besoffenen, dem sich die Häuser drehen, der daher stehen bleibt, den Schlüssel aus der Tasche zieht und warten will, bis das seinige vor ihm durchkomme? Dann will er ihn schnell einstecken.

Eine besondere Schwierigkeit für den Umgang ist der Scherz. So Wenige verstehen auf ihn einzugehen. Die Leute wollen im Allgemeinen das Prosaische, Entschiedene, empirisch Brauchbare, gemein Zuverlässige. Sie wundern sich, ob der Scherz unser Ernst sein könne.

Nichts Falscheres, Verunsittlichenderes, als nur mit Bequemlichkeit gut oder gar groß sein wollen.

Gott und der Teufel scherzen nicht. Also scherze auch du nicht mit ihnen.

Zwischen relativer und absoluter Hoffnungslosigkeit ist ein Unterschied qualitativer Art, z. B. wenn ein Gefangener auf der Straße geführt wird, kann er sich noch frei fühlen gegen den Moment, in welchem die Thür des Kerkers hinter ihm zuschlägt. Und der Delinquent im Kerker kann sich noch frei erscheinen gegen den Augenblick, wo man ihn auf dem Schaffot an den Block festbindet.

Die specifisch Frommen betrachten das Beten oft als ein Mittel, ihren Willen bei Gott gegen Gottes Willen durchzusetzen, indem sie hartnäckig so lange anklopfen, bis er öffnen müsse.

Im edelsten, arbeitvollsten Leben kann man doch, wie die Briefe und Confessionen der größten, geistvollsten Menschen darthun, Momente der drückendsten Langeweile haben.

1839.

Wir sind eine individuelle Thätigkeit, aber wir leben auch in der Zeit. Jedes Moment unsers Wesens macht sich daher successiv in einem Moment geltend. Man glaube doch nicht, sich nicht wieder in besondern Stimmungen und Begehrungen antreffen zu können. Was in uns kraft unserer eigenthümlichen Natur möglich ist, hat seinen periodischen Umlauf in uns. Alles hat in uns, wie schon Salomo sagt, seine Zeit. Es supplirt sich und so kommt in den successiven Cyklen endlich immer wieder der ganze Mensch heraus.

Zum Trost für den Leidenden hält nicht aus der pädagogische, daß wir durch das Leiden gereinigt werden; der moralische der Strafe; der teleologische, daß es gerade so für Dies und Jenes habe kommen müssen; der philosophische,

sich auf die in der Natur der Dinge *liegende* Nothwendigkeit zu resigniren; der fromm fatalistische, daß Gott es so wolle — keiner in seiner Einseitigkeit hält aus, sobald das Leiden schwer und langdauernd wird. Indem aber der Mensch in allen diesen Reflexionen sich abwechselnd umhertreibt, stellt sich ihm im Durchschnitt das wirklich Wahre dar.

Es gibt Angewohnheiten, die uns lästig werden und die sich doch so tief bei uns eingewurzelt haben, daß die Kritik uns gegen sie nichts mehr hilft. Sie sind zu Thatsachen in uns geworden, die sich, willkommen oder unwillkommen, mechanisch aufdrängen. Wenn ich z. B. auf meiner Stube zufällig mein Taschentuch suche, so muß ich dabei jedesmal an den Hofrath und Professor Aenesidemus Schulze in Göttingen denken, der nämlich sehr wenig ausging. Um sich nun im Hause zur Bewegung zu zwingen, hatte er sein Taschentuch in einer Nebenstube liegen und mußte also, sich seiner zu bedienen, immer aufstehen.

Ich gehöre zu den intuitiven Menschen. Durch Gedankenrechnerei werde ich nichts herausbringen. Bei mir geht die blitzartige Anschauung des Ganzen der Hingabe an die Einzelheiten voran. Ich bin aber deshalb auch von Stimmungen abhängig und kann ohne ein gewisses lyrisches, wiewol sächliches Pathos nichts arbeiten.

Menschen, welche viel thun, müssen sich auf Tadel gefaßt machen, denn, was sie auch thun, es wird nach irgendeiner Seite hin mangelhaft sein, es wird, als Erscheinung, irgendwelchen Widerspruch wach rufen. Nun gibt es heutzutage viel Menschen, die gar nichts thun. Diese vorzüglich sind Virtuosen im Tadeln. Sie sind immer aufgelegt, dem Handelnden schon sein Handeln überhaupt vorzuwerfen. Sie selbst sind im schlechtesten Sinn die Tadellosen, denn sie geben sich nach keiner Seite hin preis, bleiben schuldlos, unparteiisch, geschichtlos.

Usurpationen der Charlatanerie, wie sie jetzt in der Literatur durch die künstlichen Schilderhebungen der Journalistik von den Emporkömmlingen einem Börsenspiel ähnlich gemacht werden, helfen nichts. Nur das Echte wirkt, dauert, siegt.

Göttlicher Geist, du erhörst mein Gebet, denn um dich ja nur fleh' ich,
Daß in Gemeinschaft mit dir ich dir vollende mein Thun.

Das Gemeine als das Gemeine sehen, ist etwas. Das Gemeine in seinem Zusammenhang mit dem Höhern sehen, ist mehr. Es aber deswegen doch nicht gelten lassen, ist das Rechte.

Der größte Virtuos im Uebersetzen ist unstreitig Gott. Wenn ein neidischer Selbstling heuchlerisch zu uns sagt: „Ich freue mich herzlich über Ihr Glück!“ so übersetzt er sich dies in ein: „Ich wollte, dich holte der Teufel!“ Und wenn ein ehrlicher Kerl in einer Mislage alle zehntausend Teufel zusammenflucht und ein Pelotonfeuer mit Donnerwettern und Schockschwerenöthen eröffnet, so übersetzt er sich das in die Worte: „Lieber Vater im Himmel, schick mir doch gleich eine Legion Engel zu Hülfe.“

Es wird uns gar nicht schwer, Sünden, die wir an Andern verdammen, mit Leichtigkeit selber zu begehen.

In einem sorgenvollen vielbewegten Leben wird es uns zu einer großen Hülfe, unsere Situationen auch komisch auffassen zu lernen. Wir entlasten uns durch solche Kunst der anspruchvollen Gravität, mit welcher wir uns unser Dasein oft erschweren, können recht herzlich über unsere Noth und Verlegenheit und Wichtigthuerei lachen, und ertragen dann auch das Harte, Widrige mit heiterm Muth.

1840.

Einigen Witz zu haben, ist für das Fortkommen in der Welt nicht gerade ein Glück, denn

die Platten, Ungebildeten und pietistisch Befangenen, aus denen doch heutzutage die Majorität der Masse besteht, sehen im Witz gewöhnlich nur eine Bosheit und goutiren ihn nur, wenn er ihre Gegenpartei persiflirt.

Das Größere enthält auch das Kleinere, das Höhere das Niedrigere in sich. So kann die Ehe die Ehelosigkeit, die Liebe den Cölibat in sich schließen in der Art, daß entweder die Kränklichkeit der Frau oder des Mannes, oder daß die Schwierigkeit der Kindererziehung in unserm bedürfnißvollen und kostspieligen Leben die Abstinenz zur Pflicht machen.

Weil wir entschlossen sind, nicht wieder zu fehlen, dürfen wir noch nicht erwarten, nicht wieder zu fehlen. Geschieht es aber, so muß man sich wenigstens sagen können, daß das Streben, nicht fehlen zu wollen, in uns nicht intermittirt habe. Denn in diesem Fall werden wir uns wieder beruhigen können. Wir wurden dann von dem Nichtseinsollenden gleichsam überrascht. Nicht der Vorsatz, nur die Schwäche, nicht die Absicht, nur die Unbewachtheit, ließ uns gegen unsern Willen treulos werden. Leider aber werden wir bei schärferer Selbstbeobachtung in den meisten Fällen, in denen wir uns als Fehlende betreffen, inne werden, daß wir schon vorher im Geheimen, gleichsam hinter dem Rücken unsers Gewissens, unsere Einwilligung zum Fehlen uns

zugestanden und uns dazu als zu einem Genusse prädestinirt hatten.

Im Decemberheft des diesjährigen Tholuck'schen „Anzeiger" steht eine Schilderung meiner Persönlichkeit, die mir wahrhaftig nicht schmeichelt und mir unter Anderm „einen universalistischen Lebensrausch" zum Vorwurf macht. Universalistischer Lebensrausch? Was soll das heißen? Ich könnte mir das so auslegen, daß am Ende damit gemeint sei, was ich die Poesie meines Lebens nennen würde. Aber es soll einen Tadel ausdrücken, und so kann es ein Uebermaß meiner Empfänglichkeit und leicht zum Enthusiasmus aufflammenden Erregbarkeit bezeichnen. Oder es soll auch, da der Vorwurf von einem Theologen kommt, und da ich ein Hegelianer bin, eine obligate Anspielung auf Pantheismus darin enthalten sein. Mir fällt unwillkürlich dabei ein, daß vor einiger Zeit im Mundt'schen „Piloten" über meine „Geschichte der Kant'schen Philosophie" gesagt war, sie sei eigentlich ein Kunstwerk von wahrhaft dramatischer Anlage und oft wie in einem „Rausche" geschrieben. In einem Rausche geschrieben? Guter Gott, in was für einen wol? Sieben bis acht Monate hindurch, während meine Frau todtkrank lag und ich mit tausenderlei Noth, Sorge und Ungemach zu kämpfen hatte, war die Ausarbeitung jener Geschichte meine Errettung von dem häuslichen Jammer, mein Empyreum, in das ich mich flüchtete. Ist

in jener Geschichte ein berauschendes Element, so kann es wahrhaftig nur das des Platonischen Enthusiasmus sein.

Eine große Wohlthat des Lebens besteht darin, daß schwere, wichtige Veränderungen, die unsere Phantasie das erste mal, daß wir sie uns vorstellen, mit Aufruhr erfüllen, allmälig herankommen. Tausend Kleinigkeiten führen uns gemach in die neue Realität ein und ehe wir es uns versehen, sind wir mitten darin. Was noch vor vier Wochen uns als fremd, seltsam, wol gar unmöglich anmuthete, das ist uns nun schon geläufig geworden, und die bekannte Dienstfertigkeit unserer Reflexion zögert vielleicht schon nicht, uns die Nothwendigkeit des andern Zustandes wol gar zu construiren.

In der Geschichte der Wissenschaften unterscheidet man bekanntlich drei Epochen, in denen sie sich periodisch zu verlaufen pflegen. Eine erste Epoche ist mit der Sammlung und ungefähren Sichtung des Materials beschäftigt. Eine zweite ist die der künstlichen Systeme. Sie erfindet Principien, die zwar nicht absolut falsch, aber doch einseitig sind, und zwängt das Material unter dieselben ein. Es entsteht eine Ordnung, ein Schematismus, eine Einheit, ein Zusammenhang. Aber es entsteht auch ein Kampf der verschiedenen Systeme, deren jedes von seinem Stand-

punct aus mit den übrigen in Conflict geräth, weil keins vom Begriff der vollen, der totalen Wahrheit ausgeht. Endlich folgt die letzte Periode, die der sogenannten natürlichen Systeme, welche den Begriff der Sache von innen heraus zu fassen suchen. Mit diesem Gange der Wissenschaft möchte ich auch den unsers moralischen Lebenslaufes vergleichen. Erst machen wir mannichfaltige Erfahrungen. Dann folgt eine Zeit, in welcher wir geneigt sind, uns Grundsätze zu bilden, die, unsern Erfahrungen gemäß, uns am zweckmäßigsten leiten sollen. Aber Grundsätze sind noch keine Principien. Der Gehorsam gegen unsere Maximen muß uns in Widersprüche verwickeln, ähnlich wie die künstlichen Systeme gegeneinander und gegen die Natur streiten. Aus solchem Drangsal kann uns zuletzt nur ein natürliches System des Handelns retten, wie so viele Philosophen in Zeiten ethischer Verwirrung das Panier aufpflanzten, daß man der Natur gemäß leben müsse. Aber für den Geist ist nicht die Natur ohne weiteres das Princip, vielmehr sein Wesen, seine Natur. Hier liegt noch wieder der Quell vieler Verirrungen. Das natürliche System unsers Handelns ist nicht das einer cynischen oder idealisirten Natürlichkeit. Es ist das, welches uns die Freiheit des Geistes zur Nothwendigkeit macht, wenn wir „reines Herzens" sind.

Unser schlimmster Feind ist die der Schwäche günstige Gelegenheit. Wie ein kalfatertes, neube-

takeltes Schiff laufe ich heute Morgen mit gereinigter Seele wieder auf das Meer des Lebens aus, und vielleicht heute Abend schon habe ich mit einer Dummheit oder Unlauterkeit wieder Schiffbruch gelitten.

Daß unsere Sünden feinere, glattere, freundlichere, ich möchte wirklich mit gutem Fug sagen, tugendhaftere Formen annehmen, kann uns doch nur eine zeitlang täuschen, bis wir uns diese eleganten, sophistischen Formen der Verstellung, der Nothlüge, des sogenannten Misverständnisses und Irrthums, angeeignet haben. Die Intensität des Sündigens wächst eigentlich mit dieser Verfeinerung und somit nimmt unsere Schuld eher zu, als daß sie sich verminderte.

Jede extreme Scene treibt in unserm Leben ihre Gegenscene hervor, eine frivole eine devote, eine übermüthige eine demüthigende, eine heuchlerische eine entlarvende.

Ein beängstigendes Gefühl für mich ist die positive Unmöglichkeit, so vieler Liebe, als mir von den Menschen entgegenkommt, nicht dankbar genug mich erweisen zu können. Dieser besucht mich so freundlich; Jener schenkt mir ein Buch, das er geschrieben; ein Dritter ladet mich zu sich; ein Vierter dankt mir in einem Briefe für den

Genuß, den ihm meine Schriften gewährt haben u. s. w. Wie gern möchte ich allen diesen Guten zeigen, daß ich ihre Liebe tief fühle, aber Zeit und Kraft reichen nicht hin, meiner an sich innigen Anerkennung Ausdruck zu geben, und so werde ich denn wol nicht Wenigen, die sich mir umsonst zu nähern versucht haben, sogar kalt erscheinen müssen. Gott wird mich absolviren.

Ich glaube ohne Selbstbelügung von mir sagen zu dürfen, daß ich ein wahrhaftiger Mensch bin, daß ich die Wahrheit liebe und auch einigen Muth habe, sie nicht zu verhehlen. Dennoch betreffe ich mich nicht zu selten auf Aeußerungen, derenthalber ich hinterher mir zürne, weil sie nicht völlig wahr sind. Sie sind nicht unwahr, aber sie sind auch nicht so wahr, wie sie, wenn ich meine Darstellung kritisire, sein sollten.

Besonders gerathe ich in diesen Fall, wenn ich Dasselbe verschiedenen Personen, deren Eigenthümlichkeit mir bekannt ist, erzähle. Wie oft bin ich mir da nicht hintennach zweideutig erschienen, ohne daß ich es habe sein wollen. Die Modificationen stellten sich mir bei dem Sprechen ganz unmittelbar ein.

Verglich ich die Verschiedenheit der Darstellungen, die ich gemacht, so konnte ich wahrnehmen, daß ich bei der einen mehr die Sache, bei einer andern mehr die zufälligen Umstände derselben, bei einer dritten mehr die äußere Form der Erscheinung, bei einer vierten mehr die innere

Bedeutung eines Hergangs betont hatte, und daß diese Verschiedenheit der Individualität der Personen, mit denen ich gesprochen, sehr wohl angepaßt war.

Diese Accommodation ist bei mir nicht Werk einer überlegten Absichtlichkeit. Sie ist eine unbewußte That meiner lebhaften Anempfindung. Diejenige Darstellung der Sache, die mich selber hätte befriedigen können, würde jene Verschiedenheiten vereinigen müssen.

So weit, könnte man sagen, sei ja noch nichts Schlimmes dabei; ja, man könnte behaupten, daß es ungeschickt sein würde, anders zu verfahren. Allein die Gefahr kommt noch. Indem ich mich in den Gesichtskreis des Andern stelle und auf ihn eingehe, nimmt meine Individualität auch wol die Färbung des Standpunctes an, den ich als den eigenthümlichen des Andern kenne. Hiermit aber tritt ein Urtheil in die Darstellung, welches den Andern verleiten kann zu glauben, daß ich seinen Standpunct theile. Nicht selten ist dies der Fall, oft aber auch nicht. Dies ist denn der schwierige Punct, die rechte Grenze inne zu halten, zumal in unserm conventionellen Leben, das uns soviel Rücksichten der Discretion und Artigkeit auferlegt, wenn wir Andere nicht verletzen wollen.

Kant hat in der Casuistik seiner Tugendlehre diese Verlegenheiten der Wahrhaftigkeit auch einmal berührt. Wenn die mittelalterige und antike Askese für solche Fälle das Schweigen anzurathen geneigt sind, so würde dieser Rath uns

jetzt nichts mehr frommen. Mit echt modernem Geist empfiehlt Kant da, wo wir anderer berechtigter Gründe wegen unser Urtheil zurückhalten oder wenigstens nicht geradezu sagen wollen, den Witz, aber, setzt er selber sogleich sehr richtig hinzu: wer hat den Witz immer bei der Hand?

1842.

Vor Gott rechtfertigt uns nicht der Bettelsack unserer Schwächen und Fehle, noch die volle Börse unserer prompten guten Werke, sondern allein das Gebet des Glaubens: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!“

Wiedergeburt! Himmlischer, entzückender, Seele und Leib mit Schöpfergewalt durchdringender Gedanke. Durch ihn, nicht durch seine Mythologie, ist das Christenthum die absolute, einzig wahre Weltreligion, die Religion des Geistes.

Wir sind Narren mit unserer hypochondrischen Selbstquälerei. Oft, wenn wir es schlecht gemacht zu haben wähnen, bin ich überzeugt, daß wir es mit aller Absicht und Mühe nicht hätten besser machen können; und umgekehrt, wenn wir es geflissentlichst darauf angelegt haben, es so recht aus dem Grunde schön und trefflich zu machen und unsere allerhöchste Zufriedenheit zu ver-

dienen, verpfuschen wir nicht selten Alles aufs gräulichste und machen vor Gott und Menschen Fiasco.

Ich bin mir bewußt geworden, daß in mir beständig zwei Perioden abwechseln, die eine eine naturwüchsige, radicale, productive, unternehmende, zuletzt in den Leichtsinn überschwankende; die andere eine kritische, vom Begriff der Bildung getragene, skeptische, gegen meine Kraft mistrauische, zaudernde, vor dem Handeln endlich ganz in die Betrachtung zurückfliehende. Dort muß ich den Ungestüm des drängenden Naturgeistes zügeln, hier muß ich verhindern, daß ich mich nicht in Unzufriedenheit mit meiner Geschichte und meinem Thun bis zur Nergelei und Thatlosigkeit vergrolle. Die schönsten und seltensten Momente meines Lebens sind, wie sich von selbst versteht, die, in welchen die unbewußt thätige Kraft meiner Natur sich mit der Kunst meiner schon erworbenen Bildung zu Einem Act vereinigt.

Ist nun aber diese ganze Selbsterkenntniß etwas Anderes, als was im Grunde, mehr oder weniger, alle Menschen an sich erfahren?

Bevor wir produciren, können wir uns viel über uns einbilden. Das Produciren dagegen deckt uns unsere Einseitigkeit, die Grenze unsers Vermögens auf. Glücklich, wenn wir in unserer Selbsterziehung derselben inne werden, denn ge-

schieht dies nicht, so wird es die Welt nicht daran fehlen lassen, uns mit dieser Grenze bekannt zu machen. Es gibt Menschen, die so sehr in ihre Individualität gebannt sind, daß sie für Alles, was sie hervorbringen, schwärmen. In ihrer Selbstanbetung sind sie unfähig, die Schwächen, Mängel, Verirrungen ihrer Productionen einzusehen. Was sie hervorbringen, gilt ihnen für vollendet. Haben sie nun mit ihren Erzeugnissen nicht den erwarteten Erfolg, findet das Publicum dieselben gewöhnlich oder verfehlt, so glauben sie sich verkannt und werden oft sehr unglücklich. Sie können sich nicht überzeugen, daß die Schuld in ihnen liegen solle, weil sie sich nicht über sich zu erheben im Stande sind.

Uns Menschen verlockt das Glänzende. Christus hat aber Recht, wenn er Treue bis ins Kleinste hin fodert. „Du bist treu gewesen über Kleines, ich will dich setzen über Größeres.“ Die unscheinbaren Tugenden des Fleißes, der Ordnung, der Pünctlichkeit, der Wahrhaftigkeit, sind uns am schwersten. Genial zu sein, reizt uns mehr, als gewissenhaft zu sein.

Das letzte aufrichtige Resultat der Betrachtung meines Schicksals ist immer, daß es unendlich glücklicher ist, als ich es verdiene. In den vielen Leiden, die ich durchgekämpft habe, erkenne ich sehr wohl die Gerechtigkeit Gottes,

aber in der Art und Weise, wie sie zu überwinden gelungen, noch mehr seine Gnade.

Reiß dir das Herz aus der Brust, so greifst du die Wahrheit mit Händen!

Erst wünscht man sich ein begebenheitenvolles, womöglich abenteuerliches Leben. Wird man aber älter, hat man eine Frau, Kinder, einen Hausstand, ein Amt, so strebt man dahin, so wenig Geschichte als möglich zu haben. Man ist in angustiis rerum recht zufrieden, wenn die Leute von uns eben nichts Sonderliches zu sagen wissen.

In Paris sagt man von einem Menschen, der die Bewegungen der conventionellen Welt nicht mit durchmachen kann, weil ernste Arbeiten ihn an sein Pult oder an sein Atelier fesseln, er sei un peu sauvage. Als ein solcher sauvage komme ich mir jetzt der hiesigen Gesellschaft gegenüber vor. Ich habe mich fast aus allen Kreisen zurückgezogen.

Fange man nur erst an, sich zu kritisiren, so wird man immer, thut man's gründlich, mit einem Sünden- und Stümperbekenntniß endigen müssen, gegen dessen Qual dann kein anderes Mittel verschlägt, als das resolute Experiment des Bessermachens.

Unsicherheit im Denken und Wollen, durch Reflexion entstanden, läßt sich auch nur homöopathisch durch Vollendung der Reflexion aufheben.

Das Gemeine, Triviale, Widrige peinigt mich oft unsaglich und es entsteht bei mir, wenn es mich berührt, die Neigung, es zu ignoriren und mich ihm zu verschließen. Allein ich halte das für eine Schwäche, denn ich erkenne es dadurch als eine Macht an. Ich muß den Muth haben, das Negative auch in seiner häßlichsten Gestalt anzuschauen. Theoretische Condescendenz ist etwas ganz Anderes, als praktische Accommodation.

Die allgemeinen Gegensätze einer Zeit kennen wir. Wir wissen auch, daß sie im Verlauf ihrer Existenz extreme Individuen und extreme Situationen hervorbringen. Aber die Art und Weise, wie dieselben die Auflösung des Widerspruchs entwickeln, bleibt das Geheimniß der Geschichte; trotz alles Vorherwissens und Vorherberechnens können wir die Modalität nicht vorherbestimmen. Sie ist das Ueberraschende, das Neue, Sinnige, Witzige im Proceß des Geschehens. Wir können wol noch im Allgemeinen sagen, daß Glück und Unglück den Menschen von der Seite her zu treffen pflegen, von welcher aus er sie am wenigsten ahnt, allein der Schlag selbst erreicht uns eben unvermuthet. Pompejus war schon in das Schiff gestiegen, das ihn an das Ufer von

Alexandrien bringen sollte, und auf dieser Ueberfahrt, gegen all sein Erwarten, wurde er ermordet.

Der Herzog von Orléans hatte sich geübt, aus dem Wagen currente rota zu springen. In der Zuversicht zu dieser Fertigkeit sprang er auf der Allee von Neuilly aus dem Wagen, den die wildgewordenen Pferde schleiften — und fand den Tod.

Eine tüchtige Krankheit ist wie ein derber Felsen, den man mit Pulver in die Luft sprengen kann. Unsere moderne Kränkelei aber ist ein Spinnengewebe, worin die bodenlose Selbstsucht, die wir Nervenleiden betiteln, sich unnahbar einhüllt und woran Stahllanzen zersplittern.

Das Christenthum hat ganz Recht. Wiedergeburt ist ohne μετανοια, d. h. ohne Umdenken unsers bisherigen Bewußtseins, nicht möglich.

Ce n'est que le premier pas, qui coûte! sagt man gewöhnlich vom Bösen. Warum denn aber nicht auch vom Guten? Will man in die Höhe, so ist jedoch der erste Schritt immer nur der unterste und man muß sich nicht einbilden, mit ihm schon auf dem Gipfel zu sein.

Die Sprache Christi hat etwas Unwiderstehliches, Packendes. So sagt er z. B., daß das Gericht über uns komme, wie ein Dieb in der Nacht. Wie treffend, wie allverständlich! Die Schicksalsprobe schickt uns vorher keine Visitenkarte.

Als Basis dürfen wir den Naturalismus unserer Individualität nicht aufopfern, denn in ihm liegt unsere productive Kraft, aber als Princip dürfen wir ihn nicht behandeln.

Ich wohne diesen Sommer wieder auf dem Lande. Ich fühle wieder, wie glücklich ich in diesem Zustande bin und würde es mir nie besser wünschen. Morgens die Zeitung; dann Arbeit; Nachmittags eine spielende Unterhaltung mit den Kindern; dann ein Gang nach dem Walde und vor Schlafengehen noch eine Lectüre in einem guten Buch. Es ist das Ideal meines Lebens. Oft, oft werde ich mich nach diesen stillen Tagen zurücksehnen.

Das Schwere in der Bildung ist, mit der Zeit mitgehen, ihre Veränderungen zu den unserigen machen und doch zugleich in uns nicht das ewige, göttliche, von der Zeit unabhängige Ideal verlieren.

Es ist merkwürdig, daß in unserm gewöhnlichen Umgang das stumme Insichsein Bösesein

genannt wird. Wir sagen, daß Jemand wol auf uns böse sein müsse, weil er gar nicht mehr mit uns spreche. Auch das zum Zorn reizen nennen wir böse machen. Das Bösesein als Sichnichtäußern, als Schmollen, ist das scheinbar ganz harmlose, inactive, aber furchtbarste Mittel, wodurch Menschen, die unmittelbar miteinander verkehren müssen, einander bezwingen. Das boudoir, den Schmollwinkel der Weiber, hat gewiß des Teufels Großmutter erfunden. Was die Glut der Hölle nicht zerschmilzt, zerschmilzt vor dem stummen Bösesein.

In jedem Individuum steckt ein constanter Zug, der sich in allen Lagen seines Lebens reproducirt, zuweilen potenzirt, zuweilen depotenzirt. Die Consequenz dieses Zuges ist der Grund, daß uns Andern, wenn wir das Leben eines Menschen in einer Reihe von Jahren überblicken, dasselbe so äußerst gleichförmig vorkommt. Immer kommt der Eine zu spät, der Andere zu früh; immer wird der Eine reicher, der Andere ärmer; immer lebt der Eine mit seiner Umgebung in Frieden, der Andere in Entzweiung u. s. w. Das Individuum selber bekommt die letzte Ursache solcher Eigenheit nicht in seine Gewalt und bringt daher sogar gegen sein Wissen und Wollen doch wieder Dasselbe hervor.

Das Glücklichsein ist ein so seltener, so zarter Zustand, daß wir, wenn es uns einmal so

wohl wird, mit Recht eine Scheu haben, es uns und Andern einzugestehen.

Im Mannesalter rächen sich alle Fehler der Jugend. Wie im Leiblichen der Organismus in dieser Periode zu zeigen hat, ob er aus der Jugend die Kraft als virtus inexhausta herüberbringt, so auch sehen wir im Geistigen uns durch die Mängel und Unvollkommenheiten unserer Jugendbildung gehemmt. Da fehlt es uns an einer Kenntniß oder Fertigkeit, die wir hätten erwerben sollen; dort ist es eine üble Gewohnheit, die wir uns angeeignet haben; hier schleppen sich uns persönliche Misverhältnisse nach, in die wir leichtsinnig hineingerathen sind u. s. w. Die Summe aller dieser Factoren ist dann das Schicksal, auf einer niedrigern Stufe stehen bleiben zu müssen, als es unserer Anlage nach nothwendig wäre.

„Sie haben sich doch durch diesen Schritt sehr geschadet."

Gewiß, mein Herr, aber um nicht Schaden zu nehmen an meiner Seele.

Es gehört zur Religion, unsere empirischen Menschen periodisch zu vernichten, abimer, in den Abgrund des Nichtseins zu werfen, uns von unserer Verendlichung radical zu befreien. Von Zeit zu Zeit müssen wir Alles, was wir gethan

haben, was wir geworden sind, im Guten wie im Bösen, als ein Nichts setzen und in Gott mit Gott einen frischen Lebenslauf beginnen. Von dem Druck unserer Geschichte abstrahirend, müssen wir uns gleichsam zum paradiesischen Adam machen.

Wenn wir uns rasiren, nehmen wir uns wohl in Acht, uns nicht zu schneiden; wenn wir Fische essen, nicht eine Gräte in den Hals zu bekommen; wenn wir etwas bezahlen, nicht uns zu verzählen; wenn wir auf Glatteis gehen, nicht fehl zu treten u. s. w. Und im Sittlichen, also in Angelegenheiten, über die hinaus es keine wichtigere für uns gibt, wollten wir uns Achtlosigkeit erlauben? Das sei ferne.

Eine schwere Kunst im Leben ist es, schon getödtete Verhältnisse nicht wieder aufleben zu lassen. Wir bereden uns zuweilen, daß wir doch schon aus Höflichkeit, aus Wohlwollen, selbst aus Dankbarkeit, ein Entgegenkommen Anderer, mit denen wir einmal abgebrochen hatten, erwidern müßten. Allein in der Regel (denn Ausnahmen wird es natürlich auch hier geben) werden wir erfahren, daß nur elende Halbheiten aus solchen Versuchen herauskommen, die unsere Gesinnung verderben.

1843.

Schlechte Gesellschaften verderben gute Sitten, aber langweilige auch.

Können wir selber es wissen, wenn wir den uns von Gott und dem Schicksal vergönnten Höhenpunct unsers Lebens erreicht haben?

Eine reifere Bildung können wir wirklich auch nur dadurch gewinnen, daß wir länger leben. Wir müssen uns mehrmals selbst absterben und überleben können, um, nach dem Untergang ganzer Weltanschauungen in uns, uns zu noch höhern Stufen zu erheben. Die „überwundenen Standpuncte", wie wir heutzutage zu sagen pflegen, sind deshalb nicht zu Nichts geworden, sondern haben nur die einseitige Schärfe verloren, die sie nothwendig besitzen müssen, solange sie uns noch als unmittelbare Gegenwart beherrschen und unsern Affect erregen. Sie werden in uns zu Seelen, die in uns immerfort eine ideelle Auferstehung feiern.

Eine Sprache ist doch unendlich reich. Heute auf einem Spaziergang um die Sternwarte traf ich mit dem ältern Herrn Bon zusammen. Er ist ein merkwürdiger Mensch. Er ist ein geborener Thüringer, durch Schubert, als derselbe Professor

in Erlangen war, dem Pietismus, durch Campagny in der Schweiz dem Gichtelianismus zugeführt. Er besitzt sehr interessante Sachen aus diesem Kreise, Manuscripte von Gichtel und Ueberfeld, einem Kaufmann, der Gichtel commentirt hat. Von Ueberfeld's Porträt hat er ein schönes Oelbild. Von Jakob Böhme's Porträt besitzt er ein trefflich gearbeitetes Wachsbild u. dergl. m. Zuweilen unterhalte ich mich mit solchen Mystikern sehr gern. Wenn dieser alte Herr Von von der Magie, von dem essentiellen Wissen, von dem metallischen Erkennen, vom astralischen Rapport, von der Meinheit u. s. w. zu reden anfängt, kann er mich damit, so unglaublich das Manchem vorkommen dürfte, nicht blos unterhalten, sondern ordentlich erbauen. Da ich in Jakob Böhme's Schriften nicht ganz unbelesen bin, so kann er mit mir in seiner wunderlichen Terminologie reden, die bei Andern unangebracht wäre. Heute aber verstand ich ihn einmal erst ganz und gar nicht. Wir hatten von den Störungen gesprochen, die von außen her unsere Arbeiten kreuzen, unsere Stimmungen unterbrechen. Er empfahl mir dagegen die Unannehmlichkeit. „Unannehmlichkeit?" fragte ich. „Ich verstehe Sie nicht. Die Störungen allerdings sind oft sehr unangenehm."— „Nein", sagte er, „Unannehmlichkeit nennen wir bei uns, wenn wir uns einer Sache nicht annehmen, sie als unserer Essenz fremd von uns ausschließen, sie mit ihrer Turba unsere Constellation nicht irritiren lassen. Das ist die Unannehmlichkeit, die uns vor der Gewalt des

Fremden schützt und uns in der Tinctur unsers eigenen Astrums bleiben läßt."

Für unsere Eitelkeit ist es freilich eine sehr niederschlagende Beobachtung, wie schnell ein Mensch, wenn er gestorben ist, vergessen wird. Aber es ist in der Ordnung, weil das wirkliche Dasein sich immer in eine Zukunft hinüberarbeiten muß. Die Schnellkraft des Vergessens beweist daher die Gesundheit des allgemeinen Lebens, das dem Todten sich hinzugeben nicht Raum und Zeit hat.

Man wundert sich oft, daß Selbstmörder noch am Tage ihres Todes bis eine Stunde, bis wenige Minuten zuvor heiter erscheinen, sogar Gesellschaften besuchen können. Ich begreife dies vollkommen. Einmal ist es eine List, ihre Umgebung zu täuschen. Sodann aber nehmen sie sich durch den Entschluß zu sterben das Gefühl, für ihre letzten Tage und Stunden Jahre hindurch die Verantwortlichkeit tragen zu müssen. Und so können sie sogar leichtsinnig, genußsüchtig werden.

Sein Brot ehrlich zu verdienen und keine Schulden zu machen, ist in unsern ökonomisch bedrängten Zeiten schon die halbe Moral. Der unzureichende Erwerb und die ihm folgenden Schulden, sowie das mit solcher Nothlage sich erzeugende Elend, ruiniren den moralischen Menschen

durch jene tausendfachen Misstände, die wir im Deutschen „Verlegenheiten" nennen. In Verlegenheit sein heißt kein Geld haben. Eine Krisis kommen sehen, heißt die Aussicht auf diesen Zustand. Noch werden viele Menschen durch falsche Scham abgehalten, sich ihren Unterhalt selbst zu verdienen, weil die Art der Arbeit, zu der sie sich entschließen müßten, ihnen nicht standesgemäß vorkommt. Ich rechne dahin zwei Drittel der sogenannten verschämten Armen, Leute, die nach außen hin formell noch ganz respectabel auftreten, auch wirklich oft, bei Licht besehen, ganz gemächlich leben, die aber die Mittel ihrer Existenz unaufhörlich von Andern zusammenbetteln. Das ist das große Voraus Nordamerikas, daß in ihm die Arbeit geheiligt ist, Niemand sich ihrer schämt, worin sie auch bestehe, während bei uns das Bettlerthum die Prätension macht, als eine Art von Heiligenstand geehrt zu werden. Armsein und Unglücklichsein sind für uns identisch geworden, während man früher urgirte, daß man zwar arm, aber doch glücklich sein könne.

Ist man Schriftsteller, so gebricht es Einem nicht an Gelegenheit, die buchstäbliche Wahrheit des Schriftworts zu erfahren, daß wir Rechenschaft geben müssen von jeglichem Wort, welches wir durch die Presse reden. Was der eine Recensent uns noch nicht aufgerückt hat, wird schon ein anderer aufnehmen, und oft wird uns ein Versehen, ein Fehler, eine Unbesonnenheit durch

das ganze Leben hindurch Schwarz auf Weiß nachgetragen.

Wenn man so, wie ich, der Welt nach vielen Seiten hin ausgestellt ist, so ist es natürlich, daß man sich mit den Urtheilen, die man über sich hört und liest und in Betreff der nächsten Umgebung, die sich nicht bestimmt äußert, fühlt, auszugleichen und seinen Schwerpunct wiederzugewinnen sucht. Man hat mich nun getadelt, daß ich so entschieden gegen Schelling, der ja der Schwager des Ministers Eichhorn geworden, herausgetreten sei. Nun tröste ich mich damit, daß, hätte ich geschwiegen, dieselben Leute mich ebenso wol meines Schweigens halber getadelt hätten.

1844.

Oefters lege ich mir jetzt im Tumult der politischen und religiösen Parteien, der mich umbraust und bald mit dieser, bald mit jener Person auch leibhaftig über meine Schwelle an mich herantritt, mich, den Philosophen zur Theilnahme an irgendeinem Schritt zu werben oder mindestens mein Urtheil einzuholen, öfters lege ich mir die Frage vor, ob ich nicht aus Opposition gegen das Rococounwesen unserer Zeit, mit Leo zu reden, in die Oede des Aufkläricht verfallen bin und die Romantik auch in ihren positiven Elementen verkenne? Ich frage mich so besonders seit meiner „Abhandlung über Ludwig Tieck

und die romantische Schule", die ich im Frühjahr 1838 in den „Halleschen Jahrbüchern" habe abdrucken lassen, weil ich nicht leugnen kann, daß dieselbe die Grundlage ist, von welcher Ruge und Echtermeyer in ihrem berüchtigten Manifest gegen die Romantik ausgegangen sind, nur daß sie Das, was bei mir Negatives vorkommt, in ein fanatisches Extrem getrieben haben. Bei einer solchen Prüfung meiner selbst komme ich aber auf das bestimmteste zu dem Resultat, daß ich Das, was ich die Wahrheit der Romantik nennen möchte, sogar lebendiger, als in meiner Parcivalisch sehnsüchtigen Jugend in mir fühle. Die uneigennützige Freude an der Natur, die humoristische Auffassung unsers Kleinlebens, die Poesie der Geschichte, die Ehrfurcht vor den sittlichen Mächten des Lebens, die tiefe Empfindung für die Schönheit des Cultus, lebt in mir reiner, selbstbewußter als sonst. Nur die Illusionen der „blöden Jugendeselei", wie Heine sagt, sind verschwunden. Das ist aber ein unvermeidliches Schicksal für alle Illusionen, wenn man 40 Jahre alt wird.

Für unser praktisches Verhalten besteht eine unendlich wichtige Erkenntniß darin, daß wir zwar unser intellectuelles und moralisches, nicht aber unser psychisches Verhältniß zu Jemand ändern können, in dessen Folge wir uns nicht nur apathisch, antipathisch oder sympathisch verhalten, sondern auch in eine Beziehung der Herrschaft zu, oder der Abhängigkeit von einem Andern

treten. Reflectirend verhalten wir uns daher zu Personen oft umgekehrt, als in ihrer Gegenwart, durch welche sie nämlich uns wirklich psychisch mit ihrer Individualität inficiren und verwandeln. Das Reflectiren hilft uns wenig gegen die Macht des unmittelbaren Seins.

Ich möchte für meine dermalige Lage den Tacitus parodirend sagen: „Rara temporum felicitas, ubi, quae sentimus, reticere licet."

Ich habe nun schon so viel und so Vielerlei erlebt, so viel Gegenden, Lebensarten, Menschen, Verhältnisse, Glück und Unglück kennen gelernt, daß mich zuweilen eine tiefe Niedergeschlagenheit ergreift. In manchen Augenblicken kommt mir die Welt schon so auserfahren vor, daß ich vor einer Erweiterung meiner Anschauungen ordentlich zusammenschauern kann. Wäre ich ein Katholik, würde ich sagen, ich sei klosterreif. Aber ich muß dieses Bewußtsein, mit der Breite der Welt gesättigt zu sein, anders nehmen. Ich muß es zur Basis machen, in die Tiefe zu gehen. Ich muß mich zum Begriff des empirischen Chaos erheben, dessen zahllose Bilder in meiner Seele schweben. Ich muß erkennen, daß ich nun erst recht zu philosophiren anfangen kann.

So Vieles in der Welt ist an und für sich gar nicht böse, aber wir machen es dazu und

verderben uns den heitern, unbefangenen Genuß hauptsächlich durch Zweierlei. Einmal wenn wir schon in einem Element gesündigt haben, denn alsdann quält uns die Erinnerung an unsere Schuld; oder wir möchten in einem Element sündigen, so macht uns das in uns heimlich schon vorhandene Böse, die Möglichkeit zur Sünde, unruhig, unsicher.

Es ist wirklich eine Komödie, Leute, die notorisch gar nichts thun, mit ernsten Mienen von der Pflicht reden zu hören, sich eine Erholung schaffen zu müssen.

Man kann die Tugend wol als langweilig verspotten. Man kann die Tugendeitelkeit verspotten, die sich mit ihren Entsagungen, ihren Kämpfen und Siegen pharisäisch genug thut. Aber die Tugend selbst, haben wir sie einmal als unsere entschiedene Pflicht erkannt, muß man ohne alle Sophisterei bei sich durchsetzen, scheine sie auch der kurzweiligen Sünde gegenüber noch so langweilig und wüßten wir sogar, daß man, nach dem Schein der Umstände, sie uns gar nicht zutraue.

Lange und vielseitige Lebenserfahrung soll uns zwar tolerant, nicht aber indifferent machen.

Prediger sollten sich hüten, die Demuth des Christenthums so zu interpretiren, als solle uns mit ihr die Möglichkeit abgesprochen werden, ganze und reine Menschen zu sein. Nur Verzweiflung, nur cynischer Leichtsinn können sich aus solcher Doctrin als Folge ergeben.

1845.

Der sich reinigende reine Wille schlägt in der Signatur seiner Lauterkeit alle Sorge und Angst um die Zukunft nieder. Komme, was da wolle, sagen wir uns, wenn wir uns so von frischem zusammengenommen haben, wir sind gerüstet und fühlen neuen Muth, es mit dem Schicksal aufzunehmen. Ohnedem sind wir verloren.

In großen Krankheitskrisen stockt das äußere Leben. Alle Kraft concentrirt sich in den edeln innern Organen, einen Ruck zu machen zu neuem Leben — oder zum Tode. So geht es mir jetzt in der Krankheit meines dermaligen Umbildungsprocesses. Nach außen hin ganz unempfänglich geworden, wühlend in den Eingeweiden meines Geistes, ist meine Empfindlichkeit so groß geworden, daß ich wie eine Sensitive bei jeder Berührung zusammenschrecke. Tagelang liegen Briefe unerbrochen in meinem Pult, und ich bebe beim Erschallen des Klingelzugs vor einem Besuch, der mich in dieser Akatalepsie anträfe.

Von den Parabeln Christi, diesen an Weisheit unerschöpflichen Lebensbildern in universellen, zu jedem Gemüth sprechenden Formen, hat mich in Epochen heftiger innerer Kämpfe und seelischen Krankens die von dem Kranken am Teich zu Bethesda immer tief ergriffen. So lange liegt der Kranke am heilkräftigen Wasser — aber er hat Niemand, der ihn hineintrage. Immer läßt er sich bis zum Wasser tragen — und immer siecht er, weil er nicht hineinkommt. Christus fragt ihn scharf: Θελεις ὑγιαινειν; Willst du gesunden? Als der Kranke dies bejaht, sagt er zu ihm: Stehe auf, nimm dein Bett und wandle! ἀρε το γραββατον και πορευε! Wir müssen gesund sein wollen. Ohne diesen Willen können wir nicht genesen. Mit diesem Willen schaffen wir uns in Gott um.

Ist eine Entwickelung in uns nicht wirklich fertig, so hilft alles künstliche Abschnittmachen nicht.

Den Idealismus der Gesinnung sollen wir auch nicht in der Gewöhnlichkeit des Lebens aufgeben. Wenn wir Momente haben, in denen uns die Unterwerfung unter das Gemeine, Triviale aufgedrungen wird, so machen wir einen Fehler, denn wir treten dann mit einer falschen Vornehmheit an dasselbe heran und diese müssen wir natürlich aufgeben, denn das Gewöhnliche

ist einmal gewöhnlich. Die Feierlichkeit der Stimmung paßt nicht zur Alltäglichkeit. Schlafen, Essen, Trinken, der herkömmliche persönliche Verkehr u. dergl. muß ohne weitere Reflexion abgethan werden. In diesem Felde der Endlichkeit muß man nicht Idealen nachjagen. Es wäre ein Pedantismus des Ideals, der sich nur lächerlich machen würde. Etwas Anderes ist es, zu jeder Zeit, an jedem Ort, in jeder Lage, in allem Thun nur der Wahrheit, Reinheit, Freiheit, Schönheit leben zu wollen. Von dieser heiligen Maxime darf man keine Secunde weichen, obwol wir die Neigung haben, den Gehorsam gegen sie in uns temporär zu suspendiren, um uns, wenn es uns gelüstet, gehen zu lassen.

Mit welchen Vorstellungen und Erwartungen gehen wir in das Leben, bevor wir seine Grenzen kennen, bevor es uns selbst Resultate gegeben hat. Wie kommt so Vieles ganz anders heraus, als wir dachten und ahnten. Da fällt mir denn immer, bei diesem Unterschied von Möglichkeit und Wirklichkeit, ein Vers ein, den Lessing aus einem alten Schlemperliede anführt:

„Ich stieg auf einen Birnenbaum, Birnenbaum,
Rüben wollt' ich graben,
Da hab' ich all mein Leben lang
Nicht beff're Pflaumen geffen."

Es ist ganz ungeheuer, wie viel Verse die Deutschen machen. Kein Jahr vergeht, ohne daß mir nicht eine Menge Gedichte, Dramen, Novellen, mein Urtheil einzuholen, vorgelegt würde. Sehr ungern gehe ich daran, theils weil ich wirklich zu Dergleichen kaum Zeit erübrigen kann, theils weil das Urtheil eigentlich nur in der Hoffnung gesucht wird, es als ein bestätigendes, belobendes zu erhalten. Das negative, noch so begründete Urtheil wird meist übel empfunden. Sind nun die Productionen mittelmäßig, so wird meine Lage am schlimmsten. Ich besitze Phantasie genug, mir ein Bild von dem Stoff zu machen, wie er poetischer hätte bearbeitet werden können. Indem ich nun das wirklich vorliegende Product, weil es mittelmäßig, nicht schlecht nennen kann und gleichzeitig mich in das mögliche Gedicht verliere, spreche ich mich gewöhnlich zu milde aus und verfälsche so das eigentlich nothwendige Urtheil.

Für den Geist ist das alte Wirthschaftssystem ergiebiger als das moderne; er muß zuweilen eine Brache haben. Dann ist er wieder um so productiver.

Es ist ein sehr großer Unterschied, seine Individualität durch Bildung vollenden oder ihren Naturgrund nur mit einer gemachten Manier überkleistern, sich gleichsam eine officielle, classisch

sein sollende Scheineigenthümlichkeit für die Schaustellung einzutätowiren. Da geht alle Natürlichkeit zu Grunde. Alle etwa vorhandene ursprüngliche Eigenheit carikirt sich.

Mir fallen jetzt, wo ich zwei Drittel der gewöhnlichen Lebenszeit im Rücken habe, wo mein Schicksal mit meinem Amt, meiner immer kranken Frau, meinen Kindern verschlungen ist, oft die Schlußverse aus einem Gedicht von Gutzkow ein:

„Ich fühle wohl, daß ich im Banne liege,
Und nicht mehr weit von meinem Neste fliege."

Napoleon wollte eine Schlacht schon aufgeben. Ein General widersetzte sich. „Ja, Sire", sagte er, „wir haben sie verloren, nämlich bisjetzt. Was hält uns aber ab, sie noch wiederzugewinnen?"

Ist das nicht ein symbolischer Ausspruch für das Verhältniß unserer Vergangenheit zu unserer Zukunft überhaupt?

Unser Leben kann sich so vielseitig verwickeln, es kann gleichzeitig so heterogene Verhältnisse auf uns zusammenhäufen, daß es uns unmöglich wird, es nach allen Beziehungen hin klar zu übersehen. Dann wirken oft im Drang des Augenblicks Potenzen in uns, die, durch eine Reihe

von Vermittelungen hindurchgehend, ihre wahre Natur uns momentan verhüllen. Ich muß dann, wenn ich dies hinterher durch die oft nicht angenehmen Folgen inne werde, an einen Ausdruck der alten Metaphysik denken, der da besagte, daß in einem Zusammenhang die rationes remotiores mitwirken könnten.

Unsere Fehler sind oft die Indicatoren einer unentwickelt gebliebenen Richtung, eines nothwendigen, aber unbefriedigt gebliebenen Bedürfnisses, Anklagen unserer Schwäche, Trägheit, Ungeschicktheit.

Dem Bösen, der sich als den Bösen bekennt, muß man verzeihen. Das Fixiren des Unterschieds zwischen ihm und uns, insofern er gefehlt, ist nicht zu verabsolutiren. Gemein gegen das Vergehen und Verbrechen ist nur diejenige Nachsicht, welche, selbstbewußt schuldig, sich damit von dem Schuldigen die Bequemlichkeit erkaufen will, nicht weniger tolerant behandelt zu werden. Jeder ist übrigens, sobald man ihn genauer betrachtet, schuldig. Hier tritt jedoch die Art der Schuld ein, ob Jemand sich einfach in das Böse fallen läßt, oder ob er von demselben als einer Schwäche überrascht wird.

Das, was wir böse nennen, ist an und für sich mit unsern besten, unsern positiven Eigenschaften im engsten Zusammenhang. Unsere Mittheilungslust kann uns zu Schwätzern machen;

unser Sinn für Schönheit kann unsere Sinnenlust entzünden; unser Wohlwollen für einen Andern kann in der Form der Aeußerung die in anderm Betracht nothwendigen Grenzen verwischen; unsere Erhabenheit über das Mein und Dein kann zu einer strafbaren Gleichgültigkeit gegen den Besitz werden, die unsere Freigebigkeit von Schurken ausgebeutet werden läßt; unser Vertrauen zu Andern, diese schöne Tugend, kann gemisbraucht werden, wenn wir nicht vorsichtig, d. h. am Ende selber mistrauisch sind u. s. w.

VII.

Miscellen.

Begriffsfälschung.

Ein Nationalwerk kann doch nur ein solches sein, welches irgendwie ein wesentliches Interesse einer Nation zu einem classischen Ausdruck bringt. v. Hammer hat nun eine „Türkische Geschichte" geschrieben. Ich will gern glauben, daß sie recht gut sein mag. Was aber soll man dazu sagen, wenn dieselbe von unsern Buchhändlern als ein deutsches Nationalwerk angepriesen wird! Hätten wir nur einen Schatten von wirklichem Nationalgefühl, so müßten solche Verirrungen unmöglich sein.

Pädagogischer Wahnsinn.

Beneke in Göttingen hat ein vortreffliches Wörterbuch zu Hartmann's „Iwain" herausgegeben. Da kommen nun unsere pedantischen Grammatiker und fodern, der „Iwain" solle auf den Schulen gelesen werden. Es ist himmelschreiend. Es ist deutschthümelnder Philologenwahnwitz. Mit der Lesung der „Nibelungen", des „Evangeliums deutscher Tapferkeit", wie v. d. Hagen sie früher präconisirte, hätte man schon Erfahrungen genug gemacht haben sollen, allein sie hatte doch noch einen Sinn. Nun aber sind die

„Nibelungen" abgethan, denn „wir haben von ihnen keine so guten Handschriften, als von «Iwain»".

Buchtitelinconvenienz.

Dr. Matthäi in Göttingen schreibt (1835) ein Buch: „Die Lehre vom Geist, wider ihre Gegner allseitig gerechtfertigt." Was ist aber der eigentliche Inhalt dieser Apologie des Geistes? Eine Polemik gegen den angeblichen systematischen Druck, mit welchem die göttinger Hofrathаristokratie nach Dr. Matthäi aufstrebende Privatdocenten niederhält. Für die innere Geschichte der göttinger Universität ein sehr merkwürdiges Buch, worin auch über die Verfolgung des edeln Philosophen Krause sehr interessante Aufschlüsse vorkommen.

Druckfehlerkomik.

In einem Journalartikel fand ich heute sehr komisch immer statt: prästabilirte, prästabulirte Harmonie gedruckt.

Schulempfindung.

Einem Examen in einer sogenannten höhern Töchterschule beigewohnt. Sonderbare Empfindungen gehabt, ein achtjähriges Mädchen die verbes d'action und die verbes d'éxistence mit vielem Reflexionsaufwande unterscheiden und ein kaum zwölfjähriges die Punischen Kriege mit einer Geläufigkeit erzählen zu hören, als ob von einer gestrigen Spazierfahrt die Rede wäre. Es kam mir im Augenblick ganz unnatürlich vor.

Präcision eines Gutachtens.

In einem Gutachten eines hiesigen Arztes, das jetzt viel besprochen wird, heißt es unter Anderm: „Er habe N. N. am After und den übrigen Geschlechtstheilen gesund gefunden.“

Ein Calembour von Bessel.

An der Tafel des Prinzen Friedrich von Hessen traf ich heute wieder mit Bessel zusammen. Der große Astronom machte einen recht artigen Calembour, indem er beim Champagner sagte: „Les femmes les plus aimables du monde sont les princesses de Hesse (déesses).“

Winkelkritik.

In einem Leihbibliothekenbuch fand ich heute zu einer schulmeisternden Glosse, die Jemand einem Ausspruch Heine's hinzugeschrieben, von anderer Hand als Kritik diese Verse:

„O Dünkel,
Dein Gepinkel
Verriecht im Winkel.“

Provinzialspitznamen.

Sie sind immer mehr im Absterben begriffen. Erfuhr heute, daß die Pillauer: Mückenspritzer, und die Königsberger die Glumsenickel heißen.

Eine Probe der Heiligen Geistsprache (1836).

In London hat sich eine Secte aufgethan, die sich an einen schwärmerischen Geistlichen Irwing anschließt, das apostolische Zeitalter reproduciren

und auch die allgemeine Sprache des Heiligen Geistes reden will. Eine Seherin dieser Secte hat nun jüngsthin für Braut: Na blamiria; für Bräutigam: Na blamiorgon, und für Katze: Na Klemos gesagt. Weshalb die englischen Blätter nur diese Wörter mittheilen, weiß ich nicht. Wodurch unterscheiden sich nun wol diese Laute der vermeinten göttlichen Ursprache von denen der gemeinen Sterblichen? Da lobe ich mir doch statt dieser Producte einer hysterischen Ekstase das Hebräische und Hellenistische des alten Heiligen Geistes.

Menschenfetthandel.

In der „Revue de Paris" finde ich von Jules Janin einen sehr interessanten Artikel über die Abzugskanäle von Paris und unter Anderm die Thatsache, daß in Paris schon seit Jahrhunderten ein Menschenfetthandel besteht und daß, als Napoleon mit Luise von Oestreich sich vermählte, die zahllosen Lampions der Illumination mit Menschenfett gefüllt waren. Das nenn' ich doch kaiserlichen Luxus!

Clemens.

Der Volksphilosoph Clemens hat sich bisher (1838) vorzüglich durch sein „Manifest der Vernunft" einen Namen gemacht. Mundt in „Briefen über Hamburg", die er in einem Taschenbuch: „Delphin", hat drucken lassen, gibt von der Lebensweise dieses Mannes einige Nachrichten, die uns ein originell barockes Bild vorführen. Mundt schildert die Bacchanalien der Matrosen

auf dem „Hamburger Berge zu den vier Löwen". Zu diesen Höllenbreughel'schen Orgien bläst Clemens, um sich zu ernähren, im Orchester mechanisch die wilden Tanzmelodien, während er zugleich pausenweise Spinoza's „Theologisch-politischen Tractat" liest. Seine Schriften druckt er mit einer Tabackspresse selber.

Symbolisches.

Auf den Straßen wiederholen die Ausrufer in gemessenen, ihnen habituell gewordenen Pausen ihren eigenthümlichen Schrei, auch im tollsten Lärm, auch im dicksten Gewühl, wo eigentlich kein Mensch auf sie achten kann. Machen wir es im Grunde nicht Alle so, durch das Leben zu kommen?

Unausgesprochene Rapporte.

Wir können zu andern Menschen Verhältnisse haben, welche ihnen gänzlich unbekannt sind. Sie können unsere Empfindung, unsere Phantasie, unsern Verstand in einer Weise beschäftigen, welche ganz einseitig in uns existirt. So erinnere ich mich eines Hauses in einer stillen Straße bei der Reitbahn in Halle. Ueber der Thür desselben war in Stein ein Bär ausgehauen, der nach Honig geht. Vor diesem Hause saß barhaupt, in einem großen abgeschabten Oberrock, einen langen Stab in der Hand, auf einem Schemel ein freundlicher, blinder Greis, eine rechte Großvatergestalt. Die Seinigen setzten ihn hinaus, sich durchsonnen zu lassen. Den Winter über verschwand er. Im Frühjahr dachte ich dann, ob

er wol während der langen, dunkeln Monate in dem großen dunkeln Familienzimmer gestorben sein könnte. Kam ich nun an einem schönen Apriltage, wo schon weichere Lüfte spielten, auf einem Gang nach Giebichenstein durch jene Straße und fand den Alten mit seinem Silberhaar im Sonnenlicht sitzend, so freute ich mich über die Maßen. Er erschien mir als der Bote des Sommers und ich rief ihm innerlich einen herzlichen Gruß des Wiedersehens zu, wovon er keine Ahnung haben konnte.

Vergriechung.

Das Aeußerste von Vergriechung eines Menschen, das mir vorgekommen, ist der Herzog August Emil von Gotha. Man sehe die Schilderung desselben in Fr. Jacob's „Vermischten Schriften" (Bd. 6, 1837). Der Hellenismus war hier, nach meinem Urtheil, zur Seelenkrankheit geworden.

Lacénaire.

In Reuchlin's Schrift: „Das Christenthum in Frankreich innerhalb und außerhalb der Kirche", die jetzt in Hamburg erschienen, finde ich sehr merkwürdige Nachrichten über den Mörder Lacénaire, der 1835 hingerichtet wurde. Nach seinen Mordthaten nahm er ein Bad und besuchte dann das Theater. Er machte gern Verse. Aus seinem Leben schildert er sich selbst so:

„Plus tard enfin voleur, escroc, faussaire,
Tous les forfaits ne me content plus rien;

Pour débuter, on chippe une misère,
Et pour finir, on devient assassin.
Petits mioches,
En vos bamboches
N'oubliez pas ce précepte moral:
Dans son ménage
Faut être sage,
Sans vouloir faire en tout tems carnaval."

Den Abend vor seiner Hinrichtung dichtete er folgende Hymne an Gott:

„Dieu, que j'invoque, écoute ma prière,
Darde en mon ame un rayon de ta foi,
Car je rougis de n'être que matière,
Et cependant je doute malgré moi.
Pardonne moi, si dans ta créature
Mon oeil superbe a méconnu ta main,
Dieu — le néant — nôtre ame — la nature,
C'est un sécret, je le saurai demain."

Solche entsetzliche Erscheinungen, wie Lacénaire, tauchen aus dem wüsten Abgrunde des pariser Lebens auf, welches jetzt die Orgie so oft mit dem Selbstmorde, mit der modisch gewordenen Asphyrie, beschließt. Da liegt ein pariser Bild vor mir, auf welchem ein Elegant neben einer jungen Frau auf dem Sopha sitzt, einen reich besetzten Tisch zur Seite. Darunter die Worte:

„Nous avons bien mangé, bien bu,
Eh bien, mourrons ensemble!"

Naiv.

A. Kommen Sie doch ja recht bald.

B. Ich komme, sobald ich kann.

A. Können Sie nicht noch etwas früher kommen?

Matrosenlebenslust.

Herr v. Keudell, von seiner norwegischen Reise zurückgekehrt, erzählte mir heute unter Anderm von der lebenslustigen Phantasie der Matrosen. Mitten im heftigsten Sturm hörte er zwei norweger Matrosen sich von den Freuden des Hamburger Berges unterhalten. Daneben maßen sie mit dem Senkblei, wie tief sie zu liegen kommen würden, falls das Schiff scheiterte. „Achtzehn Faden, Christian!" sagte der Eine. Lachend erwiderte der Andere: „Da kräht kein Hund noch Hahn nach uns."

Höflichkeit eines Geistlichen.

Jachmann v. Pernau erzählt in seiner denkwürdigen Schrift: „Die Hierarchie und ihre Bundesgenossen in Frankreich", eine interessante Anekdote vom Uebermuth der Aristokratie. Unter Ludwig XV. hatte ein Edelmann sich Hostien mit seinem Wappen stempeln lassen, um nicht mit seinen Bauern dasselbe geistliche Brot zu essen. Eines Tages war der Vorrath der geadelten Hostien ausgegangen. Der Geistliche reichte daher dem gnädigen Herrn eine Hostie non armoiriée und sagte entschuldigend: „Monseigneur, il faut partager aujourd'hui la fortune du pot."

Die Hülfszeitwörter der Russen.

Bulgarin, selber ein Russe, sagt: Lügen und Stehlen seien die Hülfszeitwörter der Russen.

Ein Kriterium zwischen Barbarei und Civilisation.

Ein Hauptkriterium des Unterschiedes des Barbaren vom Civilisirten besteht darin, daß der Erstere gar keinen Sinn für Schonung der Bäume hat, während der Zweite nicht nur Bäume schont, sondern auch, die Zukunft beachtend, selber welche pflanzt. Diese Bemerkung drängt sich mir leider hier sehr oft auf, denn Baumfrevel, die aus gedankenlosem Leichtsinn, oder aus kindischer Schadenfreude am Zerstören begangen werden, kommen hier noch überhäufig vor und hemmen die löblichen Anstrengungen zur Verschönerung der Stadt in der empfindlichsten Weise.

Englisches Beneficium beim Hängetod.

Was es doch für wunderliche Dinge in der Welt gibt! In England existirt als Criminalstrafe der einfache Hängetod. Das Gesetz gestattet aber den Verwandten, den Gehängten an den Beinen zu ziehen, ihn schneller ins Jenseits hinüberzufördern. Man kann also als Verwandter dem Gehenkten eine liebevolle Aufmerksamkeit dadurch erweisen, daß man ihn tödten hilft und tödten hilft durch eine Procedur, die etwas Schauerlichkomisches an sich hat.

Caricaturen auf David Strauß.

Die Caricatur als Parteiwaffe ist uns in dem Umfang, als die Regierung sie jetzt gestattet, etwas Neues, und selber die Frommen, die erst dagegen eiferten, fangen an, von ihr Gebrauch zu machen. Strauß' Abweisung von

Zürich feiern sie als einen Sieg des Christenthums über den Atheismus und machen sie auch zum Gegenstand von Spottbildern. Auf dem einen greift ein Strauß mit der einen Klaue nach dem Crucifix, mit der andern nach dem Kelch, während der Bürgermeister Hirzel von Zürich vor ihm kniet und ihm Futter hinstreut. Auf einem andern trabt ein Casuar, gleichsam ein Pseudostrauß, in Zürich ein und die für Strauß gesinnten Mitglieder des Erziehungsraths breiten Teppiche vor ihm aus u. s. w.

Ständische Sprachnüancirung.

Beim Einsteigen in den Omnibus sagt jetzt in Paris das ancien règime zum Conducteur:

Vous me mettrez; —
die Opernsängerin:
Vous me descenderez; —
der Elegant:
Vous me jetterez; —
der Ouvrier:
Vous m'arrêterez là et là.

Zeitkritik.

O wie ist doch jetzo Alles
Fiselig, fritzelig, krumm,
Schluderig, mauderig, dumm.

Maria Hollin.

Es gibt unsterbliche Thaten, die im ewigen Gedächtniß des allwissenden Gottes strahlenhell glänzen, die aber von uns Menschen vergessen,

ja die wol gar nicht als solche anerkannt werden. In der Geschichte der Hexenprocesse kommt vor, daß die entsetzliche, an Wahnsinn grenzende Verfolgungssucht der Juristen endlich durch den Heroismus eines unschuldigen Weibes gebrochen wurde. Es war die Kronenwirthin Maria Hollin zu Nördlingen, die im Bewußtsein ihrer Unschuld alle 56 Martergrade der Tortur aushielt. Von Stund ab waren die Juristen durch diese Thatsache entmuthigt. Diese Frau verdiente so gut eine Denksäule als mancher General.

„Aufrichtig.“

In der heutigen Conversation und Journalistik begegnet man sehr häufig der Wendung: „Um aufrichtig zu sein.“ Es ist gewiß keine Bosheit, wenn man aus der Häufigkeit dieser Versicherung den Schluß zieht, daß die Aufrichtigkeit bei uns wirklich eine große Seltenheit geworden ist.

Der Gesang eines Maniacus.

Man hat schon lange bemerkt, daß in gewissen Exaltationen sich eine Neigung zu einem rhythmischen Sprechen, zu einer gesangartigen Modulation einstellt, als wollte die entfesselte Seele durch solche Bindung der Wörter gegen ihr eigenes Chaos reagiren. Heute habe ich Gelegenheit zu einer solchen Beobachtung gehabt. Ich wohne diesen Sommer bei der Stadt auf dem Lande. Ein heftiges Getöse, ein lautes Schreien auf dem Hofe, den ich von meiner Dachstube

nicht übersehen kann, reißt mich vom Arbeitstisch empor. Ich stürze die Treppe hinunter auf den Hof, zu sehen, was es gibt, und erblicke Alles auf der Flucht vor einem Wüthenden begriffen. Den Pachter sehe ich mit blutendem Kopfe seinem Hause zuwanken, während zwei seiner Knechte sich von hinten auf den Rasenden werfen, der ihm nachstürzt, ihm einen Spitzhammer aus den Händen winden, ihm auf Bauch und Brust knien und nach Stricken rufen. Ich eile mit meinem Wirth, dem Landbaumeister, herzu; wir knüpfen eine Waschleine los und helfen den Tobsüchtigen binden, dessen Augen von höllischem Feuer funkelten, dessen Mund von Geifer schäumte, der Alles zu morden drohte und die entsetzlichsten Worte gegen uns ausstieß. Er bäumte sich mit Riesengewalt ruckweise vom Boden auf, aber die stämmigen Knechte drückten ihn nieder. Es gelang endlich, indem wir ihn auf den Bauch wälzten, ihm die Hände auf den Rücken zu binden. Desgleichen banden wir ihm auch die Füße und beschnürten ihn noch einige male wie eine Mumie.

Es war ein Instmann, ein starker Mann, der von Raserei ergriffen war. In der Stube des Insthauses hatte er zuerst ein Bild, dann den Spiegel zertrümmert. Aus dem Hause hervorstürzend hatte er dem Pachter, der auf das Geschrei der Weiber herbeikam, mit einem Stein nach dem Kopf geworfen und ihn schwer verwundet. Hierauf hatte er einen daliegenden Spitzhammer ergriffen, und dies war der Moment, wo Alles voll Entsetzen mit Angstruf floh. Seine

Frau aber war schon gleich nach dem ersten Ausbruch seiner Wuth auf das nahe Feld gerannt, die Knechte zu holen. Der Anblick des Rasenden, als er am Boden lag und sich übermächtigt fühlte, war grauenhaft. Er belferte einen Strom von Flüchen.

Mühsam brachten wir ihn hierauf in das Haus und legten ihn auf ein breites, zweischläfernes Bett, auf welchem er sich vergeblich seiner Bande zu entledigen versuchte und sich etwas ruhiger zu verhalten begann. Die Knechte mußten wieder auf das Feld, der Pachter war verwundet, die Weiber fürchteten sich, der Landbaumeister mußte die Anordnungen für die Fortschaffung des Rasenden treffen, und so ersuchte man mich, einstweilen bei ihm Wache zu halten. Recht pikant, dachte ich während der zwei Stunden, die ich allein in dem Häuschen zubrachte. Die Philosophie überwacht den Wahnsinn! Die Frau des Instmanns grauete sich vor ihm und erzählte mir, daß er schon wochenlang sonderbar gewesen sei und Nachts oft gesungen habe, wie er nun auch wieder begann. Mit geringen Pausen, während welcher er zuweilen seine Befreiung versuchte, fiel er die ganze Zeit, bis der Gensdarm kam, in ein unaufhörliches Singen, das einen eigenthümlichen, monotonen Rhythmus hatte und manche Wendungen häufig wiederholte; z. B.:

„Eins ist eins, Eins ist eins,
Lieber Wilhelm, komm herein,
Aus der Flamme, aus der Hölle,
Napoleon, Napoleon,

Auf den Wäldern, in den Feldern,
Schneid' entzwei, entzwei, entzwei,
Eine Kugel soll er haben,
Soll er haben, Kater, Schmand,
Hund, o Hund, du toller Hund,
Kaiserinne, Königinne u. s. w."

Noch heute Abend wurde er auf einen Wagen geladen und auf das Irrenhaus abgeliefert.

Teller und Messer.

Ein Franzose zu einem Deutschen:
Comment dit on en Allemand assiette?

Deutscher.

Teller.

Franzose.

Tellèr? Tellèr? Comment? Il n'y a pas de sens là dedans. Mais coûteau?

Deutscher.

Messer.

Franzose.

Messert, Messert! Ah bon. Je comprends. Voilà de sens. Me-sert. Le coûteau me sert à manger. Dont je me sert à manger. Bon!

Ist nicht das Verständniß der Franzosen von unserer Philosophie oftmals nicht um ein Haar besser?

Lächerlich.

Sah heute ein stattliches Leichenbegängniß. Dem Sarge ging ein Musikchor voran. In diesem trugen zwei Männer in langen blauen Röcken Kesselpauken auf dem Rücken. Auf diese

Pauken schlugen nun die Pauker con amore los, sodaß es in einiger Entfernung aussah, als prügelten sie ihre Vorgänger. Höchst lächerlich!

Kühnappel's Fatalismus.

Eine wahre Zuversicht in seinem Handeln kann der Mensch nur haben, wenn er gut handelt, denn in diesem Fall kann er sich mit den Fundamenten, auf denen die Welt gebaut ist, in Einklang wissen. Der böse Mensch kann dies nicht. Er muß, was er thun will, selbst verurtheilen, denn es ist gegen die Gesetze der Welt. Und doch möchte er es gern thun. Nun fängt er an, sich selbst zu betrügen. Er versucht, seinem Thun den Charakter einer höhern Nothwendigkeit zu geben. Er möchte die Schuld gern von sich abwälzen und sucht Orakel auf, die ihm verkünden sollen, daß das Böse, wozu seines Herzens Gelüst ihn treibt, vom Schicksal schon beschlossen, also eigentlich schon gethan ist. Er führt dann das Unabwendbare nur aus und nicht er, sondern das Schicksal, dieses unbestimmte, Alles bestimmende Wesen, handelt. Die eigentliche Schuld fällt sonach auf das Schicksal, nicht auf ihn, dessen es sich nur als Werkzeug bedient. Kühnappel, der Mörder unsers ehrwürdigen Bischofs v. Hatten, wechselte sein Orakel mehrfach, um die Unthat aus sich herauszusetzen und sie einem Fatum zu imputiren. Er zählte seine Knöpfe ab. Er pointirte seinen Verlust im Spiel. Er beschloß den Mord endlich, wenn der Mond binnen einer Viertelstunde drei mal hinter die

Wolken ginge. Der Mond ging vier mal dahinter. Die alte Zweideutigkeit der Orakel. Er ermordete den edeln Greis. Ein winzig Stückchen Futterkattun von einer Larve, die er sich vorgebunden, im Zimmer des Bischofs am Boden liegend, wurde der Verräther wider ihn, weil man davon auch auf seiner Stube ein Stück fand.

Dressur.

Ein hiesiger Offizier hielt Dutzende von Stieglitzen und Zeisigen, welche lernen sollten, sich das Futter und Saufen auf einer kleinen Leiter in ihren Käfig hinaufzuziehen. Wenn sie nun, wie er sich ausdrückte, keine Anlage zeigten, so mußten sie ohne Gnade verhungern. Er hatte auch eine große Liebe zu Kartenkunststücken und übte, die Volte schlagen zu lernen, täglich, anderthalb Jahre hindurch, im Zimmer auf und abgehend, zwei Stunden lang, bis er sich eines Tages mit sich zufrieden erklärte.

Fichte und der maître de langue.

Heute wurde mir eine köstliche Anekdote von Fichte erzählt. Als er hier in Königsberg war, kam er zufällig in einem Kaffeehause mit einem französischen Sprachmeister zusammen, der außerordentlich niedergeschlagen war und Fichte's lebhafte Theilnahme erweckte.

Fichte.

Qu'avez vous donc, Monsieur?

Maître de langue.

Ah, Monsieur, si vous saviez! J'ai eu une grande perte.

Fichte.

Quoi donc, s'il vous plait?

Maître de langue.

Un manuscrit: Idée de la langue Française.

Fichte.

Monsieur, alors vous pourriez vous consoler. Des idées, on ne peut guère les perdre.

Maître de langue.

Vous avez beau dire, Monsieur le philosophe. Quant aux idées, vous avez raison. Mais quant aux anecdotes, c'est bien autre chose. C'est cruel.

Wörtlich.

Ein Geistlicher zu einem andern:

„Besonders schwierig, Herr Bruder, ist bei uns die cura animarum. Nicht wahr?"

Der Andere:

„Ja, Herr Bruder, das ist eine ganz verfluchte Schmiere."

Frömmigkeit, Christlichkeit, Kirchlichkeit.

Früher war von der Frömmigkeit die Rede, dann als der Rationalismus aufkam, von der Christlichkeit. Nunmehr spricht man nur von der Kirchlichkeit. Die Geistlichen klagen über den

Verfall nicht der Religion, aber der Kirchlichkeit, in den Gemeinden, in den Schulen, auf den Gymnasien und Universitäten. Aber ich gebe die Thatsache gar nicht zu, daß die Unkirchlichkeit so groß geworden. In allen Städten noch, in denen ich längere Zeit gelebt habe, konnte ich beobachten, daß es geist- und gemüthvollen Predigern, gleichviel welcher Confession oder theologischen Richtung sie angehörten, niemals an Zuhörern fehlte, und ich selbst habe sie in der Regel fleißig besucht. Was aber Gymnasien und Universitäten betrifft, so geben sich diese ja auch gar nicht für kirchliche Institute aus. Theologische Bildung allerdings soll auf ihnen unter Anderm auch gewonnen werden können. Feine Zucht und christliche Sitte soll auf ihnen auch herrschen. Aber um des Himmels willen, aber um der Kirchlichkeit willen, wolle man doch Gymnasien und Universitäten nicht verkirchlichen! Wozu ist denn die Kirche da? Mag die Sonne des wahren Glaubens alle Sphären unsers Lebens allbefruchtend durchdringen, aber officielles Singen, Beten und Predigen bleibe eben der Kirche als eigenthümliche Function aufbewahrt, welche durch solche Kraft der Unterscheidung den andern Gebieten gegenüber an frischem Reiz gewinnt. Macht dem Gymnasiasten die Classe, dem Studenten den Hörsaal zur Kirche, so profanirt ihr das kirchliche Mysterium, so confundirt ihr ganz verschiedene Zwecke, so entfremdet ihr die jungen Leute dem sonntäglichen, freiwilligen Besuch der Kirche. Suum cuique! Oder ist es euch nur um die abstracte

Herrschaft zu thun? Ich möchte wol wissen, was der liebe Gott über die Morgenandachten der Studenten zu Oxford und Cambridge für ein Urtheil fällt!

Omen.

Da haben wir's! Nun wundern sich die Leute, daß Napoleon so viel gearbeitet habe. Im Nachlaß des Cardinals Fesch hat man noch viele Papiere aus seiner Jugendzeit namentlich gefunden. Nun sind die Dickköpfe außer sich, wo er, der Schlachtengott, der Gesetzgeber, in einem so kurzen Leben die Zeit dazu hergenommen. Wie seltsam ist es aber, daß die letzten Worte, die er als Schüler in ein Geographieheft schrieb, diese sind:

„Helena, eine kleine Insel im Ocean."

Liszt.

Unsere philosophische Facultät hat den Klavierspieler Liszt, der hier Furore macht, zum Doctor der Musik creirt, was zuvor nur ein einziges mal von ihr, nämlich mit Haydn, geschehen ist. Heute, am 14. März 1842, habe ich ihm mit meinen Collegen, dem Mathematiker Jacobi und dem Chemiker Dulk, das Diplom im Deutschen Hause feierlich überreicht. Jacobi, als Dekan, ergoß sich in einer längern Rede, die vortrefflich war, vom Bunde zwischen Kunst und Wissenschaft handelte und an die Verehrung erinnerte, welche die antiken Philosophen der Musik gewidmet hätten. Auch wußte er eine schöne

Charakteristik Liszt's und der Wirkungen seines Spiels auf die Jugend einzuflechten. Liszt antwortete uns Deutsch, sehr gefühlvoll und in sehr gewählten, elegant seelenvollen Ausdrücken. Nachher tranken wir Champagner. Dieser geniale Künstler ist wirklich zugleich ein höchst liebenswürdiger Mensch ohne Prätension und Rückhalt. Ich hatte eine Woche vor seiner Ankunft G. Sand's reizendes Buch: „Un hiver au midi de l'Europe", im „Königsberger Literaturblatt" angezeigt und darin, dem allgemeinen Gerücht folgend, auch gesagt, daß er es gewesen, der die Sand nach Majorca begleitet habe. Er sagte mir aber, daß nicht er, sondern Chopin dieser Begleiter gewesen.

Mord aus Aberglauben.

Trotz alles Rühmens von Aufklärung spukt doch noch viel entsetzlicher Aberglaube in der Welt. Gestern erzählte mir ein Jurist von einem Manne, der vor einiger Zeit in Insterburg hingerichtet worden. Er hatte viel gestohlen, aber noch mehr gemordet, weil er nämlich den Aberglauben vieler Diebe theilte, daß aus Menschenfett gegossene Lichte unsichtbar zu machen die Kraft hätten. Um daher seine Diebstähle in aller Ruhe begehen zu können, mordete er; der Mord sollte ihm lediglich Fett schaffen. Das Glück bestärkte ihn in seiner fürchterlichen Verblendung, bis er sein Auge auf einen Schäfer warf, dessen dicker Bauch ihm ein vorzügliches Fett zu versprechen schien. Lange schlich er ihm nach, bis er ihn unbemerkt in einem

Wäldchen erschlug und ausweidete. Ein Zank mit seiner um die Sache wissenden Frau wurde die Veranlassung zu seinem Verrath.

Habent sua fata libelli.

Da jetzt in Folge der fieberhaften politisch-kirchlichen Unruhe, die seit **1840** in unserer Stadt herrscht, so viel von ihr in allen Blättern die Rede ist, so habe ich in meinen „Königsberger Skizzen" ein Conterfei ihrer Topographie, ihrer Eigenthümlichkeiten und dermaligen Zustände zu geben versucht. Ich fand aber mit dem Buch, obwol ich es den Bürgern Königsberg widmete, hier keinen Verleger, vielleicht weil die hiesigen Buchhändler fürchteten, bei der Stadt irgendwie damit anzustoßen. Ich habe es daher wunderlich genug in Danzig verlegen müssen. Der danziger Buchhändler hat nun ohne mein Vorwissen eine Subscriptionsliste darauf in hiesiger Stadt eröffnet, die, wie ich mich heute selbst überzeugt habe, recht guten Fortgang hat. Es klopfte nämlich heute früh bei mir und ein Colporteur trat herein, der mir die Liste vorlegte. Curioses Ansinnen! Ich sollte auf mein eigenes Buch subscribiren. Der Colporteur war mechanisch Haus für Haus gegangen und ich hatte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß ich gar kein Interesse haben könnte, das Buch zu kaufen, weil ich es selber geschrieben. Erst dem Accentuiren des identischen Vornamens zwischen mir und dem Autor des Buchs wich die vis inertiae des Zudringlichen.

Eintheilung der Theologen.

Gestern Abend, als in einer Gesellschaft von Theologie die Rede war, erinnerte Jemand an das Wort: „Pectus facit theologum." Allerdings, meinte hierauf ein sarkastischer Mediciner, müsse man die Theologen überhaupt in Pectoral- und in Abdominaltheologen eintheilen.

Du sollst, was deine Substanz, nicht verrathen.

Gestern war ich mit dem Dampfboot nach Pillau gefahren. Auf dem Rückweg wurde es etwas nebelig. Ein Kreis von Männern setzte sich, da von schönen Aussichten nicht weiter die Rede sein konnte, auf dem Deck um einen Tisch, Punsch zu trinken, Cigarren zu rauchen und Geschichten zu erzählen. Ich gesellte mich zu ihnen, da ich Allen bekannt war. Hier wurde nun unter Anderm folgende merkwürdige Geschichte aus der Provinz erzählt, die recht augenscheinlich darthut, wie man die Substanz seines Standes unter keiner Bedingung preisgeben darf, weil man damit sich selbst vernichtet:

Ein Pfarrer lebte mit dem Amtmann seines Dorfs, der den Titel Amtsrath führte, in Zwietracht. In der Katechese fragte er die Kinder, ob es nicht gottlos sein würde, wenn man Hunde mit dem Namen Gott oder Jesus rufen wollte? Die Kinder stimmten sofort ein. Ob es aber angänglich sei, Hunde als Prinz, Prinzesse, Comtesse zu taufen? Dies bejahten die Kinder und führten wegen der Comtesse Beispiele aus ihrer

Erfahrung an. Ob es also wol, fuhr der Pfarrer fort, unerlaubt sein würde, einen Hund Amtsrath zu taufen?

Mit sichtlichem Erschrecken lehnten die Kinder diese Zumuthung ab. Sie hatte aber einen so heftigen Eindruck auf sie gemacht, daß sie davon zu Hause erzählten, und so verbreitete sich die Geschichte dieser frivolen Katechese, bis sie auch dem Amtsrath zu Ohren kam. Dieser wollte sich rächen. Er lud den Pfarrer freundlich zu sich unter der Bedingung ein, den Abendmahlskelch mitzubringen, aus demselben mit ihm Freundschaft zu trinken. Der Pfarrer ging darauf ein. Der Amtsrath aber hatte heimlich Zeugen bestellt, die auf ein Zeichen aus einem Nebenzimmer hervortraten, als der Pfarrer den Kelch voll Wein geschenkt hatte. Der Amtsrath denuncirte ihn und der Pfarrer wanderte auf die Festung.

Die Ewigkeit der Idylle.

Alle wahren Elemente der Menschheit sind unverwüstlich. Auch die Idylle lebt ewig fort. Heute ging ich über die Haide tiefer als sonst in den Wald nach Damenhof zu. Als ich mit der sinkenden Sonne zurückkam, fand ich am Saum des Waldes auf einem moosigen Hügel einen Schäfer sitzen, der seinen Schafen lustig auf der Schalmei vorblies. Es war in der roth anhauchenden Beleuchtung ein bezauberndes Bild, wie es nur ein Cervantes auf den grünen Rasen hin erzählen könnte. Glücklicher Schäfer! Dich plagt nicht der Gedanke an die Ringe des

Saturnus, an Schelling's Potenzen, an den Socialismus, über welche Themata ich mir in der Waldeinsamkeit zwischendurch den Kopf zerbrochen hatte. Solche Naturmenschen erhalten in den untersten Schichten eines Volkslebens die urweltliche Gesundheit.

Das Alte wird wieder neu.

Mein College, der Mathematiker Jacobi, erzählte mir heute mit seinem unvergleichlichen Humor einen kostbaren Passus aus seiner englischen Reise. Er fuhr von London zu Schiff nach Edinburg. Unterwegs zündete er sich gemüthlich seine Pfeife an, indem er Stahl, Stein und Schwamm hervorholte. Neugierig sammelten sich um ihn einige Yankees aus Boston und Neuyork, folgten gespannt jeder seiner Manipulationen und bewunderten schließlich diese „ingeniose Methode" als eine „new invention".

Bogumil Goltz.

Sommer 1843. In diesen Tagen hat mich ein sehr interessanter Mann besucht, Bogumil Goltz, der in Gollupp, einem Städtchen Westpreußens unweit Thorn an der polnischen Grenze, lebt. Er ist in Warschau geboren, hat hier und in Breslau studirt, große Güter in Polen bewirthschaftet, Unglück aller Art gehabt und sich seit zehn Jahren in ein bescheidenes Privatleben zurückgezogen. Hier hat er ungeheuer viel gelesen, gedacht, geschrieben. Es ist grenzenlos, was er in seiner Einsamkeit Alles in sich durch-

gearbeitet hat. Seine Kraft zu schildern ist gewaltig. Er hat mir von Warschau mit einer mikroskopisch-plastischen Anschaulichkeit erzählt; originelle Scenen aus seinem vielbewegten Leben mit einem unvergleichlichen Humor vorgetragen; Anekdoten aller Art förmlich in Scene gesetzt; tiefe Anschauungen des Lebens mit einer sittlichen Energie und religiösen Weihe ausgesprochen, daß er mir Philosoph, Dichter und Priester zugleich zu sein schien. Er führte einen großen Koffer mit Manuscripten bei sich, aus denen er mir über die verschiedensten Themata halbe Tage lang vorgelesen hat. In Dem, was er schreibt, merkt man die Vereinsamkeit seiner Production öfter an einer gewissen Breite, an einer zuweilen maßlosen Wiederholung von Lieblingsantithesen, die bei ihm festgeworden sind, an einem ihm unbewußten Uebergehen aus dem Wichtigen in das Nebensächliche, das er oft noch mit derselben Ausführlichkeit behandelt. Er hat einen Reichthum ihm ganz eigenthümlich angehörender Kategorien von instinctlichem Wissen, von Cavalierästhetik, von Illuminationen der Darstellung, von Natur und Uebernatur, von Symbolik des Geschehens, von der Heiligkeit der Scham, von der Macht der Fühlungen, vom Profanen, vom Schulformalismus, vom Witz u. s. w. Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man ihn zum ersten male darin reden hört, aber man merkt bald, daß diese Terminologie bei ihm vollkommen durchgearbeitet, Fleisch und Blut geworden und mit seiner ganzen markigen Persönlichkeit innigst verwachsen ist. Er

hat ein unglaubliches Bedürfniß, Alles, was ihm vorkommt, zu durchdenken. Hegel's „Encyklopädie" und „Phänomenologie" stellt er sehr hoch, wie heftig er auch gegen den instinctlosen, abstracten Begriffspedantismus der Hegelianer declamirte, die in ihrem scholastischen Hochmuth alle Mysterien profanirten und alle Individualität nivellirten. Der Ausspruch Hegel's, daß der denkende Geist sich der Methode als einer Zucht unterwerfen müßte, hatte ihn tief ergriffen. Bei ihm selber ist zwischen den weiten Contouren eines sehnsüchtigen Idealismus und zwischen der scharfen Penetration, womit er die einzelne Erscheinung ergreift, noch ein gewisser Hiatus, den er vorläufig noch mit Postulaten, Protesten und humoristischen Wendungen ausfüllt. Er hat mir den Unterschied im Bau des Racepferdes und des gemeinen Pferdes, das hier Kunter genannt wird, mit einer Gründlichkeit, Klarheit und ästhetischen Sinnigkeit beschrieben, daß ich ihn nicht genug bewundern konnte. Ueber solche Anerkennung freute er sich dann ungemein, konnte aber auch bei Tadel oder noch mehr Gleichgültigkeit in eine schreckliche Vertrübtheit verfallen. So las er mir einen langen, langen Aufsatz über die Einheit der Identität und des Unterschiedes offenbar mit der Intention vor, mir gerade, dem Schulphilosophen, damit zu imponiren. Ich hörte ruhig, allein ohne besondere Zeichen des Beifalls, zu. Als er fertig war, fragte er mich ausdrücklich um mein Urtheil. „Lieber Goltz", erwiderte ich, „was soll ich sagen? Es ist schon richtig, was Sie da auseinander-

setzen, aber Sie werden begreifen, daß ich dadurch nicht enthusiasmirt werden kann.“ — „Wie so?“ fragte er erschrocken. — „Bedenken Sie doch, daß solche Expositionen zu machen zu meinem täglichen Brote gehört.“ — „Sie haben Recht!“ rief er, schlug sich mit komischem Pathos, aber sehr bekümmert, vor die Stirn, war nicht zu bewegen, noch etwas Anderes an diesem Tage zu lesen, sondern packte seine Papiere zusammen und ging, denn er konnte sich den Misgriff, wie er es nannte, mir gegenüber selber den Schulphilosophen gemacht zu haben, augenblicklich nicht verzeihen. Er ist bei aller herkulischen Kraft ein kindlicher Mann, der uns auch beim Schulrath Lucas Scenen aus seiner Kindheit vorgelesen hat, die voller Gemüth und dabei höchst malerisch gezeichnet waren. Er ist eine jener grandiosen Figuren, die aus der erhabenen Sehnsucht unsers nordischen Idealismus hervorgehen und die mit einer gewissen romantischen Gebrochenheit kämpfen. Ich suchte dem wackern Manne Muth einzusprechen, wenn er sein bisheriges Thun geringschätzte und an dem Verdruß würgte, vierzig Jahre seines Lebens ohne sonderliches Resultat hinter sich zu haben. Er nannte sich ironisch immer einen Manuscriptenbesitzer und wollte hier einen Verleger suchen.

Poesie der trockenen Juristen.

Manche Wissenschaften gelten für trocken. Logik, Mathematik, Jurisprudenz vorzüglich. Ich halte dieses Urtheil für ein seichtes Vorurtheil. Dem Leichtfertigen erscheint jede Wissenschaft trocken,

sobald sie ernst wird und sich in ihr Detail ausbreitet. Selbst in der Terminologie blitzt oft die Poesie auf, wie wenn z. B. die Mathematiker von der Osculation reden. Bei den Juristen kommen auch solche Ausdrücke vor. Z. B. **Mantelkind** nennen sie ein außer der Ehe erzeugtes Kind, das aber bei förmlichem Eingehen derselben unter dem Mantel der Liebe mit in sie genommen wird. **Frühling** aber nennen sie ein während der Brautzeit erzeugtes Kind, das in der Ehe geboren wird.

Providentia specialissima?

Die Gräuel der Vorgänge am badischen Hofe sind bedenklicher Art (1844), aber das Zeitungsraisonnement darüber ist noch bedenklicher. Als nach Sarachaja's Tode Haber ausrief: „Sehet, Gott hat gerichtet!" sprach er doch wirklich nur den Gedanken aus, den unsere Mittelalterigen immer mit dem Duell verbinden, ein Gottesgericht in ihm zu sehen. Weil dasselbe jedoch diesmal nicht im Sinne der Göler'schen Partei ausgefallen, so kommt nun ein Artikel der „Allgemeinen Zeitung" geschwind herbei und predigt, „daß es den Namen der göttlichen Vorsehung entweihen hieße, wenn man Gott in die kleinen Zänkereien unsers Privatlebens hineinziehen wolle". Jene Vorgänge, welche Wochen hindurch die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland in Anspruch nahmen, sind mit einem male nur „kleine Zänkereien" und der Tod eines Menschen im Duell eine „zufällige Privatbegebenheit", die Gott nichts

angeht. Wäre Sarachaja leben geblieben, würde das Raisonnement das gerade entgegengesetzte gewesen sein.

Ein Oxymoron.

Ein sehr beliebter Prediger, der durch seinen Geist und seine freisinnige Richtung ein Publicum aus den verschiedensten Gemeinden der Stadt um sich versammelte, sagt: „Zu mir kommen die Leute in die Kirche, die nicht in die Kirche gehen."

Witzspiel der Historie.

Aus Dahlmann's „Geschichte der englischen Revolution" lerne ich, daß der Mann, welcher Heinrich VIII. eigentlich auf den Gedanken der Constituirung der Anglikanischen Kirche brachte, auch Cromwell hieß. Als er Miene machte, der kirchlichen Thronrevolution eine Wendung etwas ins Deutsche zu geben, ließ Heinrich diesen Cromwell hinrichten, unahnend, daß ein Puritaner Cromwell es sein würde, der einen englischen König hinrichten ließ.

Ein Wortungeheuer.

Heute starrte ich in einem französischen Journal ein Wort an: „Senscommunologie", bis ich aus dem Context ersah, daß vom sens commun die Rede war.

Infernale Erfindungen.

Was nur die höllischste Phantasie ersinnen kann, existirt horribile factu in der Geschichte.

In der trefflichen historischen Studie der unerschöpflichen G. Sand: „Jean Ziska“, finde ich folgende Scheußlichkeit. Als die Taboriten im Hussitenkriege ihr Lager im Schloß Karlstein hatten, warfen die Belagerer, um Krankheiten darin zu erzeugen, auch 2000 mit Unflath und mit Cadavern gefüllte Tonnen in dasselbe. Die Belagerten suchten sich durch ungelöschten Kalk und Arsenik zu schützen.

Witz der Jesuiten.

Die Lectüre der Zeitung, die mir gleich Morgens gebracht wird, gewährt mir in der Regel irgendeine unterhaltende Thatsache, die mich im Stillen den Tag über beschäftigt. Heute zehre ich davon, daß nach der heutigen Zeitung die Jesuiten Voltaire's Landsitz, Ferney, käuflich an sich gebracht haben. Wie witzig diese Rache!

Hegel über königsberger Anekdoten.

Mein Freund, Professor Sietze, der jetzt zum Besuch hier ist, hat mir heute einen Brief von Hegel an ihn vom 14. December 1830 mitgetheilt, worin folgende Stelle vorkommt:

„Für die ergötzlichen Anekdoten über Kant und Hamann danke ich; zu denen über Schäffner paßte das Bild ganz, das ich mir aus seiner Autobiographie von ihm gemacht. Wenn die Königsberger Engländer wären, wären längst Sammlungen davon im Druck erschienen. Vielleicht Ihr Interesse an Hamann und dann Ihre humoristische Ader und die gute Gelegenheit ver-

anlaßt Sie, in horis subsecivis, einer von Juristen von je wohlbenutzten Zeit, Dergleichen zu colligiren und uns zum Besten zu geben."

Nonnenphantasie.

Classische Nonnentheologie! In einem Kloster zerbrachen sich die Nonnen den Kopf darüber, was doch wol aus der Vorhaut Christi geworden?

Eine Aehnlichkeit.

A. Sie halten also N. N. für einen Schwachkopf?

B. Gewiß, wenn er auch mit Platon große Aehnlichkeit hat.

A. Mit Platon? Sie erstaunen mich.

B. D. h. mit Platon's Büste.

A. Wie? Sie finden zwischen Platon's Zügen und diesem Gesicht Verwandtschaft? Sie werden mir unverständlich.

B. Erlauben Sie eine Erläuterung. Ich behaupte, der Kopf jenes Gelehrten hat Aehnlichkeit mit Platon's Büste, nämlich von innen. Ist er nicht ebenso leer?

„Das ist das Loos des Schönen auf der Erde."

Bei dem Monstercommers unsers jetzigen Universitätsjubelfestes (1844) im Vork'schen Garten machte der Improvisator Volkert ein Gedicht: „Die Asche Deutschlands", dessen Vortrag die grenzenloseste Begeisterung erzeugte. Man brachte dem geliebten Deutschland, das man vor den trunkenen Blicken als nie dagewesenen Phönix

aus seiner Asche erstehen sah, man brachte dem Dichter Hurrah auf Hurrah und trank dabei mit germanischer Innigkeit. Das war vorgestern Nacht. Heute erzählt sich Alles von dem schönsten Gedicht, das Volkert jemals gemacht habe. Aber welch trauriges Schicksal! Kein Mensch, auch Volkert nicht, kann auch nur Eine Zeile von der schönen Asche Deutschlands recitiren, so gründliche Commerslethe ist bei Allen darüber hingeflossen.

Die Völkerunion in Jerusalem.

Dr. Schulz, früher hier Privatdocent der orientalischen Sprachen, jetzt preußischer Consul in Jerusalem, ist augenblicklich zum Besuch hierhergekommen und machte mir gestern Abend eine sehr lebhafte und detaillirte Schilderung von Jerusalem. Sie kam im Grunde darauf hinaus, daß es nicht nur eine Stadt von Städten ist, was man ja von mancher Stadt sagen kann, sondern daß diese Städte auch verschiedenen Nationen angehören. Aber in Einem Quartier versammeln sich doch alle Nationen wieder. In Ein Quartier entsenden sie alle Angehörige. In ihm finden sich der Jude, der Araber, der Türke, der Franke, sei er Engländer, Franzose, Italiener, Spanier, Russe, Deutscher, bete er zu Jehovah, zu Allah, zu Christus, in ihm finden sie sich in derselben fürchterlichen Lage zusammen: es ist das Quartier der Aussätzigen, wo die scheußlichste Krankheit die Völker im Elend vereint und von den Ihrigen absperrt.

Frühlingsrausch.

Der Winter in Königsberg ist entsetzlich. Sieben Monate lang in Kälte, Feuchtigkeit, Düsterheit, Sturm und Koth zu existiren, nur in Mänteln und in Ueberschuhen gehen zu können, in den Stuben, welche der Ost- und Nordwind trifft, trotz alles Heizens, doch nur eine mäßige Wärme erzeugen zu können, es ist ebenso unangenehm, als langweilig. Und auch unser Sommer ist oft, wie man hier zu sagen pflegt, nur ein grün angestrichener Winter. Aber wie berauscht dann auch der plötzlich kommende Lenz! Wie ist Alles verwandelt! Wie fühlt sich Alles verwandelt! Wie strahlt die Welt in verklärter Wonne, als wüßte sie gar nichts von Ungemach und Noth! Und wie tief empfindet man dann die Schönheit eines Tages, wie des heutigen 10. Mai. Der Himmel lächelt, die Erde begrünt sich, die Wasser fließen wieder, die zierlichen Sommerschwalben zwitschern. Lustig flattern am Holländer Baum die Wimpel der Schiffe, die in Scharen von Pillau heraufsegeln. In bunten leichten Kleidern eilen die verzückten Menschen in die wärmere Luft und ich höre in mir nichts, als Platen's Verse:

„Der Frühling naht, der Frühling naht,
O wonnigliche Reiselust,
An dich gedenk' ich früh und spat,
Mai, Juni, Juli und August!“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.